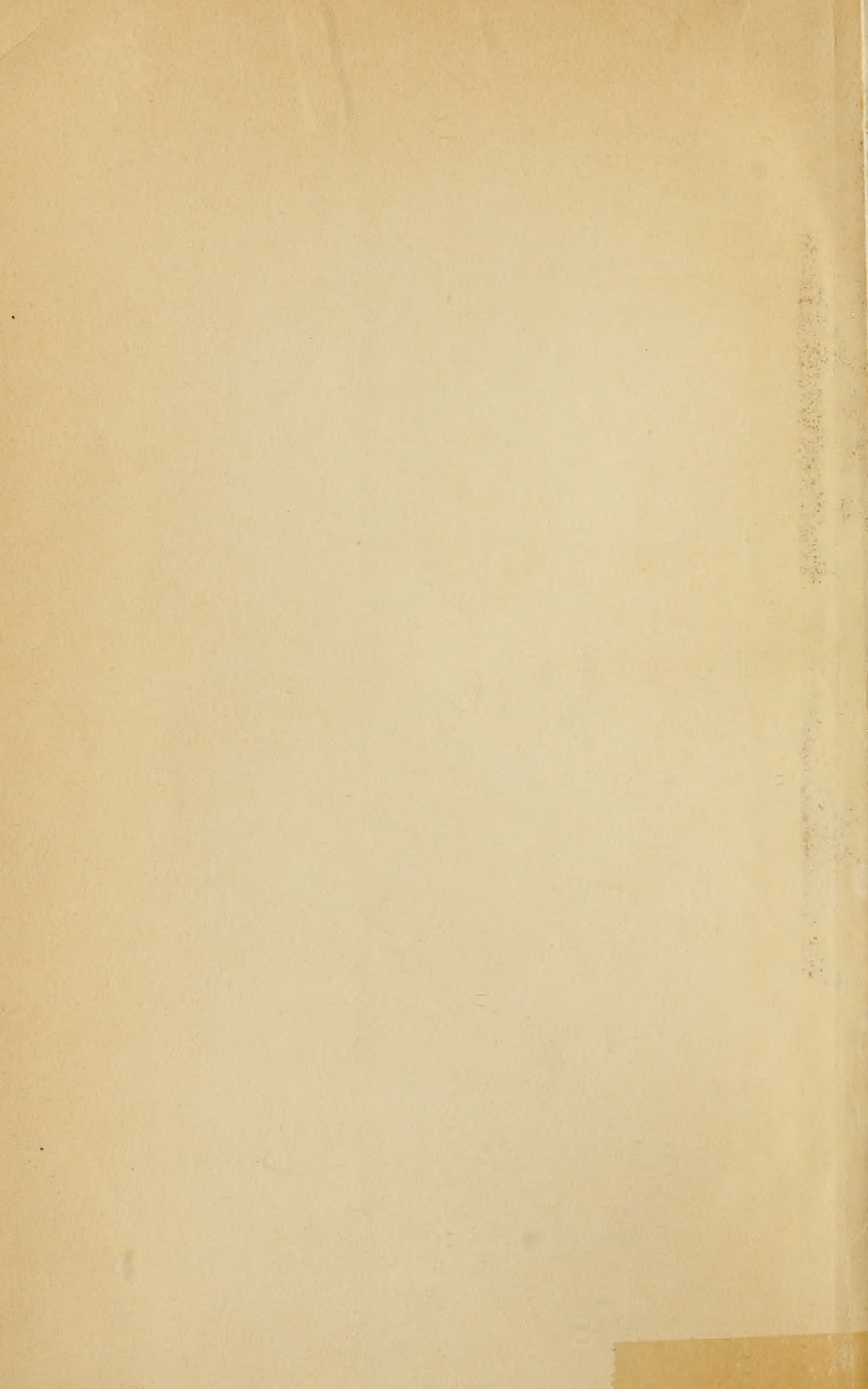

3 1761 07043543 3





POLNISCHE BIBLIOTHEK
BEGRÜNDET UND HERAUSGEGEBEN VON
DR. A. V. GUTTRY, W. V. KOŚCIELSKI
ZWEITE ABTEILUNG / ERSTER BAND

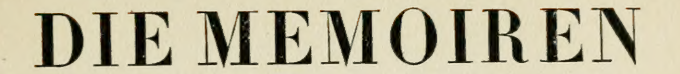
DIE MEMOIREN KÖNIG PONIATOWSKIS

ÜBERSETZT VON I. v. POWA

EINGELEITET VON A. v. GUTTRY

MIT 32 BILDBEIGABEN





DIE MEMOIREN

DES

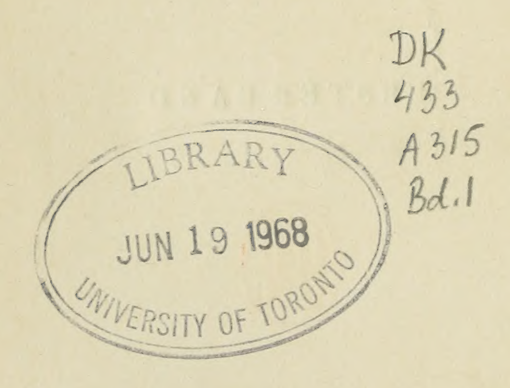
LETZTEN KÖNIGS VON POLEN

STANISŁAW AUGUST PONIATOWSKI

ERSTER BAND



GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN


LIBRARY
JUN 19 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

INHALTSVERZEICHNIS

ERSTER TEIL

ERSTES KAPITEL 3

Meine Kindheit. — Ursachen meiner Gefangennahme. — Charakter meiner Mutter. — Meine Erziehung. — Śliwicki. — Meine erste Reise. — Notwendigkeit eines Feldzugs. — Mein Eid. — Kaunitz. — Löwendal — Moritz von Sachsen. — Berg-Op-Zoom. Seigneur de Court. — Bouquet. — Breda. — Das holländische Lager. — Begeisterung der Holländer für den Prinzen von Oranien. — Aachen. — Meine Erkrankung. — Rückkehr nach Warschau. — Reichstag unter dem Vorsitz von Siemieński vom Jahre 1748.

ZWEITES KAPITEL 19

Porträt des Fürst-Kanzlers Czartoryski. — Heirat meiner jüngsten Schwester. — Porträt meines Schwagers Branicki. — Porträt des Fürsten Sapieha. — Porträt Sułkowskis und des Grafen Brühl. — Vervollkommnung meiner Erziehung durch meinen Onkel, den Kanzler. — Beschreibung, wie zu jener Zeit unsere Tribunale zusammengesetzt wurden. Bericht, was im Jahre 1749 dabei geschah. — Edle Handlung Mokronowskis. — Porträt der Kastellanin von Kamińsk. — Porträt Wielopolskis, des Kronfähnrichs. — Betrachtungen über seine Gleichgültigkeit gegenüber Neuig-

keiten. — Erste Erwähnung Kayserlings. Sein Einfluss auf meine Bildung. — Sein Rat. — Ich werde nach Berlin geschickt. — Lieberkühn. — Bülow. — Die Frauen in Berlin. — Der König von Preussen. — Sans-Souci. — Erste Erwähnung des Chevalier Williams. — Mniszech heiratet Brühls Tochter.

DRITTES KAPITEL 51

Zum erstenmal Landbote. — Ursache der Auflösung des ausserordentlichen Reichstags vom Jahre 1750. — Meine Beziehungen zu Williams werden inniger. — Meine Reise nach Sachsen. — Beschreibung des Aufenthalts in Hubertusburg. — Erste Erwähnung der Gräfin Brühl. — Meine erste Reise nach Wien. — Das Haus Dietrichstein. Das Haus Harrach. — Von Zinzendorf. — Graf Firmian. — Prinz Joseph Wenzel Lichtenstein. — Luchesi. — Die Prinzessin von Savoyen. — Fräulein Kotulińska. — Rückkehr nach Polen. — Łubnice. — Skizze eines Porträts des Fürsten Czartoryski. — Seine ersten Gunstbezeugungen. — Sein Porträt nach den Aussagen meiner Mutter und meinen eigenen Beobachtungen. — Bild meiner Familie bis zum Jahre 1752. — Porträt meines Vaters. — Als Kommissar in Radom. — Erste Reise nach Fraustadt. — Mein Landtag von Łomża.

VIERTES KAPITEL 83

Durchreise des Königs in Białystok im Jahre 1752. — Jagd auf Auerochsen. — Das Abenteuer von Choroszcza. — Reichstag von Grodno 1752. — Beschreibung des Lebens in Grodno. — Beschreibung des Hauses Radziwiłł. — Heirat des Generalwachtmeisters Prinzen Lubomirski. — Umrisse des Porträts der Grossmarschallin. — Meine Abreise im Jahre 1753. — Ich nehme die Przemyśler Starostei an. — Durchreise durch Ungarn. — Zweiter Aufenthalt in Wien. — Flemming, Kayserling, Williams. — Krankheit des letzteren. —

Ankunft und Porträt des Fürsten Kaunitz. — Porträt Maria Theresias. — Meine Ankunft in Sachsen. Das Lager von Ibickau. — Mein Streit mit Lichtenstein. — Meine Reise mit Williams. Hannover. — Im Haag. — Sir Yorke, Gesandter Englands. Graf Bentinck. Prinz Ludwig von Braunschweig. Das Triumvirat. — Der Gerichtsschreiber Fagel. Der Admiral Shryver. Die beiden Bürgermeister Hop und de Dieu. — Kauderbach. Der Jude Svasso. — Cröning.

FÜNFTES KAPITEL 107

Ankunft in Paris. Madame de Bezenval. — Madame de Broglie. Ihr Bruder, Baron de Bezenval. Graf Friese. — Mylord Albemarle. — Herzogin de Brancas. — Herzog von Richelieu. — Ludwig XV. Die Königin. — Madame de Pompadour. Der Dauphin, Vater Ludwigs XVI. Seine Frau. Seine Schwestern. — Marschall de Noailles. Seine Fragen. Mein Abenteuer. — Madame Geoffrins Rüge. — Reise nach Pontoise. — Madame de la Ferté-Imbault. — Porträt von Madame Geoffrin. — Montesquieu. — Fontenelle. — Der Herzog de Gèvres. Französische und italienische Musik. Exil des Parlaments. — Prinz Conti. — Sein Sohn und seine Schwester, die Herzogin von Orléans. — Der Herzog von Orléans. — Sein Hof. — Abbé Allaire. — Marschall de Belle-Isle. — Herzog de Nivernais und Graf de Gisors. — Mademoiselle de Charolais. — Mahnung zur Bescheidenheit für jene, die nach Paris gehen. — Fontainebleau. — La Chétardie und Valory. — Jakubowski. — Vorstellung. — Mylord North. Mylord Dartmouth. — Versailles. Der Louvre. Die Künste. Madame de Pompadour. Monsieur de Marigny. — Allgemeine Konversation in Paris. Nationalcharakter. — Sympathie der Polen für die Franzosen. — La Tour. Abbé Barthélemi. D'Alembert. Präsident Hénault. — Der Tanzmeister Marcel.

— Herzog de Choiseul. — Kapitän Stanhope. Meine Abreise. — Chantilly.

SECHSTES KAPITEL 147

Überfahrt nach Dover. Canterbury. — Ankunft in London. Chevalier Schaub. — Das Oberhaus. — Der Kanzler Yorke. Lord Hardwick. — Seine Kinder und sein Schwiegersohn Mylord Anson. — Tragisches Ende von Charles Yorke. — Lord Stanley. — Seine Koterie. Dodington. — Mylord Strange. — Hahnenkampf. — Ich werde Georg II. vorgestellt. Sein Porträt. — Pope ist ihm übel gesinnt. Die daraus folgende politische Wirkung. — Der Herzog von Cumberland. Der Herzog von Newcastle. — Sir Walpole. — Wahl zu Westminster. — Pitt. — Meine Tournee nach Bath, Wilton, Oxford, Stone-Hinge. — Sir Allen, dessen Haus Pope bewohnt hatte. Mylord Littleton. — Stow. Mylord Temple. Sir Grenville. — Englische Erziehung. — Pitts Egoismus. — Veränderung der englischen Sitten. — Erziehung der Matrosen. — Mylord Chesterfield. — Mylord Granville.

SIEBENTES KAPITEL 181

Meine Abreise. Ankunft in Holland. Bangigkeit. — Der Jude Tobias Boas kommt mir zu Hilfe. — Wohlwollender Empfang meiner Mutter. — Der Ostrog-Reichstag. — Frankreichs Absichten. — Die Woiwodin von Smoleńsk. — Die Fürstin-Generalwachtmeisterin. — Moralischer und politischer Stand meiner Familie. — Das Tribunal von Wilno unter Flemming. — Wilno und eine Reassumption in Wilno. — Parteigeist in Litauen. — Flemmings und Sapiehas Eifersucht. — Fraustadt. — Ich werde Truchsess. — Mein Bruder hält mir eine Predigt. — Rendezvous. Abenteuer. — Abreise nach Russland.

ZWEITER TEIL

ERSTES KAPITEL 205

Politische Erziehung bei Williams. — Das Abenteuer der Unterschrift. *High Displeasure.* — Douglas und Messonier. — Disput über den freien Willen. Lehndorff. — Lew Alexandrowitsch. — Erste Zusammenkunft. — Porträt der Kaiserin Katharina II. — Vertrauliche Mitteilung an Bestuschew. Sein Porträt. Porträt von Madame Bestuschew. — Porträt der Kaiserin Elisabeth. — Abriss der russischen Geschichte seit dem Tode Peters I. — Porträt von Katharina I. — Porträt von Alexej Razumowski. — Porträt des Hetmans Cyrill Razumowski. — Erziehung und Porträt Peters III. — Horn. — Mein Porträt. — Besuch in Oranienbaum. Katharinas Rivalität mit Ludwig XIV. — Lektüre der Pucelle. — Windpocken. — Kanzler. Esterhazy. Meine Abreise. Horn. Riga. — Die Tabatiere.

ZWEITES KAPITEL 253

Livländischer Landtag. — Flemmings Marschallsamt. — Struppen. — Der nicht zustandegekommene Reichstag. — Meine Mission. — Meine Cousine. — Abreise. Porträt von Ogrodzki. — Riga. Apraxin. Peter Panin. — Meine Ansprache. — Rührende Worte Williams'. — Apraxins Verhalten. — Unglück Augusts III., Sachsens und Polens. — Die Verschlechterung der Münzen in Polen. — Eifer der Juden für den König von Preussen.

DRITTES KAPITEL 277

Ursachen des Krieges von 1756. Härten der preussischen und österreichischen Kriegführung. — Entschädigungsansprüche Augusts III. — Antwort auf seine Forderungen.

VIERTES KAPITEL 297

Porträt von Monsieur l'Hôpital. — Porträt des Grafen

de Broglie. — Brief des Kanzlers Kaunitz an Esterhazy, meine Person betreffend. — Traktat zwischen dem Wiener Hof und dem Grossfürsten vom 15. Juli 1757. — Memorial Broglies gegen mich. — Meine Abberufung. Das Schreiben des Königs. — Meine Antwort. — Brief meines Vaters. — Brief an meine Familie vom 2. Dezember. — Rossbach. — Letzte Zusammenkunft mit Williams. — Wiedereinsetzung in mein Amt. — Apraxin in Ungnade. — Billetts der Grossfürstin unter Apraxins Papieren. — Niederkunft der Grossfürstin. — Schlittenunfall.

FÜNFTES KAPITEL 317

Note ans Ministerium vom 13. Februar 1758 über die Ausnützung der Eroberung Preussens zugunsten Sachsens. — Note vom 17. März über die Approvisionierung des Heeres und über die Schonung der Bewohner Polens. — Brief an den Grafen Brühl vom 7. März über Elbing und Danzig. Bestuschew in Ungnade. — Brief an Brühl vom 14. März wegen einer Verzögerung der Reise des Prinzen Karl. Die Okkupation von Elbing. — Brief an Brühl vom 17. März. Die Reise des Prinzen Karl soll verschoben werden. Iwan Tschernischew wird zu seinem persönlichen Dienst bestimmt. Meine Erkrankung. — Brief an Brühl vom 21. März. Besuch Woronzows. Generalleutnant Tschernischew an Stelle Saltykows Befehlshaber des neuen Korps. Russland, Österreich und Frankreich sollen Polen die Restitution Elbings und seiner Rechte garantieren. — Brief an Brühl vom 24. März. Schreiben des Kanzlers Małachowski und des Bischofs von Kiew Sołtyk. Jeden Samstag Audienztag bei Woronzow. Die Regimenter von Ingermanland und Astrachan marschbereit. Rückzug der Franzosen aus Hannover. Projekt einer Verteidigung der Ostsee gemeinsam mit Schweden. Projekt mit Dänemark bezüglich Holsteins. Brockdorf wird begünstigt.

SECHSTES KAPITEL 335

Brief an den Grafen Brühl vom 28. März. Ankunft seines Sohnes. Elbing, Danzig. Der König soll einen Brief an Elisabeth schreiben. — Brief an Brühl vom 31. März. Sequestration der Güter der abwesenden preussischen Minister. Beitritt Schwedens zur grossen Allianz. Elisabeth will keine neuen österreichischen Subsidien und will die Eroberungen in Deutschland in eigenem Namen und nicht im Namen Österreichs machen. Olsuwjef reist dem Prinzen Karl entgegen. Esterhazy und vor allem l'Hôpital verlangen Gleichstellung mit ihm. — Brief an Brühl vom 4. April. Sequestration der Güter der preussischen Minister. General Yorke soll zum König von Preussen gesandt werden. — Brief an Brühl vom 7. April. Erklärung Frankreichs, der Rückzug aus Hannover bedeute keinen Abfall. Belagerung von Schweidnitz. — Brief an Brühl vom 14. April. Das Zeremoniell der Gesandten. Schlimme Unpässlichkeit Elisabeths. Langsamkeit der militärischen Hilfe Russlands. Die Affäre Bestuschew. — Brief an Brühl vom 19. April. Der Prinz macht Besuche. Buturlin und Iwan Tschernischew Begleiter des Prinzen. Plätze in der Karosse. Streit zwischen la Chinal, Lubomirski und Rzewuski. Auswechslung der schwedischen Ratifikationen. Abreise des jungen l'Hôpital. Stambke ist am 18. abgereist. Westphal kommt nicht. Brockdorf; quod tibi hodie, mihi cras. Zwei Reisebetten für Bestuschew.

SIEBENTES KAPITEL 353

Brief an den Grafen Brühl vom 21. April. Der Austausch von Ostfriesland unmöglich. Geheime Feldzugspläne. — Brief an Brühl vom 22. April. Militärische Massnahmen und Projekte. Ankunft des türkischen Gesandten. — Brief an Brühl vom 25. April. Erhöhung des Rubelkurses auf 19 Szostaks. Eine Kammer-

frau der Grossfürstin wird arretiert. Eine Unterredung mit der Kaiserin soll alles in Ordnung bringen. — Brief an Brühl vom 28. April. Die Russen brauchen die sächsische Kavallerie. Danzig. Mir wird ein Urlaub bewilligt. Ich erbitte das Amt eines Landboten von Livland. Ich bedanke mich für einen Wechsel über 4000 Rubel. — Brief an Brühl vom 2. Mai. Sächsische Kavallerie soll zur russischen Armee stossen. Danzig soll nicht mit Gewalt eingenommen werden. Der König soll selbst an Elisabeth schreiben. Die Danziger sollen auf der Ablehnung einer Garnison bestehen. Ankauf von Pferden in Preussen. Verzögerung der Bezahlung des in Polen angekauften Getreides. Lob des Prinzen Karl. Elisabeth beschenkt ihn. — Brief an Brühl vom 5. Mai. Danzig könnte eine polnische Garnison erhalten, um keine andere aufnehmen zu müssen. Versuch, Brockdorf das blaue Band des polnischen Ordens zukommen zu lassen. — Brief an Brühl vom 9. Mai. Versöhnung der Generäle Fermor und Browne. Küstrin soll nicht belagert werden. Statt des Ordens soll Brockdorf eine Pension erhalten.

ACHTES KAPITEL 373

Brief an den Grafen Brühl vom 14. Mai. Differenz mit dem türkischen Gesandten wegen der Etikette. Iwan Schuwalow besucht Keith. Prinz Karl soll den Austausch von Holstein nahelegen. — Brief an Brühl vom 16. Mai. Die Vereinigung der schwedischen Eskader mit der russischen gesichert, ebenso ein neuer Transport schwedischer Truppen nach Pommern. L'Hôpitals Kredit sinkt. — Brief an Brühl vom 19. Mai. Danzig. Sächsische Kavallerie. Fürst Wołkoński künftiger Armeeintendant. Friedensaussichten. Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Apraxin. Aufhebung des Sequesters von den Besitzungen der vier preussischen Minister. — Brief an Brühl vom 23. Mai. 16000 Russen haben die Weichsel passiert. Elisabeths Gewissens-

bisse wegen Bestuschew. Ich beglückwünsche Brühl zur Kassation der Verwaltung von Ostrog. — Brief an Brühl vom 30. Mai. Korff Gouverneur von Königsberg. Wołkoński übernimmt ein Kommando bei Smoleńsk. Der türkische Gesandte besteht auf seiner Weigerung. Olsufjew im Aufsteigen, er arbeitet bereits gegen Woronzow. — Brief an Brühl vom 4. Juni. Danzig. Meine Bemühungen bei Woronzow, um die Russen zum Vorrücken zu veranlassen. Seine Versprechungen. Zweite Unterredung Elisabeths mit der Grossfürstin.

NEUNTES KAPITEL 389

Brief an den Grafen Brühl vom 13. Juni. Das Unternehmen gegen Danzig wird fallen gelassen. Der König von Dänemark widersetzt sich der Aufstellung der vereinigten russischen und schwedischen Flotten auf der Reede von Kopenhagen. Das Motiv des sonderbaren Verhaltens des türkischen Gesandten. Abreise des jungen Hofes nach Oranienbaum. — Brief an Brühl vom 16. Juni. Der Vorschlag des dänischen Königs, die Flotten bei Falsterbo-Riff zu stationieren, wird angenommen. Die Pforte erteilt ihrem Gesandten den Befehl, sich in seinem Verhalten ganz nach seinem Vorgänger zu richten. — Brief an Brühl vom 20. Juni. Beginn der Belagerung von Olmütz. Aufhebung der Sequestration von den Besitzungen der vier preussischen Minister. Alexej Razumowski gibt einen Ball für den Prinzen Karl. — Brief an Brühl vom 23. Juni. 24000 Dänen werden nach Holstein geschickt, um es vor einer Invasion zu schützen. Peter Schuwalow gibt einen Ball zu Ehren des Prinzen Karl. Stapellauf eines Schiffes von 100 Kanonen. — Brief an Brühl vom 27. Juni. Der türkische Gesandte wird von der Pforte zurechtgewiesen. Mein Streit mit l'Hôpital wegen Danzig.

ZEHNTES KAPITEL 403

Brief an den Grafen Brühl vom 4. Juli. Ich verlange

einen Pass für mein Silber. Erster Zusammenstoss der Preussen mit den Russen Fermors. Ratifikation der Flottenkonvention von Elisabeth unterzeichnet. Prinz Karl bei der russischen Flotte in Kronstadt. — Brief an den Grafen Brühl vom 11. Juli. Erneuerung des Traktats mit Schweden. Weigerung, die rückständigen Gelder zu zahlen. Bestuschew erhält 1500 Rubel und 5 Rubel täglich. — Brief an Brühl vom 14. Juli. Aufhebung der Belagerung von Olmütz. Die Schlacht bei Krefeld. Ausfahrt der russischen Flotte. Audienz des türkischen Gesandten. Abreise des Prinzen Karl. — Brief an Brühl vom 18. Juli. Iwan Schuwalow will nicht Vizekanzler werden. Rzewuski und ich gehen noch einmal nach Peterhof. — Brief an Brühl vom 25. Juli. Näheres über die Aufhebung der Belagerung von Olmütz. Schwedische Rekruten werden von den Preussen in einer Danziger Vorstadt aufgehoben. — Brief an Brühl vom 28. Juli. General Rezanow ist an der Aufhebung dieser schwedischen Rekruten schuld. Fermors Langsamkeit. Brockdorfs und Narischkins Kredit im Sinken. — Brief an Brühl vom 4. August. L'Hôpital gibt Brockdorf den Rat, sich zu entfernen.

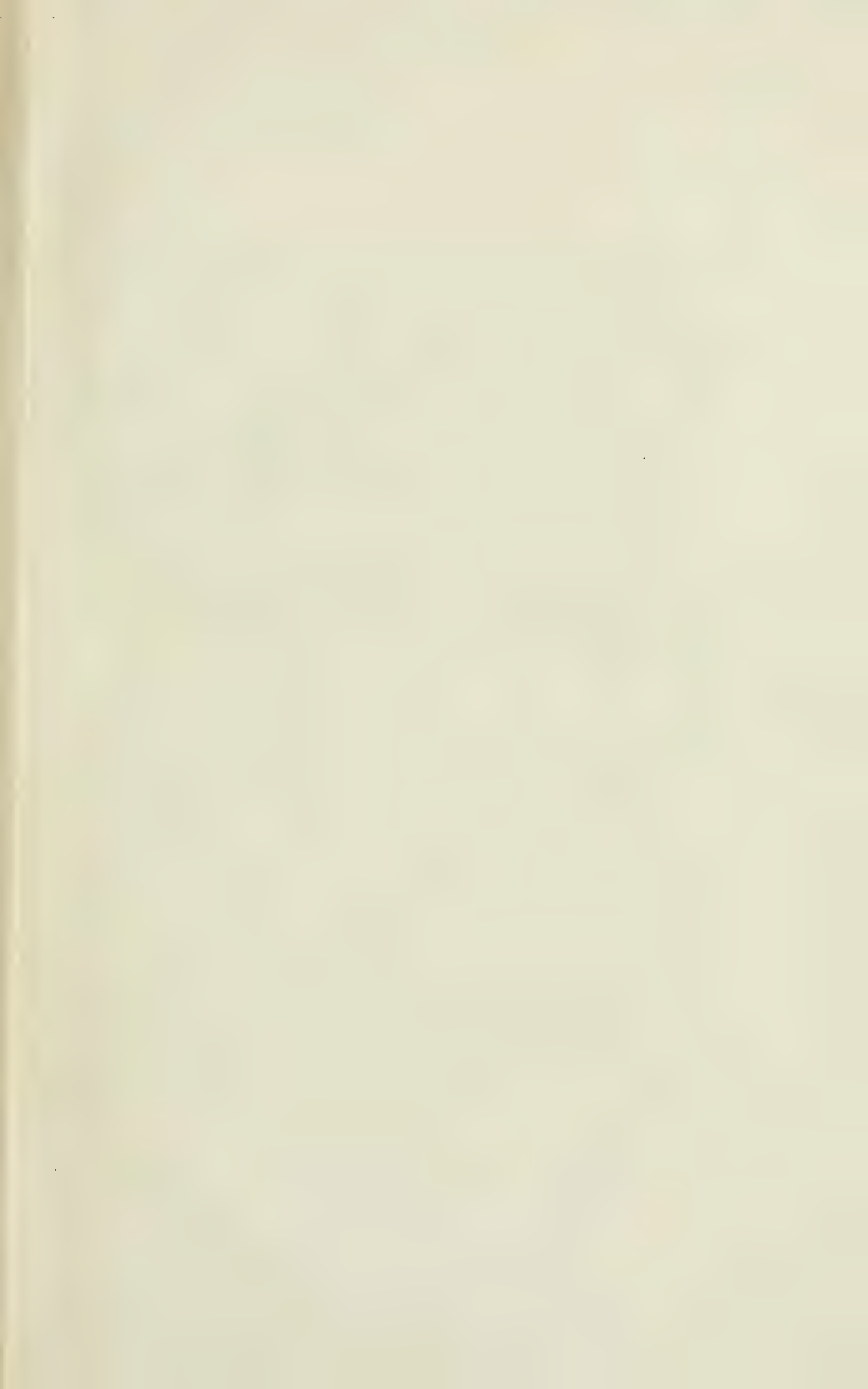
ELFTES KAPITEL 415

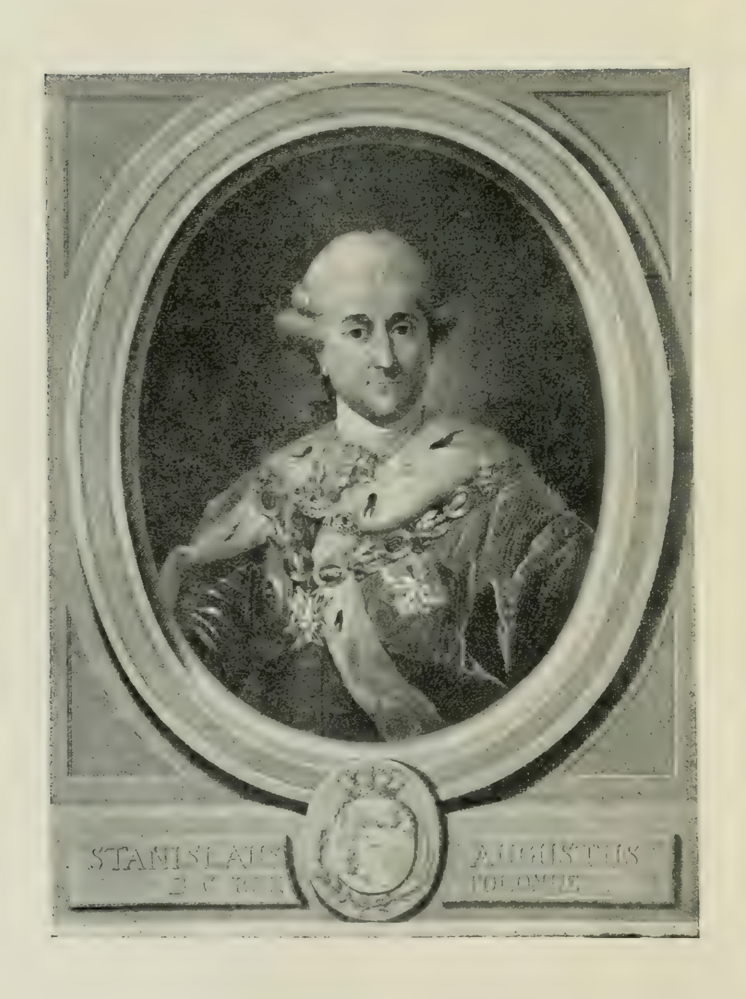
Anekdoten über Bernardi und Bestuschew. — Hochzeit eines Hoffräuleins. — Meine Krankheit. — Boerhave. — Prinz Karl von Sachsen. — Der Chevalier d'Eon. — Einsiedel. — Die Gerechtigkeit, die er mir trotz Prasse widerfahren liess. Das Abenteuer des Vizespions. — Rzewuski. Zwischenfall beim Gesellschaftsspiel „Sekretär". Branicki. Mein Missgeschick vom 6. Juli. — Meine Rückkehr nach Polen.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

König Stanisław August Poniatowski . . Titelbild
Stanisław Poniatowski, Vater des Königs nach Seite 8
Konstanzia Poniatowska, Mutter des Königs . . . . „ „ 16
Jan Klemens Branicki . . . . „ „ 24
Residenz der Branickis in Białystok . . . „ „ 32
Andreas Poniatowski, Bruder des Königs „ „ 40
August II., König von Polen . . . . „ „ 48
Alexander Sułkowski . . . . „ „ 56
August Alexander Czartoryski . . . . . . „ „ 64
Puławy, Residenz der Czartoryskis . . . „ „ 72
August III., König von Polen . . . . . . „ „ 80
Choroszcza, Residenz der Branickis . . . „ „ 88
Stanisław Lubomirski . . . . „ „ 96
Marie Leszczyńska, Königin von Frankreich . . . . „ „ 112
Madame Geoffrin . . . . „ „ 120
Mademoiselle de Charolais . . . . „ „ 136
Josef Potocki . . . . „ „ 168
Franziskus Salesius Potocki . . . . „ „ 184
Karl Stanisław Radziwiłł . . . . „ „ 200
Michael Anton Sapieha . . . . „ „ 216
Grossfürstin Katharina . . . . „ „ 240
König Friedrich II. . . . . „ „ 264

Kaiserin Elisabeth . . . . nach Seite 288
Alexej Bestuschew Riumin . . . . . „ „ 304
Peter Iwanowitsch Panin . . . . . . „ „ 328
Graf Brühl . . . . „ „ 336
Grossfürst Peter . . . . „ „ 352
Prinz Karl von Sachsen . . . . „ „ 360
Michael Woronzow . . . . „ „ 376
Grossfürstin Katharina . . . . „ „ 392
Lew Alexandrowitsch Narischkin . . . „ „ 408
Schloss Oranienbaum . . . . „ „ 424




STANISLAUS AUGUSTUS

VORWORT

Am Tage der heiligen Katharina, am 25. November 1764 wurde der litauische Truchsess Stanisław August Poniatowski als König von Polen gekrönt, — am 25. November 1795 wurde ihm vom Fürsten Repnin die Abdankungsurkunde vorgelegt. Eine schmerzliche Ironie der Geschichte und eine raffinierte Bosheit des Vertrauten Katharinas.

Ein schweres Erbe trat der einfache polnische Edelmann an: die Erbschaft der Sachsen auf dem polnischen Thron. Ein Land und ein Volk in seiner tiefsten Erniedrigung. Die „sächsische Zeit“ war die traurigste Epoche der polnischen Geschichte, politisch und kulturell, im Inneren und nach aussen. August II. der Starke (1697—1733) und sein Sohn August III. (1734—1763) hatten das Reich an den Rand des Verderbens gebracht. Politisch war das Volk in einen sorgenlosen Schlaf verfallen, moralisch in einen Rausch versunken, aus dem es kein Erwachen mehr zu geben schien. Nach aussen hin war es zu Ohnmacht und Passivität verdammt. Der Kultur wurde jede Entwicklungsmöglichkeit genommen, die Bildung vernachlässigt und ignoriert.

Reformen an Haupt und Gliedern waren nötig, sollte das Land nicht einem sicheren Untergange zu-

steuern und zur leichten Beute der lauernden Nachbarn werden. Das begriffen weitblickende und von wahren Vaterlandsgefühlen getragene Männer, rafften sich auf und gingen unbekümmert um die Anfeindung anders gesinnter und in ihren zügellosen Freiheiten sich sonnender mächtiger Magnaten mutig ans Werk. Befruchtend wirkte aus der Ferne der Einfluss und die Schriften des „philosophe bienfaisant“, des zweimal zum polnischen König gewählten und wieder abgesetzten Stanisław Leszczyński, des Schwiegervaters Ludwigs XV. und späteren Herzogs von Lothringen.

Die Morgenröte einer neuen Kulturepoche jedoch ging mit Stanisław Konarski auf, der impulsiv den Ausgang jeglicher Reform in der Hebung der Bildung erkannte und zu dessen Ehren später König Stanisław August eine Gedenkmedaille prägen liess mit der bezeichnenden Aufschrift: „*sapere auso*“. Auf einer den Jesuitenprinzipien gerade entgegengesetzten Grundlage baute er sein grosses Reformwerk des Schulwesens auf und fand auch den Mut, gegen die in Fleisch und Blut des polnischen Adelsvolkes übergegangenen aber verderblichen Staatseinrichtungen, vor allem gegen das unglückselige „liberum veto“ vorzugehen, an den Grundfesten der über alles geschätzten und vom Ausland angestaunten „goldenen Freiheit“ des polnischen Adels zu rütteln. Er weckte das in der Sachsenzeit eingeschlafene nationale Bewusstsein und lehrte das Volk wieder, die nationale Ehre und Würde über alles hochzuhalten.

Nun erkannten auch die Magnaten den Marasmus der Sachsenzeit, erkannten die Gefahren des Rückschritts und der Stagnation. Es fanden sich Männer,

die aus dieser markzerfressenden Zeit hervorgegangen dennoch weit über ihre Epoche hinausragten. Charaktere und Persönlichkeiten, die wohl dazu berufen sein mochten und auch die Fähigkeiten dazu besassen, um ein ganzes Volk aus den Tiefen zu heben und es einer glücklicheren Zukunft entgegen zu führen, Retter des Vaterlandes zu werden, die aber, im Bewusstsein und in der Überzeugung ihrer geistigen und auch materiellen Überlegenheit, zu ausgeprägte und selbstbewusste Individualitäten waren, um gemeinsame Wege einzuschlagen. Sie beschlossen, eigene Wege zu gehen, auf eigene Faust Politik zu machen, selbst wenn es darauf ankam, die Gegner mit Gewalt niederzuzwingen, um nur auf dem von ihnen als richtig erkannten Wege zum Ziele zu gelangen. Wäre der Erfolg nicht ausgeblieben, — die Geschichte hätte ihnen Recht gegeben und ihre Mittel gutgeheissen.

Zwei Geschlechter waren es vor allem, die im damaligen Polen auf den ersten Plan hervortraten und die Rettung des Vaterlandes sich zur Aufgabe stellten. Beide wollten das Reformwerk durchführen, aber von ganz anderen politischen Gesichtspunkten ausgehend, auf anderen Grundlagen und zu stolz, um sich irgendwo auf den Wegen, die sie beide zum selben Ziele führen sollten, zu treffen und der *salus publica* wegen Kompromisse zu schliessen. Der Antagonismus dieser beiden Geschlechter spitzte sich immer mehr zu, persönliche Rachsucht, verbissener Ehrgeiz und überschäumendes Temperament rissen sie mit sich fort und verdunkelten das ersehnte Ziel.

Auf der einen Seite die Potockis und ihr Anhang, die sogenannte nationale oder patriotische Partei, mit

dem Primas Theodor und dem Grosskronhetman Josef an der Spitze — später übernahm die Führung dieser Partei der Hetman Jan Klemens Branicki —, auf der anderen Seite die Czartoryskis, die sogenannte „Familie“, deren Häupter der litauische Kanzler Michael und der Woiwode von Ruthenien August waren. Zu dieser Partei gehörte auch der Vater des späteren Königs Stanisław August, der begabte und kluge Stanisław Poniatowski, Woiwode von Masowien und Kastellan von Krakau, der eine Fürstin Czartoryska zur Frau hatte, also durch Verwandtschaftsbande der „Familie“ angehörte.

Mit dem Einsatz grosser, weitgehender Einflüsse und gestützt auf unermessliche materielle Mittel brachen sich zwei Strömungen Bahn und steuerten auf ein Ziel zu. Die Potockis glaubten, in der Erhaltung des status quo der republikanischen Einrichtungen und lediglich durch Aufbesserung der zur Zeit der Sachsenkönige entgleisten Formen, durch Wiedererweckung der nationalen Tugenden und des Staatsbürgertums — selbstredend im magnatisch-republikanischen Sinne — das Heil des Vaterlandes suchen zu müssen, während die politisch und kulturell ihren Gegnern weit überlegene „Familie“, deren Häupter gewiegte Staatsmänner und ungewöhnlich geschickte Diplomaten waren, die Staatsform überhaupt und gerade die von den Potockis so hoch gehaltenen Einrichtungen verwarfen und nur in einer völligen Umgestaltung des gesamten Staatswesens die Rettung des Vaterlandes erblickten. An allen Höfen Europas unterhielten sie ihre Emissäre, um jene für ihre Idee zu gewinnen und sich gegebenen Falles, wenn nötig, deren Unterstützung zu sichern. Im Lande selber pro-

tegierten sie die Sachsen auf dem polnischen Thron, um so im Augenblick Einfluss zu gewinnen, eine möglichst grosse Anhängerschaft um sich zu scharen und gestützt auf die Gunst des Königs und seines Ministers Brühl, den der König in Polen schalten und walten liess, alle wichtigen Stellen und Ämter mit ihren Leuten zu besetzen, also die Macht in die Hände zu bekommen und dann an das grosse Reformwerk zu schreiten. Dann hätte sich der Augenblick ergeben müssen, wo sie dem Lande ihre Ideen hätten einpflanzen und sie in Tat umsetzen können, das heisst ein mächtiges, grosses, nach aussen starkes und im Inneren fest gefügtes und gesundes Reich des Nordens errichten. Tatsächlich gelang es ihnen sehr bald, eine äusserst starke Partei straff zu organisieren. Das genügte jedoch nicht, um das grosse Ziel zu erreichen, und zwar angesichts der anarchischen Zustände und der Gleichgültigkeit des Königs, der für Polen kein Interesse hatte, ausser wenn es galt, eigensüchtige Pläne zu verfolgen.

Beide Parteien erkannten, dass sie aus eigenen Kräften das Vaterland aus dem Marasmus nicht würden heben können. Nunmehr suchten die Potockis Frankreich, Schweden und die Türkei für sich zu gewinnen, während die Czartoryskis sich Russland zuwandten, in der Hoffnung, vermöge ihrer geistigen Überlegenheit, ihrer staatsmännischen und diplomatischen Künste, sich die russischen Politiker und Diplomaten gefügig zu machen. Russland sollte als Werkzeug zur Ausführung ihrer Pläne dienen. Alle Hoffnungen setzten sie auf den Thronfolger Peter und dessen Gattin Katharina, mit der ihr Neffe Stanisław August Poniatowski, der damals als Gesandter am

russischen Hofe in Petersburg weilte, ein Liebesverhältnis angeknüpft hatte.

Die Weltgeschichte schien plötzlich allen Reformplänen gewogen zu sein. Es brach der Siebenjährige Krieg aus. Für den neutralen Staat Polen wäre es der gegebene Moment gewesen, die Zeit, während der die Nachbarn in Kriegswirren verwickelt waren, zur inneren Gesundung und Aufrichtung auszunützen. Das tragische Geschick Polens fügte es anders. Obwohl unbeteiligt, litt Polen furchtbar unter den Lasten des Krieges. Russland und Preussen scheuten sich nicht, es rücksichtslos auszusaugen und zu verwüsten. Die Czartoryskis, die sich gerade damals mit dem Hofe arg verfeindet hatten, waren zu schwach, um auf eigene Faust ihre Pläne auszuführen, und August III. sowie seiner Anhängerschaft war die in der polnischen Geschichte stets so hoch gehaltene salus publica, im Grunde genommen also auch jede Reform, völlig gleichgültig.

Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth wähnte sich die „Familie“ endlich am Ziele ihrer Hoffnungen. Als vollends Katharina sich zur Zarin gemacht hatte, gewannen sie auch im Inneren die Oberhand und triumphierten über ihre Gegner. Katharina gewährte ihnen die verlangte Hilfe und Unterstützung, wenn auch nur mit unangenehmen Restrikten. Nach dem Tode Augusts III. empfahl sie — zum Beweise ihres besonderen Wohlwollens — Stanisław August Poniatowski als König von Polen. Das bedeutete eine schmerzliche Enttäuschung für die „Familie“, die den Fürsten August Czartoryski oder dessen Sohn, den Fürsten Adam, auf dem Throne sehen wollte. Als aber Katharina nach dem kurz darauf erfolgten

Abschluss eines Bündnisses mit Friedrich II., das auf ein gemeinsames Vorgehen in den polnischen Angelegenheiten und auf eine energische Verhinderung der Reformen hinauslief, zusammen mit diesem auf der Wahl Stanisław August Poniatowskis bestand, mussten die Czartoryskis sich fügen und sich wohl oder übel mit der Erhebung ihres Neffen zum polnischen König abfinden. Im stillen hofften sie, wenn auch nicht den grossen Reformator, den Erfüller ihrer Ideen, so doch ein Werkzeug zur Ausführung ihrer Pläne in ihm zu finden. Die Gegenpartei konnte im entscheidenden Moment keine Einigung im Schosse ihrer Anhängerschaft erzielen, da sowohl das damalige Haupt der Partei, Hetman Branicki, wie auch ein Potocki und ein Lubomirski sich auf den Königsthron schwingen wollten.

Die Motive, von denen Katharina sich leiten liess, waren schlau erdacht und weitsichtig. Es gab Leute, die in ihrem Vorgehen die übertriebene Leidenschaft einer Kaiserin erblickten, die politische Spielerei einer Frau, die ihren Geliebten für die Stunden der Lust und der Liebe kaiserlich belohnen wollte. Das war eine absolute Verkennung ihrer Persönlichkeit. Sie kannte Poniatowskis Charakter, sie wusste genau, dass derjenige, der in Polen sich weder auf die Verehrung und Achtung des Volkes stützen, noch die Gunst der stolzen Magnaten erwerben konnte, dass derjenige, den weder Ruhmestaten umstrahlten, noch ein verdienstvoller, den polnischen Adel blendender alter Name über die Masse emporhob, ein gefügiges Werkzeug in den Händen seiner Begünstigerin werden musste, — sich ihr in allem fügen würde, da sie ihn mit Hilfe ihrer Bajonette auf den Thron erho-

ben hatte. Die Antwort, die Katharina Baron de Breteuil gab, als dieser ihr vorschlug, mit Frankreich ein Abkommen über die bevorstehende polnische Königswahl zu treffen, enthüllte ihre herrschsüchtigen Pläne zur Genüge: „l'avenir vous apprendra, s'il appartient à quelque autre que moi, de donner un roi aux Polonais."

Und so wurde am 7. September 1764 der Truchsess von Litauen Stanisław August Poniatowski zum König von Polen gewählt.

* *
*

Nach den bösen Erfahrungen mit den beiden Sachsenkönigen wünschte die öffentliche Meinung Polens einen Piastensohn auf dem Thron zu sehen, einen Polen. Das Volk verlangte nach einem einheimischen Herrscher. Die einzelnen Parteien, ja selbst einzelne Woiwodschaften schoben ihre Kandidaten vor, einzelne Gruppen des Adelsvolkes ihre Brotherren, Magnaten, die durch Freigebigkeit und breite Geste eine zahlreiche, ihnen auf Leben und Tod ergebene Klientel um sich zu versammeln verstanden. Um nur einen Karl Radziwiłł zu erwähnen, der im Besitze eines unermesslichen Vermögens war, aber ein Draufgänger von geringer Bildung und abgesehen von seinem überschäumenden Temperament, seinen Magnatenallüren und wahnwitzigen Einfällen, die von seiner Umgebung mit Begeisterung aufgenommen wurden, von zweifelhaften ethischen und geistigen Qualitäten, der sich wohl eignete, bei Gelagen inmitten seiner Kumpane als deren König den Vorsitz zu führen, in keiner Weise aber zu einem Herrscher taugte.

Rief nun die Stimme des Volkes Poniatowski auf den Thron? Wurde er doch auf dem Wahlfeld einstimmig als König ausgerufen. Verdankte er also der Volksmeinung die Krone?

Nein. Nur die Regie funktionierte beim Konvokationsreichstag glänzend, dank den russischen Bajonetten im Hintergrund. Die fürstlichen Regisseure bewiesen auch hierbei ihre grossen Talente. Freilich in der tiefsten Überzeugung, von zwei Übeln das kleinere erwählt, und im festen Glauben, unter den obwaltenden Umständen die einzig noch mögliche Bahn eingeschlagen zu haben. Doch bald sollte die Tragödie der „Familie" ihren Höhepunkt erreichen, um mit furchtbarer Wucht die Katastrophe zu beschleunigen. Das Geschick, das die Czartoryskis meistern zu können wähnten, verstrickte sie in unheilvolle Fäden, aus denen es kein Entrinnen mehr gab. Es sollte ihnen die bitterste Enttäuschung bringen und war ihrem Unterfangen anscheinend schon von vorneherein abhold. Das tragische Schicksal dieses Geschlechts, das wie ein nicht abzuwendendes Fatum über ihnen schwebte und es auf Abwege führte, das die nüchternen, schlauen und hochbegabten Köpfe im Banne hielt, bestimmte sie beinahe zu Büssern für die Sünden einer ganzen Nation und stürzte sie ins Verderben. Die politisch falsch erwählte Grundlage, auf der sie ihr Werk aufbauen wollten, rächte sich bitter.

Poniatowski gehörte durch seine Mutter dieser „Familie" an. Seine Laufbahn war also sozusagen vorgezeichnet. Ob er es fühlte? Ob er sich ohnmächtig unter der Last des Geschickes beugen zu müssen glaubte? Ob er tatsächlich zur endgültigen Expiation

vorbestimmt war? Er, der letzte König auf dem polnischen Thron! Oft pflegte er resigniert zu sagen: „es ist meine Bestimmung, stets das Gute zu wollen und stets nur Böses dem Lande zuzufügen.“ Zu schwach, um mit dem Geschick zu ringen, zu ohnmächtig, um es einmal herauszufordern und die Konsequenzen zu ziehen, schwankte er nach allen Seiten, um wenigstens von seiner eigenen Person das Fatum abzuwenden, den sich immer enger schliessenden Maschen entschlüpfen und sich auf einen Starken schutzflehend stützen zu können. Ein schutzbedürftiger, schwacher Fatalist auf einem von allen Seiten von Mächtigen gerüttelten Throne. Die Schicksalsfäden des Landes verwoben sich mit den Fatumsbanden, die den Herrscher umstrickten.

Die Geschichte urteilt hart über König Stanisław August, vergisst den Menschen über dem König. Und doch, wäre er als schlichter Truchsess von Litauen aus der Welt geschieden, die Nachwelt hätte ihm das beste Gedächtnis bewahrt, — da er aber als letzter König die Geschichte seines Landes schmählich beschloss, ohne eine einzige grosse Heldentat auf das letzte Blatt verzeichnet zu haben, wurde er verdammt.

Er hätte die Krone ausschlagen können, hätte wenigstens seine eigene Person aus dem festen Ring, den damals Russland und Preussen um Polen geschlossen hatten, retten und aus der vampyrhaften Umklammerung, die ihn auf den Thron drängte, entweichen können, um seinen Namen nicht auf die Wagschale der drohenden Geschicke werfen zu müssen. Vielleicht hätte sich in dieser durch ihn neu geschaffenen Lage eine andere Lösung ergeben. Warum tat er es nicht? Er, der geistig hoch über der

Masse und seiner Zeit stand und die ganze Sachlage überblicken musste. War es ein Opfer, das er aus seiner eigenen Person auf dem Altar des Vaterlandes darbringen wollte, wenn es schon sein musste? Glaubte er doch, sich zum Retter des bedrängten Vaterlandes aufschwingen zu können. Schon von frühester Jugend an wurden ihm Horoskope auf das königliche Szepter gestellt. Ein Astrolog hatte es ihm prophezeit, und seine ganze Erziehung wurde auf die glanzvolle Rolle eingestellt, die er einst spielen sollte. Aus der Umgebung der Verschwendung und Genusssucht des Magnatentums nach Frankreich verpflanzt, entfaltete sich die schmiegsame, für Kunst und geistige Kultur so überaus empfängliche Seele des jungen Edelmannes zur vollen Blüte auf dem Boden des verfeinerten Geschmacks, der galanten Erotik, der geistreichen Philosophie und der leichten vornehmen Formen, inmitten der heiteren Philosophen und der grossen Lebenskünstler. Mit vollen Zügen atmete er die Luft des 18. Jahrhunderts ein, verkehrte mit Gelehrten und Künstlern, erfreute sich der Gunst der Frauen und blendete sogar die verwöhnte französische Gesellschaft durch die Schönheit seiner Gestalt, durch Geist und Grazie. Der junge polnische Edelmann wurde zur populären Persönlichkeit der französischen Salons und war ein gern gesehener Gast am französischen Hofe — von vielen umschmeichelt, von vielen geliebt.

Auch auf seinem weiteren Lebenswege war ihm anfangs das Glück hold. Der Stern, von dem der Astrolog sein Horoskop hergeleitet, schien ihm gewogen zu sein. Glaubte er etwa damals an diesen glücklichen Stern, der ihn im Leben begleitet und

ihm vorangeleuchtet, ihm die Liebe und Zuneigung seiner Zeitgenossen verschafft und seinen Namen schon in seiner Jugend mit der Aureole eines überragenden Geistes umstrahlt hatte? Oder vermochte er nicht mehr, sich aus den Schlingen des Geschicks herauszureissen? Waren es vielleicht doch andere Motive, die ihn geleitet — Motive, die menschlichen Schwächen entsprangen?

Die Geschichte hat ein hartes Urteil über ihn gefällt. Sicherlich war einer seiner ausgeprägtesten Charakterzüge der Ehrgeiz. Und zwar nicht jenes grosse Streben einer Herrschernatur nach Machtfülle und Machtentfaltung und Volksbeglückung, sondern jene Ambition, die sich mit Eigenliebe und Eitelkeit paart und rein persönlicher Erhöhung und Überlegenheit zusteuert. Bei Stanisław August waren es in erster Linie geistige Ambitionen. Als König standen ihm so viele Pforten offen, die dem Privatmann vielleicht stets verschlossen geblieben wären. Eifrigst bemühte er sich, den Namen eines Mäzens und Protektors der Künste und Wissenschaften sich zu erwerben, einen Titel, der im Zeitalter der Enzyklopädisten von besserem Klang und ehrenvoller vielleicht als der eines Herrschers war.

Der auf französischer Kultur aufgewachsene und in ihrem Geiste erzogene Edelmann, der in seiner Person einen Romanhelden seines Zeitalters mit einem von Voltaireschen Ideen durchdrungenen Menschen vereinen wollte, war ein vollkommener Typ dieses Zeitalters. Tatsächlich eine glänzende Romanfigur, aber kein Herrscher über ein Volk, dessen innerstes Wesen ihm fremd und dessen Sitten und Gebräuche ihm widerlich waren. Dabei darf nicht vergessen

werden, dass dieses Wesen so ursprünglich und bodenständig war, wie kaum bei einem anderen Volke, und dass dieses trotzige und stolze Volk von jedem und selbstverständlich in erster Linie von seinem König unbedingte Achtung seiner Eigenart verlangte.

Mit reichen Gaben ausgestattet, von tiefer, umfassender Bildung, voller Verständnis für die Kunst, über ein grosses Wissen auf allen Gebieten der Wissenschaften verfügend, ein Kenner fremder Kulturen wie der des eigenen Volkes, hatte er wohl einen klaren Blick für öffentliche Dinge, wusste genau, wo die Mängel und Fehler der polnischen Gesellschaft und des polnischen Staatswesens lagen, erkannte auch die Notwendigkeit grundlegender Reformen und liess sich von den besten Absichten der Abhilfe und der Wiederaufrichtung des Zertrümmerten und brach Darniederliegenden tragen, begeisterte sich sogar für grosse, segensreiche Pläne, die er selbst entwarf und die wirklich von staatsmännischer Klugheit zeugten und der Weltweisheit entsprungen zu sein schienen, — doch es mangelte ihm die Kraft zur Ausführung, es mangelte die ungebeugte Willensstärke, die männliche Charakterfestigkeit, die sich durch Hindernisse nicht betören lässt, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, darin gerade einen Ansporn und Anreiz findet, die ungeachtet der Anfeindung seitens andersgesinnter Machthaber dem vorleuchtenden Ziele zustrebt, die unerschrocken den ganzen Menschen einsetzt, wenn es gilt, Rettung aus der Not zu finden.

Es fehlte ihm Seelengrösse und jene schöpferische Kraft, die nie erlahmt, wenn es darum geht, neue

Wege zu finden, neue Mittel zu ersinnen, um das Erstrebenswerte zu erreichen.

Seine Begeisterung, die jedes Erfolg verheissende Vorhaben stets begleitete, schwand, sobald sich der Ausführung Hindernisse in den Weg legten, wenn Opfer zu bringen waren. Der geistig so hoch stehende und wirklich überlegene Mensch versagte immer, wenn es galt einen Kampf zu wagen. Und doch, so wie die Dinge damals innerpolitisch und erst recht ausserpolitisch lagen, konnte ohne Kampf, ohne gewaltsames Zugreifen nichts erreicht werden. In jener Epoche, in der mehr denn je Schwierigkeiten sich auf Schwierigkeiten auftürmten. Das mag in mancher Beziehung zu seiner Entschuldigung gelten. Russland und Preussen wachten an den Grenzen und im Lande selbst darüber, dass der König nur ihren Willen tat, und waren bereit, jederzeit ihren Wünschen und Forderungen mit Gewalt Geltung zu verschaffen; der grössere Teil des polnischen Adels kehrte sich von dem hin und her schwankenden Schwächling ab, und ein grosser Teil der Magnaten versagte dem, der, obwohl gekrönt und gesalbt, seiner Abstammung nach doch nicht einmal ihresgleichen war, jede Unterstützung.

Ohne moralischen Halt und ohne Hemmungen, die bei einer derart angelegten Natur auch kaum zu erwarten waren, sank Stanisław August zum Schattenkönig herab, zum Spielball der an dem Zustand der inneren Erkrankung Polens höchst interessierten angrenzenden Mächte, deren Pläne die Gesundung des polnischen Staatsorganismus zuschanden gemacht hätte, zum Spielball der sich befehdenden Parteien und immer mehr zum gefügigsten Werk-

zeug der ihre Chancen kühl berechnenden Katharina.

Allmählich verlor er auch alles Interesse für Land und Volk, blieb stumm auf die dringendsten Vorschläge und politischen Pläne seiner Oheime, der Fürsten Czartoryski, raffte sich vielmehr infolge der Einflüsterungen Katharinas und ihrer Parteigänger in Polen nur dazu auf, die Obhut und Bevormundung seiner Oheime abzuschütteln, und geriet jetzt nur noch tiefer in die Abhängigkeit seiner früheren Geliebten und indirekt in die ihrer Ambassadeurs und Vertrauten, eines Kayserling, Repnin, Stackelberg, Siewers und anderer. Diese russischen Vertreter wurden auch zu den eigentlichen Machthabern der polnischen Republik, regierten darin, als ob sie Herrscher im Lande wären, verstanden es fast stets, den König sich gefügig zu machen und sich auch mit Hilfe der in Russland erprobten Mittel ergebene und einflussreiche Parteien zu schaffen.

Gramerfüllt und verzweifelt mussten sich die Czartoryskis zurückziehen. Ihrer von Vaterlandsliebe erfüllten Politik wurde der letzte Schlag versetzt. Politisch waren sie erledigt. Jäh war über sie die Katastrophe hereingebrochen. Katharina triumphierte. War es doch ihr Werk. Der König in der Gewalt seiner Oheime und in der Politik von ihnen umgarnt, von jenen schlauen und mächtigen polnischen Magnaten, die einsichtig und politisch genug geschult waren, um, wenn sie auf der einmal eingeschlagenen Bahn nicht zum Ziele gelangen konnten, kurzerhand und unverfroren die entgegengesetzte Bahn zu beschreiten und die auf dieser Bahn vielleicht das ganze Volk mit sich reissen und alle Parteien unter das

nationale Banner scharen konnten, — dieser König bedeutete eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die von Katharina von vornherein gefassten Pläne und Entschlüsse. Das stolze Geschlecht hatte seine Partie verspielt, zur Freude und zum Hohngelächter der Gegner. Und während dieser auch für die Geschicke der ganzen Nation so entscheidenden Augenblicke brachte der König seine Nächte damit zu, glühende Liebesbriefe an Katharina zu schreiben . . .

Ein zarter, edelmütiger, aber vom Leben und den ihn umgebenden Schmeichlern verdorbener Charakter; eine grossmütige Natur, ein Mann, der sich nur von Leidenschaften leiten liess, seine Gefühle nicht zähmen konnte und, sich seiner Schwäche bewusst, ohnmächtig zusah, wie sie Gewalt über ihn bekamen, immer wieder in neue Liebesabenteuer und Intrigen verstrickt, ohne die Kraft aufbringen zu können, mit starker Hand das von Frauen und Höflingen eng gezogene Netz zu zerreissen; ein Herrscher, der sich vor Ohnmacht im Staube wälzte und verzweifelt die Hände rang, — oft fanden ihn die Diener nach einem frohen Feste oder nach einem Reichstag am anderen Morgen zerknirscht, mit wilden Augen und wirrem Haar vor seinem Bette liegen; ein „Präsident" dieser polnischen Adelsrepublik, der sich nicht ein einziges Mal ermannen und aufraffen konnte, vor versammeltem Reichstag sein Elend und des Vaterlandes Not offen zu bekennen, das Volk angesichts des klaffenden Abgrunds aus dumpfer Erstarrung aufzurütteln und machtvoll aufzurufen, kühn in die Geschicke der Nation zu greifen, das innere Feuer und den so leicht zu weckenden Enthusiasmus der Polen in Flammen zu setzen und das ganze Volk mit sich

fortzureissen. Und doch hätte er die Nation, getragen von dem Aufschwung und der Begeisterung des im Herzensgrunde opferfreudigen, heldenmütigen, nur unter der Last der Sachsenzeit gebeugten und zersprengten polnischen Volkes, im Namen der glorreichen, grossen Vergangenheit um die nationale Idee scharen, die ruhmbedeckten Banner der Vorfahren aufrollen und sie einer dieser Vergangenheit würdigen Zukunft entgegenführen können.

Es ist falsch, dass es zu spät gewesen wäre. Es ist falsch, dass sich während seiner Regierungszeit keine politisch günstige Gelegenheit hierzu geboten hätte. Es fehlte nur der Mann, der, über allen stehend, mit einem Machtwort und einer königlichen Geste das zersprengte Gefüge zusammengeschweisst hätte. Dass er nicht der Mann war, den die Gesamtseele des Volkes herbeisehnte, dass er nicht der Mann war, den Polen in diesem Augenblick brauchte, — das trug ihm die Abwendung des Volkes zu und das harte Geschichtsurteil.

Und als dann sich Einzelne zu übermenschlicher Kraft emporschwangen, als dann in der fürchterlichsten Zeit der polnischen Geschichte Einzelne, von höchsten Idealen beseelt und bereit, alles für das arg bedrängte Vaterland hinzugeben und lieber umzukommen, als dem allmählichen Verfall zuzusehen, die Führung an sich rissen, — da zeigte es sich, dass das Volk wirklich seiner Vorfahren und seiner Vergangenheit würdig war; stets bereit, Leben, Hab und Gut freudigen Herzens auf dem Altar des Vaterlandes darzubringen, stets bereit, um der Idee willen tausendfacher Übermacht entgegenzutreten.

Diese Einzelnen standen aber nicht über allen. Ver-

schiedene Magnaten hielten sie nicht für die Auserwählten und sprachen ihnen das Recht der Führung des Volkes ab, der König unterstützte sie nicht. Deshalb misslangen ihre Versuche.

Diesmal schien sich das Geschick nicht mehr wenden zu wollen, die Weltgeschichte schien dem Volke und seinen Helden ein furchtbares „zu spät" entgegen zu rufen. Und nur die für alle Zeiten verewigten Heldennamen der Kämpfer für Freiheit und Selbständigkeit, für Vaterland und Volk zeugen, dass es der Nation in entscheidender Stunde nie an Männern gefehlt hat, die die nationale Idee hochzuhalten verstanden haben. Sie haben denn auch den Namen Polens der Nachwelt ruhmbedeckt hinterlassen, den einzelnen Epochen aber den Stempel des Heroismus als höchsten Ausdruck des Lebens aufgedrückt. Trotz des Zusammensturzes des polnischen Reichs hat das polnische Volk ein unbestrittenes Recht, vor der Welt und vor der Geschichte auf seine Vergangenheit stolz zu sein.

1772, 1793, 1795. Die Wellen brandeten unter Stanisław August Poniatowski. Die Pfeiler barsten und das Reichsgebäude stürzte ein. Die Krone fiel vom Haupte des letzten Königs.

* * *

Für die Kulturgeschichte Polens bedeutet die Regierung Stanisław Augusts eine Epoche. Der König leitete sie ein, baute die schon vorhandenen Ansätze aus, stellte seinen Geist und reiche Mittel in ihren Dienst, drückte ihr seinen Stempel auf und lebt im Gedächtnis der Nachwelt als Träger derselben.

Den politischen Tod des Reiches begleitete die Wiedergeburt der Geister.

Die im Inneren so notwendigen Reformen wurden endlich, nach langen Kämpfen, durchgesetzt. Die Konstitution vom 3. Mai 1791 als Abschluss des vierjährigen Reichstags verlieh ihnen erhabensten Ausdruck. Der „Regierung veraltete Fehler" wurden erkannt, das Volk schwang sich aus sich heraus zum grossen Reformwerk auf. Auf modernsten Ideen und Prinzipien wurde eine Verfassung aufgebaut, welche die alten hochgehaltenen Institutionen mit den radikalen Doktrinen und freiheitlichen Tendenzen der französischen Revolution harmonisch verband. Wohl war es zu spät. Doch bedeutet die Konstitution einen machtvollen Aufschwung, eine Hebung aus den Niederungen der Eigensucht, bedeutet den Sieg der Staatsklugheit über Verblendung, liefert den Beweis, dass in der Gesamtseele des Volkes die edlen Regungen stets die Oberhand behalten hatten, dass die Vaterlandsliebe nie erloschen war.

Die Ehre des Volkes war gerettet. Den Namen und die heiligen Traditionen Polens verewigten die Helden der letzten Epoche, allen voran Tadeusz Kościuszko. Die gewaltige geistige Wiedergeburt errettete die ganze Nation, schuf in wenigen Jahren Werte und trug Früchte, wie sie andere Völker nur in Jahrhunderten hervorzubringen vermögen.

Die Keime zu neuem Gedeihen und neuem Aufblühen hatte der Piarist Konarski gelegt. Die Wirkung seiner Tätigkeit und seiner Reformen hielt die nächsten Jahrzehnte an und äusserte sich in Anregungen aller Art. In seinen Bahnen fortfahrend, gründete König Stanisław August unter anderem die

erste polnische Staatsschule, eine Ritterschule, in der nicht nur der Geist und der Körper, sondern auch die Seele ausgebildet wurde; Wissenschaft und Vaterlandsliebe wurden der Jugend eingeimpft. Diese sogenannte Kadettenschule, die der König selbst oft besuchte und in der er mit den Schülern in persönlicher Fühlung stand, hat Männer hervorgebracht, deren Namen der Geschichte angehören. Kościuszko, Niemcewicz und viele andere.

Als erstes Land in Europa schuf Polen ein besonderes, dem gesamten Unterricht dienendes Unterrichtsministerium, daneben wurde aus den reichen Jesuitenfonds die sogenannte Edukationskammer begründet, die, in modernstem Geiste geleitet, zur Reformierung des Unterrichtswesens und zur Organisation der Mittel- und Volksschulen, sowie zur Umgestaltung und Hebung der Universitäten diente. „Sie war der Anker, der das Schiff des Vaterlandes über den Abgründen hielt."

Die Bildung und Aufklärung der grossen Masse war eine Grundlage, auf der gedeihlich weiter gearbeitet werden konnte. Bald erblühten Literatur und Kunst, Handel und Gewerbe, die Sitten verfeinerten sich sichtlich. Überall tritt der König als feinsinniger Mäzen auf, überall regt er an und spart nicht mit Geldmitteln. Die französische Zivilisation, die sich bereits im 17. Jahrhundert in Polen einzubürgern begann, wird von Stanisław August in jeder Weise gefördert; er schickt die polnische Jugend nach Frankreich, lässt französische Lehrer und Künstler nach Polen kommen. Der Zivilisation folgt die französische Kultur, die zunächst als rein äusserliche Nachahmung erscheint, bald aber von der polnischen Kultur auf-

genommen und innerlich verarbeitet sich organisch mit der heimischen Kultur verbindet, um nunmehr selbständig eigene schöpferische Werte hervorzubringen.

Das ganze geistige Schaffen in Kunst und Wissenschaft findet in dem König den empfänglichen und befruchtenden Mittelpunkt. Er fördert jedes Talent, weist Zweifelnde und Ungereifte in die richtigen Bahnen, versammelt die führenden Geister des ganzen Landes um sich. Der Hof wurde zur blühendsten Stätte des Geistes.

Ebenso umgab sich der König in seiner Sommerresidenz, dem anmutig reizenden und mit Kunstschätzen aller Art reich ausgeschmückten Schlosse Łazienki mit Vertretern der Kunst und der Wissenschaft.

Jeder, den der Funken der Begabung zum Schaffen drängte, fand beim König Zutritt und konnte, wenn das verständnisvolle und abgeklärte Urteil zu seinen Gunsten ausfiel, freundlichster und gastlichster Aufnahme gewiss sein. Zu den berühmten Donnerstagsdiners des Königs fanden sich an der königlichen Tafel Künstler, Dichter und Gelehrte ein, sowohl Vertreter der alten Richtung, wie die Jungen aus seiner Schule. Literarische, künstlerische, wissenschaftliche, soziale und politische Probleme wurden hier diskutiert, auf jedem Gebiet war der König bewandert, jedem brachte er wahres und grosses Interesse entgegen; er regte die Gespräche durch geistreiche Bemerkungen an, und oft löste er ganz verstrickte, fachmännische Kenntnisse erheischende Fragen mit der ihm angeborenen Leichtigkeit seines Geistes. Er war es, der die Initiative zu einem der berühmtesten polnischen Werke des 18. Jahrhunderts gab, zu der

„Geschichte des polnischen Volkes", die einer seiner Freunde und Genossen, Naruszewicz, verfasste. Auch auf so manches Werk des Fürstbischofs von Ermeland Krasicki, des glänzendsten polnischen Fabeldichters und witzigen Satirikers, dessen geistreicher, geisselnder Spott keine Hemmungen kannte und der durch seine graziösen Fabeln und Episteln auch den nüchternen und in dieser Hinsicht recht verwöhnten Friedrich II. ergötzte, — mochte wohl der König unbewusst anregend gewirkt haben.

Der Einfluss seiner Persönlichkeit war so tiefgehend, dass sie nirgends zu verkennen war. Dabei muss hervorgehoben werden, dass er selbst bei denjenigen, die er sich zu Hofpoeten erwählte und zu Kammerherren machte, die Entwicklung des Talents nie nach irgend einer ihm sympathischeren Richtung umzubeugen versuchte, sondern es stets nach seiner Art sich ausleben liess, voller Ehrfurcht vor dem Genie. Zu seinen Hofpoeten gehörten Trembecki, ein glänzender Meister der Form, der an Reichtum der Sprache, Reinheit des Reimes, Fülle der Einfälle in seinem Zeitalter keinesgleichen hatte, der Satiriker Węgierski, der hervorragende Komödiendichter Zabłocki, der Lyriker Karpiński und so viele andere. Zur Poniatowski-Epoche gehörte auch Niemcewicz, der Dichter der von Vaterlandsliebe durchdrungenen Lieder und Gesänge. Die wissenschaftliche Prosa vertraten hochbegabte Schriftsteller und Politiker vom Range eines Kołłątaj, eines Staszic. Das vom König 1765 in Warschau gegründete erste nationale Theater leitete der berühmte Bogusławski.

Die polnische Literatur dieser Epoche gewinnt allmählich ein bestimmtes Gesicht von charakteristi-

schem Gepräge und bietet treu den Ausdruck eines geschlossenen Zeitalters, das wohl von Rousseau und Voltaire beeinflusst, aber doch bodenständig und durchaus völkisch war. Auch für die Malerei, die Bildhauerkunst und die Architektur bedeutet die Ära Stanisław Augusts einen Höhepunkt. Auch hier war der Einfluss des kunstfreudigen Ästheten und des Epikuräers vom feinsten Geschmack richtunggebend.

Die unvergänglichen Werte der polnischen nationalen Kunst haben zum grossen Teil ihren Ursprung im Schaffen jener Künstler, die den Hof Stanisław Augusts zierten, sich seiner Freundschaft rühmten und die Entwicklung ihres Talents seiner Person mitverdankten. Die Werke Bacciarellis, Canalettos, Albertrandis, Lessueurs, Czechowicz', Smuglewicz', Fontanas, Orłowskis, Norblins, Grassis, Marteaus, Chodowieckis, Vogels, Lampis, Aigners, Merlinis u. a. legen Zeugnis ab vom künstlerischen Erlebnis der Epoche und bedeuten einen Wendepunkt in der Kultur der heimischen Kunst. Die Gründung von Akademien, Schulen und Ateliers, die Anlegung von Bibliotheken und Sammlungen, die Förderung der Studien der polnischen Jugend im Ausland und die finanziellen Unterstützungen für Reisen nach Griechenland, Rom und Paris, wo Kenntnisse erworben, Eindrücke und Anregungen gesucht und gesammelt, wo die grossen Werke antiker und zeitgenössischer Kultur geoffenbart werden sollten, sind Verdienste, die dem König nicht abgesprochen werden können. In allen Hauptstädten Europas standen neben den diplomatischen Vertretern spezielle Agenten im Dienste des Königs, die den Auftrag hatten, Kunst-

werke jeder Art für die königlichen Sammlungen zu erwerben.

Und so wurde das von Stanisław August umgebaute und mit wahren Schätzen ausgeschmückte königliche Schloss in Warschau zu einem Kulturzentrum, das seine Strahlen über das ganze Land aussandte und wie die Morgenröte geistiger Kultur über den polnischen Landen leuchtete. So wurde der königliche Hof im vollsten Sinne des Wortes zu einem polnischen Versailles.

Der historische Glanz erblasste am politischen Horizont immer mehr, — die Sonne der Kunst und des Wissens erstrahlte in um so üppigerem Licht. Der junge Tag der neu erweckten Kultur brach an, der Geist feierte seine höchsten Triumphe. „Ce ne sont pas les lois, c'est l'esprit qui gouverne ce pays," sagt Rulhière.

Auch die polnischen Magnaten schufen, dem Beispiel des Königs und dem Zeitgeist folgend, aus ihren Schlössern richtige Kulturstätten, zogen begabte Künstler an ihre Höfe, führten Prachtbauten auf, legten riesige Sammlungen an, unterhielten ständige Hoftheater, warfen jährlich unermessliche Summen aus, um sie in kulturelle Werte umzusetzen. Jeder bemühte sich, in seiner Gegend im Umkreis seiner Besitzungen, die an Umfang manches heutige Herzogtum übertrafen, und weit und breit über diese hinaus die Blüte der Kultur zu erhalten und der Nachwelt neben diesen aufgestapelten kostbaren Schätzen auch den Namen eines hochherzigen Förderers der Kunst und der Wissenschaft zu hinterlassen. Es ist nicht zu leugnen, dass die führenden polnischen Geschlechter, um nur die Czartoryskis und ihre

königliche Residenz Puławy zu erwähnen, sich um die polnische Kultur unschätzbare Verdienste erworben haben, dass ihr Wirken weit über ihr Zeitalter hinaus bis in die heutige Zeit hineinragt und Früchte trägt. Die reichen polnischen Museen und Sammlungen legen Zeugnis davon ab — leider auch zahlreiche Museen und Sammlungen Petersburgs. So wurde unter anderem auch die 300000 Bände umfassende Bibliothek Załuskis, die dazumal grösste Privatbibliothek Europas, auf Geheiss Katharinas von Warschau nach Petersburg geschafft.

In dem mit echtem Prunk und künstlerischem Verständnis üppig ausgeschmückten Königshof in Warschau, inmitten der endlosen Galerien, Bibliotheken, Marmorsäulen, Gobelins, Arazzis, inmitten der seltensten Kunstwerke der Welt, in den prachtvollen Warschauer Palästen der Grossen des Landes und auf den Magnatenschlössern spielte sich das bunt bewegte, der Zeit entsprechend von feinen Intrigenfäden umsponnene, geistig verfeinerte Leben des 18. Jahrhunderts ab.

Der König und die Elite der Nation gaben den Ton an. Ein Leben in Schönheit und breiter, slawischer Pracht. Literarische Diners, Diskussionen über Kunst, Wissenschaft und Politik, heiteres Philosophieren wechselten ab mit Festen und Gelagen — bei denen man es an Temperament, Geist, Wein und Geld nicht fehlen liess —, mit Duellen und galanten Stelldicheins.

Doch das Bild wäre nicht vollkommen, würde man die soziale Wiedergeburt ausser acht lassen. Das, was im Westen in Strömen von Blut und Hekatomben von Menschenopfern erreicht wurde, vollzog sich in

Polen ohne Opfer an Menschenleben, ohne gewaltsame Umwälzungen, durch das schöpferische und von einem erstaunlich freiheitlichen Geist getragene Werk der Konstitution vom 3. Mai. Das festgefügte, auf Jahrhunderte sich stützende Gebäude der Vorurteile und der althergebrachten morschen Einrichtungen stürzte in Trümmer, die klaffenden Abgründe der Standesunterschiede wurden überbrückt. Ein enges Band verknüpfte die französische Revolution mit dem Geist der Hauptstadt Polens.

Und nun setzte der letzte Akt der Tragödie ein. Seelenstarke Patrioten, tatkräftige Männer, schöpferische und überragende Geister hatte die Epoche hervorgebracht, den Atem der Zukunft in der heiligen polnischen Sehnsucht erhalten, so viel Energie und erneuernde Kraft geweckt und gezeugt, den Willen der Selbstbehauptung geläutert und gestärkt und das Bewusstsein sittlicher Pflichten gehoben, die geistige und soziale Wiedergeburt des ganzen Volkes in sich geschlossen, den Höhepunkt der Kultur erklommen und in den fruchtbaren Heimatsboden Keime für Jahrhunderte gelegt, das Reichsgebäude im Inneren festgefügt und ausgebaut, — da barsten die Fundamente und jäh folgte der Einsturz.

Doch selbst aus den Trümmern sprossen Blumen und bezeugten vor Welt und Menschheit die Unversehrtheit des polnischen Elements, die Lebensfähigkeit und die Lebensberechtigung des untergegangenen Reiches. Und wahrlich, „fallen kann auch ein grosses Volk, elend untergehn nur ein gemeines“.

Stolz und unverwüstlich erhob sich auf den zerfallenen Mauern die polnische Idee, machtvoll stieg der nationale Gedanke auf und wuchs zur Ideologie

des Patriotismus empor, um Jahrhunderte zu überdauern, um auf das nationale Banner in glühender Schrift das *„contra spem spero“* zu setzen und der Nation in den bittersten Tagen, die sie erwarteten, voranzuleuchten, alle Säfte und Kräfte in sich aufzunehmen und das Volk einer besseren Zukunft, einer neuen Wiedergeburt, sicher entgegenzuführen, — der Auferstehung, wenn diese auch in noch so weiter Ferne liegen sollte.

* * *

Unter der Last der Pflichten und den von allen Seiten auf ihn einstürmenden Anforderungen fühlte sich König Stanisław August Poniatowski bewogen, im Jahre 1767 vor versammeltem Reichstag die Ideen und die Absichten, von denen er sich bei Übernahme der Krone leiten liess, kund zu tun. Sollten die Zeitgenossen ihn verkannt haben, so könnte er mit ruhigem Gewissen das gerechte Urteil der Nachwelt abwarten und über sich ergehen lassen. Nur das Wohl des Vaterlandes sei stets und überall die Triebfeder seines Handelns gewesen und werde es auch in Zukunft sein. Davon würden einst, wenn sich das Grab über ihm schliessen und sein Mund verstummen werde, die authentischen Dokumente und Schriften vor Polen und aller Welt Zeugnis ablegen.

Damit kündigte der König seine Aufzeichnungen an, die eine Analyse seiner Seele und seines Fühlens im Rahmen der Zeitgeschichte offenbaren sollten.

Am 12. Februar 1798 verschied Stanisław August Poniatowski im Marmorpalais zu Petersburg, — nach seiner Abdankung hatte er sich nach Grodno zurückgezogen, das letzte Jahr seines Lebens brachte er in

dem ihm von Paul I. zur Verfügung gestellten Marmorpalais in Petersburg zu.

Sofort wurden alle Wohnräume, Schränke und Schatullen von dem früheren Kronmarschall und Verwandten des Königs Michael Mniszech und dem russischen Kanzler Bezborodko sorgfältigst versiegelt. Welchen Wert der russische Hof dem geistigen Nachlass des verstorbenen Königs beimass, erhellt aus dem Befehl des Zaren, der Feldmarschall Fürst Repnin, der Kanzler Bezborodko, die Geheimräte Bezborodko und Rumianzow sollten sofort die angelegten Siegel nachprüfen, sie dann entfernen, die hinterlassenen Papiere durchsehen und was ihnen als besonders wertvoll oder besonders — verdächtig vorkommen würde herausnehmen, um es der genauesten Prüfung zu unterziehen.

Fürst Repnin entnahm der geschichtlichen Erbschaft zwei ungebundene Bände, welche die Aufschrift „Mémoires du roi Stanislas Auguste“ trugen. Einer der ehemaligen Sekretäre des Königs, dem dieser seine Memoiren teilweise diktiert hatte, Christian Wilhelm Friese, überreichte dem Fürsten acht in Maroquin gebundene Bände der Aufzeichnungen. Auf ausdrücklichen Wunsch des Zaren wurden diese acht Bände im kaiserlichen Kabinett verwahrt, während die beiden anderen von Rumianzow im Archiv des Kollegiums für auswärtige Angelegenheiten hinterlegt wurden. (Zwei Bände befinden sich in dem Museum der Fürsten Czartoryski in Krakau, die einst in den Besitz des Fürsten Adam Czartoryski gelangt waren und deren Text mit den vorliegenden ersten zwei Bänden des handschriftlichen französischen Originals bis auf unwesentliche Änderungen

und neu eingefügte Notizen des Königs übereinstimmt.)

Im Jahre 1832 befahl Zar Nikolaus I., die versiegelten Bücher im Staatsarchiv unterzubringen. Nach neun Jahren liess sie sich der Zar nochmals vorlegen. Es ist anzunehmen, dass er in den Papieren geblättert, vielleicht nach Aufschlüssen und Enthüllungen gesucht und vielleicht auch welche gefunden hat. Als er sie nämlich dem Reichskanzler zur Verwahrung wieder zurückgab, bestanden sie nur aus einem Paket, während derselbe Kanzler 1832 noch zwei Pakete in Empfang genommen hatte. Das Paket war sorgfältigst versiegelt, darauf ein vom Zaren eigenhändiger Vermerk, die Memoiren sollten gut verwahrt und die Siegel dürften keinesfalls ohne seinen Befehl entfernt werden.

Nun schien es, als sollte den vergilbten Bänden der ewige Schlaf vergönnt sein, als scheuten sich die russischen Herrscher, in den Bekenntnissen des Königs zu wühlen und vergessene Erinnerungen wachzurufen. Denn ein halbes Jahrhundert rührte keines Menschen Hand an dem Vermächtnis. Erst 1891 verlangte Zar Alexander III. wieder nach ihnen. Und wieder wanderten sie, neu versiegelt und mit dem neuen Vermerk, sie ohne ausdrückliches Geheiss nicht anzurühren, zurück zu ihrer Ruhestätte.

Bis endlich 1907 der Direktor des Petersburger Staatsarchivs Sergius Goriaïnow mit Genehmigung des Zaren Nikolaus II. die Siegel erbrechen durfte. Er übergab die Memoiren der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zur Veröffentlichung, um jetzt erst die von russischen Herrschern so streng bewachten Geheimnisse vor der Nachwelt zu enthüllen und

die Weltgeschichte um ein Werk zu bereichern, das schon deshalb besondere Beachtung verdient, als es von einem Manne stammt, der als einziger von den konstitutionellen Monarchen vor der Revolution den Mut gehabt hat, die Geschichte seines Zeitalters selbst niederzuschreiben. Die vier ersten Teile des handschriftlichen Originals wurden 1914 im französischen Urtext herausgegeben. — Der hier in deutscher Übertragung vorliegende Band besteht aus den beiden ersten Teilen, das Gesamtwerk wird fünf bis sechs Bände umfassen.

Begonnen hat König Stanisław August die Niederschrift seiner Memoiren im Jahre 1771, wie er es selbst in einer Notiz sagt. Den zweiten Teil schrieb er zehn Jahre nach dem ersten, den Rest später, führte aber sein Tagebuch bis ans Lebensende. Im Winter des Jahres 1797 überraschte den entthronten König oft sein Neffe, Fürst Adam Czartoryski, am frühen Morgen am Schreibtisch, mit wirrem Haar und blassem Gesicht. Er schriebe seine Memoiren, hiess es. Kurz vor seinem Tode fügte er noch eigenhändig einige Korrekturen, Notizen und Anmerkungen ein.

Welche Motive den König zur Niederschrift veranlasst haben mögen: ob das Gefühl der Notwendigkeit einer Rechtfertigung seiner selbst vor der Geschichte oder das Gefühl der Notwendigkeit eines Dokuments für sein Wollen und Streben, ob der Drang nach einer Klärung seines Verhältnisses zum polnischen Volke und zur polnischen Republik oder das Verlangen, die Schuld, die das Geschick auf ihn geladen, von seinen Schultern abzuwälzen, ob der heisse Wunsch, das Urteil der Geschichte aufzuhalten, dessen Ungerechtigkeit er vielleicht befürch-

ten zu müssen glaubte, ob tiefe Selbsterkenntnis oder das Geschick ihm die Feder in die Hand gedrückt haben, ob er ein Vermächtnis und ein politisches Testament zur Warnung für die Nachkommen hinterlassen wollte oder ob es nur eine *pro domo* Schrift sein sollte, — bleibe dahingestellt. Sicher ist, dass nicht überall die Objektivität und Vollständigkeit des gewissenhaften Historikers zu finden ist, dass vielfach die Dinge rein subjektiv beurteilt und durch das Prisma des mit grossen Teilen des Volkes und mit zahlreichen Parteien des Landes nicht einigen Königs gesehen sind. Das aber macht gerade den besonderen Wert dieser Memoiren aus; historiographisch liegen viele einwandfreie Darstellungen dieser Epoche vor, jedoch die subjektive, individuelle Auffassung und Beurteilung eines so überragenden Geistes, den das Schicksal vom einfachen Truchsess zum König machte, um ihm dann brutal Krone und Szepter wieder zu entreissen, eines Geistes, der eine ganze Epoche befruchtet und zugleich sein Reich dem Verderben entgegengeführt hat, der Träger eines Kulturzeitalters war, — ist von besonderem Wert. Und es muss betont werden, dass die Memoiren, abgesehen von dem subjektiven Stempel, abgesehen davon, dass sie manches wohlweislich verschweigen und manches unnötig hervorheben, keinerlei Fälschungen der geschichtlichen Ereignisse enthalten.

Deshalb sind die Aufzeichnungen des letzten polnischen Königs, die sich erst nach über hundert Jahren ans Tageslicht haben wagen dürfen, ein grosses kulturhistorisches Dokument.

Dr. A. v. Guttry

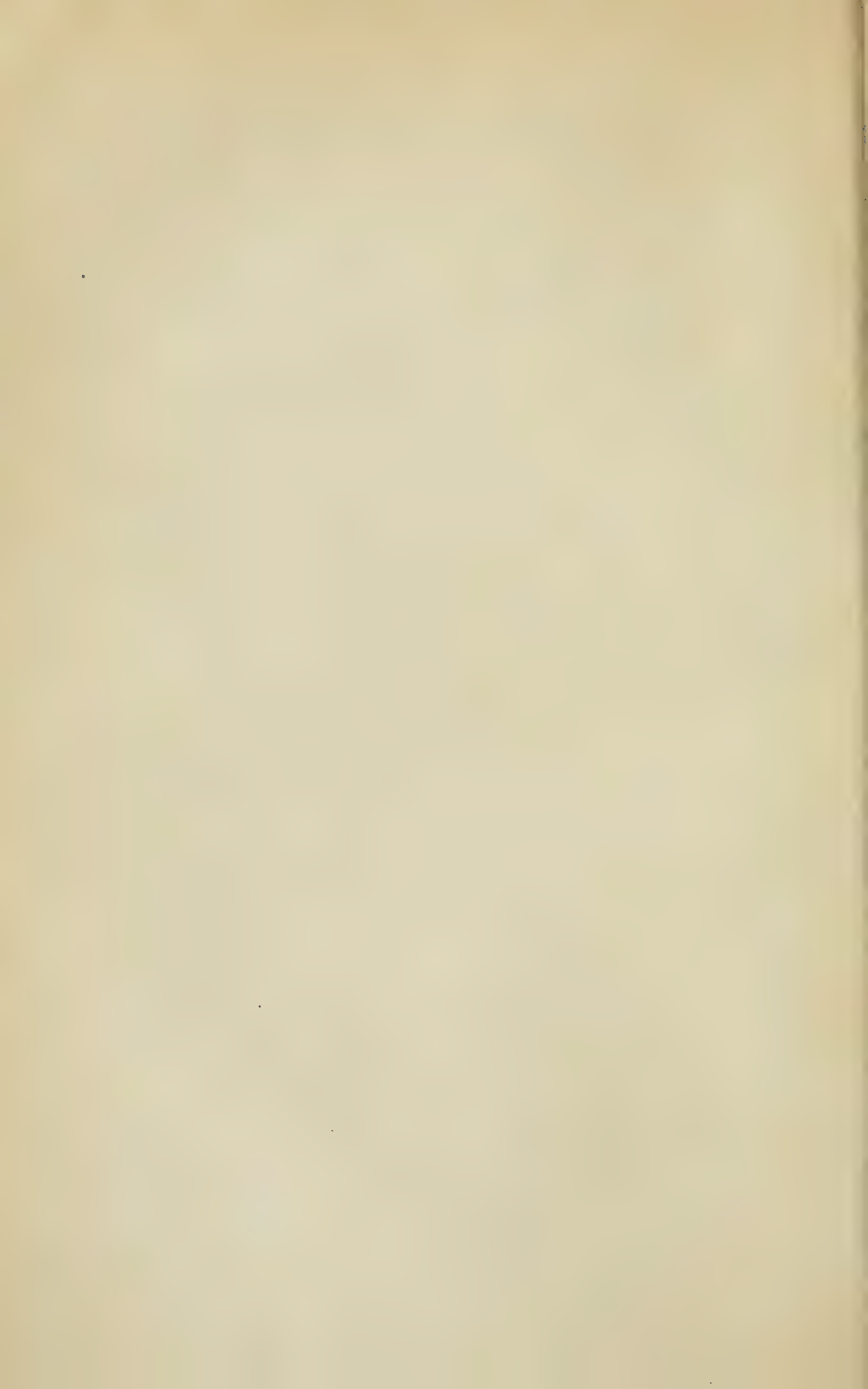
Hoc enim est sors hominum in primis reipublicae officiis constitutorum, ut non solum nihil in ea contingat quod eos non afficiat, sed ut neque illis quidquam fere eveniat quod non simul ipsam rempublicam afficere possit. Unde et privata eorum vita posteris tradenda est exemplo vel monitioni.



Wenn jene Geschichte die beste ist, die den Leser mit grösster Wahrhaftigkeit über die Rechte und Beispiele belehrt, welche die Vorfahren ihm überliefert haben; wenn der wirkliche Verlauf der Ereignisse von niemandem so genau gekannt werden kann, als von den daran Beteiligten, welche nicht nur die Tatsachen kennen (sonst wären sie den Zeugen gleichzustellen), sondern als die einzigen auch die Motive wissen, so genügt es, bei dem Autor seiner eigenen Lebensgeschichte Wahrhaftigkeit und Exaktheit vorauszusetzen, um seine Erzählung jeder anderen vorzuziehen. Und diese Voraussetzung gehört nicht ins Bereich des Unmöglichen. Gleich jeder anderen Tugend ist die Aufrichtigkeit eine Gabe Gottes; wer von Geburt an grössere Befähigung zu dieser Tugend zeigt, wird sie um so leichter üben, auch bei seiner eigenen Lebensgeschichte, wenn die Zufälle seines Lebens den Lauf der öffentlichen Ereignisse beeinflusst haben, wenn er sein Vaterland und die Menschheit liebt und schliesslich wenn er der Meinung ist, dass sogar jene Verfehlungen, die das Selbstbewusstsein am tiefsten demütigen, schon halb gesühnt sind, sobald man Mut hat, sie einzugestehen und durch dieses Geständnis dem Leser dienlich zu sein, — so wie die Trümmer eines zerschellten Schiffes noch jenen als Warnung dienen können, die auf ihrer Fahrt dieselben Gestade aufsuchen.



ERSTER TEIL



ERSTES KAPITEL

MEINE KINDHEIT. — URSACHEN MEINER GEFANGENNAHME. — CHARAKTER MEINER MUTTER. — MEINE ERZIEHUNG. — ŚLIWICKI. — MEINE ERSTE REISE. — NOTWENDIGKEIT EINES FELDZUGS. — MEIN EID. — KAUNITZ. — LÖWENDAL. — MORITZ VON SACHSEN. — BERG-OP-ZOOM. SEIGNEUR DE COURT. — BOUQUET. — BREDA. — DAS HOLLÄNDISCHE LAGER. — BEGEISTERUNG DER HOLLÄNDER FÜR DEN PRINZEN VON ORANIEN. — AACHEN. — MEINE ERKRANKUNG.—RÜCKKEHR NACH WARSCHAU.—REICHSTAG UNTER DEM VORSITZ VON SIEMIEŃSKI VOM JAHRE 1748.



Ich bin am 17. Januar 1732 zu Wołczyn in der Woiwodschaft Brześć Litewski geboren, welcher Besitz damals meinem Vater gehörte, — ein Jahr vor dem Ableben Augusts II.

Bei den darauf folgenden Unruhen wurde ich der Wiege entrissen und von dem Woiwoden von Kiew Potocki (dem nachmaligen Grosshetman und Kastellan von Krakau) als Geisel nach Kamieniec entführt; er wollte auf solche Weise seine Anhänglichkeit an den König Stanisław Leszczyński beweisen, obgleich er unter der Hand sein Übereinkommen mit August III. von Sachsen, dessen Mitbewerber, vorbereitete, lange noch bevor mein Vater, nach der Übergabe Danzigs an die Russen, zugleich mit dem Primas Potocki und allen anderen polnischen Fürsten, die sich zu jener Zeit in der Stadt befanden, gezwungen war, sich den Gesetzen des Siegers zu beugen.

Potocki befriedigte durch diese Tat, wie auch durch manche andere, den eifersüchtigen Hass, den er gegen meinen Vater hegte und der zur Ursache vieler Ereignisse unter der Regierung Augusts II. und Augusts III. wurde. Seine Folgen äusserten sich noch unter meiner Regierung durch eine unausgesetzte Rivalität zwischen dem Hause der Potockis und dem meinigen, welche Gefühle und Interessen einerseits

die Fürsten Czartoryski, die Brüder meiner Mutter, mit ihrem zahlreichen Anhang, andererseits die Radziwiłłs, Mniszechs und so viele andere teilten.

Nach beendeter Belagerung liessen meine Eltern mich nach Danzig kommen. Ich war damals drei Jahre alt; von jetzt ab begann meine Mutter sich um meine Erziehung zu bekümmern, und zwar mit derselben überlegenen Intelligenz, durch die sie sich schon bei der Erziehung meiner älteren Geschwister ausgezeichnet hatte, aber mit noch erhöhter Sorgfalt. Die wirklich aussergewöhnliche Frau gab mir nicht nur selbst Unterricht in den meisten Dingen, die man sonst ganz den Lehrern überlässt, sondern bemühte sich vor allem, meiner Seele strenge, erhabene Grundsätze einzupflanzen, die mich tatsächlich ihren Absichten gemäss auch bald von der gewöhnlichen Wesensart anderer Kinder entfernten, zugleich aber auch die Ursache einiger meiner Fehler wurden; ich glaubte mich meinen Kameraden überlegen, weil ich viele Dinge nicht tat, die bei ihnen Fehler genannt wurden, und weil ich Verschiedenes wusste, was man sie noch nicht gelehrt hatte. Ich wurde zu einem sehr stolzen kleinen Wesen.

Die in Polen im allgemeinen wirklich unzulängliche nationale Erziehung sowohl in wissenschaftlicher als auch in moralischer Hinsicht veranlasste meine Mutter, mich vor jedem Verkehr zu bewahren, von dem sie ein schlechtes Beispiel für mich befürchtete; das brachte mir in einer Hinsicht so viel Gutes als Böses in der anderen. Auf der fortwährenden Suche nach vollkommenen Menschen sprach ich fast mit niemandem, und die beträchtliche Anzahl jener, die sich von mir verachtet glaubten, brachte mir die

missliche Auszeichnung, dass ich bereits in meinem fünfzehnten Lebensjahr Feinde hatte; dagegen muss ich bekennen, dass die Richtung, die man mir gegeben, mich vor allem behütet hat, wodurch eine schlechte Gesellschaft jungen Leuten gefährlich werden kann. Ich gewann und bewahrte mir eine Antipathie gegen jede Falschheit, aber auch eine (im Vergleich zu meinem Alter und meiner Stellung) zu grosse Antipathie gegen alles, was man mir als niedrig und mittelmässig bezeichnet hatte. Man hat mir sozusagen niemals die Zeit gelassen, Kind zu sein; als würde man dem Jahr den Monat April wegnehmen. Heute empfinde ich das als eine nicht wieder gutzumachende Entbehrung und ich beklage sie, denn ich bin der Ansicht, dass meine so oft schmerzlich empfundene Neigung zur Melancholie eine Frucht dieser künstlich und frühzeitig grossgezogenen Weisheit ist, die mich doch nicht verhindern konnte, alle mir vorherbestimmten Fehler zu begehen, hingegen mich bereits in meinem zartesten Alter zu einem Enthusiasten zu machen gedachte.

Mit zwölf Jahren schon fühlte ich ganz ernsthafte theologische Beunruhigungen über die Freiheit des Willens und die Prädestination, über die Täuschung der Sinne, den absoluten Phyrrhonismus usw., so dass ich beinahe krank wurde. Ich werde mich stets mit Dankbarkeit erinnern, auf welch kluge Weise Pater Śliwicki[1]) damals meine Beängstigungen beschwichtigte. „Mein liebes Kind," sagte er, „ist es wirklich wahr, dass Sie an allem, was Sie sehen und hören,

[1]) Anm. des Königs: Er war in Polen Chef der Kongregation, die man dort „Missionäre" nennt, und die in Frankreich unter dem Namen der „Lazaristen" bekannt war.

durchaus zweifeln? Könnten Sie wirklich nicht daran glauben, dann wäre es nicht Ihre Schuld; Gott jedoch ist zu gütig, um Sie in dieser Unruhe und diesen Leiden zu belassen, wenn Sie ihn, den Schöpfer Ihres Wesens, von dessen notwendiger Existenz Ihr eigenes Dasein Ihnen doch Gewissheit geben muss, vertrauensvoll darum bitten.“ Diese wenigen Worte, der herzliche Ton, in dem sie gesprochen wurden, und offenbar auch der innere Drang, einen Ausweg für meine Qualen zu finden, beruhigten mich wieder.

Meine Mutter hatte zwar nicht den Fehler begangen, mich in diesem Alter in der Metaphysik zu unterweisen; da sie mich jedoch beständig von der kindlichen Sorglosigkeit fernhielt und mich daran gewöhnte, jedem Wort, das in meiner Anwesenheit gesprochen wurde, Aufmerksamkeit zu schenken, hatte ich viele Gedanken erfasst und durchdacht, bei denen ich mich noch nicht hätte aufhalten sollen. Mein sanftes Naturell und meine lebhafte Phantasie verführten mich, alles, was mir an Menschen und Dingen der Achtung und des Lobes wert erschien, mit geradezu überschwenglicher Neigung, ja Leidenschaft aufzunehmen, indes ich andererseits im Ton eines Zensors und mit Abscheu fast alles verurteilte, was ich als tadelnswert erachtete.

So beendete ich denn mein sechzehntes Lebensjahr; ich besass eine für mein Alter ungewöhnliche Bildung, grosse Wahrheitsliebe, hatte grosse Ehrfurcht vor den Tugenden meiner Eltern, denen mir nichts gleichzukommen schien, und die Überzeugung, dass man mindestens ein Aristides oder ein Cato sein müsse, um etwas zu bedeuten. Ich war klein und von gedrungener Gestalt, ungeschickt, kränklich und in



Stanisław Ciołek Poniatowski, Kastellan von Krakau,
Vater des Königs



mancher Beziehung ein wilder Arlekin. In dieser Verfassung liess man mich meine erste Reise antreten.

Sechsunddreissigtausend Russen unter dem Oberbefehl des Fürsten Repnin marschierten durch Polen, um Maria Theresia Hilfe zu bringen. Mein Vater, der bisher meine Erziehung fast gänzlich meiner Mutter überlassen hatte, gab mir eine Empfehlung an den General Lieven mit, den zweiten Befehlshaber dieser Armee und seinen alten Bekannten. Mein Vater war der Ansicht, dass eine mitgemachte Kampagne die Erziehung eines jungen Mannes besser vollenden könnte, denn irgend eine Akademie der Welt; meine Mutter hatte den Mut, derselben Ansicht zu sein; zu meinem grössten Bedauern liessen sich ihre Absichten in diesem Punkte nicht erfüllen. Ein Mann, der berufen ist Staaten zu lenken und der nicht Krieg zu führen versteht, ist wie ein Mann, dem die Natur einen der fünf Sinne versagt hat; wenn er im Verlauf seines Lebens gezwungen ist, durch seine Stellvertreter und nur durch Stellvertreter Krieg zu führen, wenn diese dann fühlen, dass er nicht nur gezwungen ist, durch ihren Arm zu handeln, sondern auch einzig und allein mit ihren Augen zu sehen, werden sie es sich übermässig zu Nutzen machen; und die Soldaten lieben nur ihre wirklichen Führer und gehorchen den Fürsten nur dann, wenn ihre Führer es wollen. Meiner Meinung nach soll jeder Mann von hoher Geburt (vor allem in einem freien Staat) und jeder Sohn eines Herrschers einen Feldzug mitmachen, wenn sich die Gelegenheit bietet, und soll sogar während einer gewissen Zeit in irgend einem Korps dienen. Man soll die kleinen Details des Dienstes nicht als Pedanterie verrufen; nur durch Ubung kann man sie er-

lernen, und sie sind die notwendige Grundlage jedes grossen Manövers und dessen, was wir die hehre Kriegskunst nennen. Der einzige Unterschied zwischen dem einfachen Offizier und dem grossen Führer besteht darin, dass die Fähigkeiten des Offiziers sich auf die Kenntnis und Ausführung dessen beschränken müssen, was dem Führer nur als Instrument dient. Kehren wir jedoch zu meiner Geschichte zurück.

Kaum war meine Kriegsausrüstung beendet, da wurde die Unterzeichnung der Präliminarien von Aachen bekannt. Mein Vater sagte: „Diesmal wirst du noch nicht einen Krieg sehen, reise jedoch sogleich ab, um wenigstens die versammelten Armeen zu sehen."

Er gab mir Briefe mit für den Marschall von Sachsen, den Marschall von Löwendal und einige seiner Freunde in den verschiedenen Ländern, die ich unterwegs berühren sollte. Als Begleiter gab man mir Major von Königfels mit, den ehemaligen Adjutanten des berühmten Marschalls Münnich; seit dieser in Ungnade gefallen war, hatte sich Königfels in das Haus meines Vaters zurückgezogen. Im Dienste Russlands erzogen, war er ganz besonders geeignet, mit mir als Freiwilligen einen russischen Feldzug mitzumachen. Da er nun schon einmal zu meinem Begleiter ausersehen war, blieb es dabei, obgleich der Zweck meiner Reise ein anderer geworden. Er konnte nicht Französisch und sein ganzes Wesen eignete sich wenig für das Land und die Leute, die ich aufsuchen sollte; sein gesunder Menschenverstand und seine Rechtschaffenheit kompensierten jedoch alles.

Meine Eltern nahmen mir damals das Ehrenwort ab, mich niemals an irgend einem Hasardspiele zu

beteiligen, weder Wein noch starken Likör zu verkosten, noch vor dem dreissigsten Lebensjahr zu heiraten; dasselbe hatten sie auch von meinen Brüdern gefordert. Ich habe diesen Schwur gehalten; meine Eltern dachten, sie könnten mich auf diese Weise von der allgemein üblichen Unsitte des übermässigen Trinkens bewahren; denn sowohl bei unseren Versammlungen wie fast in allen Privathäusern musste man sich ihr unterwerfen, wollte man nicht missfallen, indem man sich weigerte, jedesmal den Becher zu leeren, so oft man zum Trinken aufgefordert wurde, es sei denn, dass man nachweisen konnte, man habe noch nie mit irgend jemand getrunken. Das nützliche Beispiel meiner Erziehung hat durch — wenn auch nicht ganz so strenge — Nacheiferung in anderen fürstlichen Häusern vielleicht mit dazu beigetragen, dass dieses in Polen durch August II. so übermässig geförderte Laster erheblich nachliess.

Endlich reiste ich ab, nahm meinen Weg über Czenstochau, Troppau, Königgrätz, Prag, Eger, Bayreuth, Frankfurt und den Rhein abwärts bis Köln und traf am 10. Juni in Aachen ein, wo Kauderbach, dazumal sächsischer Minister, einst Instruktor meines Vaters und meiner älteren Brüder im Haag, mich den Ministern der anderen Höfe vorstellte, die zum Kongress versammelt waren. Fürst — damals noch Graf — Kaunitz, der Gesandte und spätere Minister des Wiener Hofes, empfing mich trotz unseres grossen Altersunterschiedes und der Schrullenhaftigkeit, die ihm nachgesagt wurde, auf das liebenswürdigste und liess sich herab, beinahe eine ganze Stunde mit mir zu plaudern.

Drei Tage später gelangte ich nach Maastricht, wo

sich damals das Hauptquartier des Marschalls von Löwendal befand. Der General empfing mich freundlich, Königfels gegenüber, den er in Russland kennen gelernt, zeigte er sich sehr wohlwollend und verschaffte uns jede Möglichkeit — damals hing dort alles von ihm ab —, in Maastricht und Umgebung alles zu sehen, was einen jungen Reisenden vernünftigerweise interessieren konnte. Eines Tages sagte er zu Königfels in meiner Gegenwart:

„Der kleine Poniatowski muss nicht schlecht erstaunt sein, statt hier die Strenge des schwedischen, russischen und deutschen Dienstes vorzufinden, von dem sein Vater und Sie ihm vorgefaselt haben mögen, einen französischen Marschall zu sehen, der inmitten seiner Armee jeden Abend zum Schauspiel geht und seinen Tag mit den Damen vom Theater verbringt."

In jenem Augenblick fühlte ich, wie leicht ein auf hohem Posten stehender Mann sich vor allem die Herzen der Jugend gewinnen kann, wenn ihm nur daran liegt, den Eindruck, den er auf sie macht, zu beobachten oder zu erraten, und wie leicht ein Grosser sich Popularität erringen kann. Trotzdem Löwendal einen so bedeutenden militärischen Ruf genoss und mich so freundlich empfangen hatte, war ich durch die Erzählungen der von ihm geplünderten Flamländer über seine Zuchtlosigkeit gegen ihn eingenommen; nun, durch diese seine Bemerkung gewann er sich meine Neigung, die ich nicht unterdrücken konnte, obgleich ich sie verdammte. Als er sich nach Brüssel begab, folgte ich ihm, und er stellte mich dem Marschall von Sachsen vor.

Ich glaubte, den ersten Menschen der Welt vor

mir zu haben: gross, gebaut wie ein Athlet, stark wie Herkules, den mildesten Blick und die männlichsten Züge, den edelsten Gesichtsausdruck; der Ton seiner Stimme wie Orgelklang; er ging langsam, jedoch mit grossen Schritten; jedes Wort seines Mundes (er sprach nie viel auf einmal) und die geringste seiner Bewegungen machten auf alle, die ihn umgaben, grossen Eindruck. Dreihundert bis vierhundert französische Offiziere waren jeden Tag bei ihm anwesend, und ich war tief ergriffen zu sehen, wie die Träger berühmtester Namen dieser Nation, die sonst gewöhnt war, überall den Ton anzugeben, unterwürfig und ehrfurchtsvoll sozusagen von jedem Atemzug dieses Fremden abhingen, der sie erst wieder zu siegen gelehrt hatte[1]. Er war dazumal General-Gouverneur der Niederlande, die er für Frankreich erobert hatte; die Soldaten und die subalternen Offiziere vergötterten ihn, die höheren Offiziere beneideten und bewunderten ihn, doch hassten sie ihn nicht, wie sie Löwendal hassten, der sie mit weniger Rücksicht behandelte; sogar die Flamländer beklagten sich nicht über ihn; die besiegten Generale jedoch verkündeten laut sein Lob, und der Fürst von Cumberland hing sogar in seinem Zimmer zu Windsor sein Porträt auf.

Er empfing mich gütig, äusserte sich liebenswürdig über meine Familie und hauptsächlich über meinen ältesten Bruder, der 1741 und 1742 die Kampagne unter ihm mitgemacht hatte. Ich erinnere mich, dass er sagte:

[1]) Anm. des Königs: Man wird sich erinnern, dass während des ganzen Krieges nach dem Tode Kaiser Karls VI. die französischen Armeen kein Glück hatten und erst unter der Führung des Marschalls von Sachsen wieder siegreich wurden.

„Ich hätte ihn gerne hier bei mir gehabt, ich habe nie einen jungen Menschen getroffen, der zum Kriegführen befähigter schien; er hätte es weit gebracht, wäre er so fortgefahren; ich hatte ihn gern, und auch er hatte mich gern."

Da der Friede so gut wie geschlossen war, hatten die Franzosen das Lager aufgelöst und ihre Truppen beinahe vollständig in Kantonnements verstreut; ich habe nur wenige und nur an einzelnen Orten gesehen; ich erinnere mich, in Maastricht mit einem jungen Artillerieoffizier gesprochen zu haben, der einige Jahre früher als neunjähriger Knabe bei der Belagerung dieser Stadt verwundet worden war.

Je weniger militärisch der Zweck meiner Reise wurde, um so begieriger wurde ich, alles zu sehen, was dieses schöne Land an Schätzen der Kultur, der Kunst und hauptsächlich der Malerei besitzt. Wie fühlte ich mich erhoben beim Anblick eines Rubens, eines Van Dyck; mein Mentor war so erfreut, dass ich nur den Malereien nachlief, dass er mir trotz seiner Sparsamkeit erlaubte, in Brüssel meinen ersten Einkauf dieser Art zu machen; ich dachte einen Schatz zu besitzen, als ich ein kleines Bild erworben.

Von Brüssel ging es über Mecheln und Antwerpen nach Berg-op-Zoom, wo damals ein Schweizer, Chevalier de Court, das Kommando für Frankreich hatte; sein Entgegenkommen und seine Bemühungen, mir alles zu zeigen, was durch jene Belagerung so interessant geworden, liessen mich hier wieder wie später noch oft erkennen, welches Glück es ist, der Sohn eines berühmten und in vielen Ländern persönlich bekannten und beliebten Mannes zu sein. Der Chevalier de Court kannte und liebte meinen Vater; er gab mir

einen Brief mit für seinen Landsmann Cornabé, General in holländischem Dienste, der dazumal in Roosendaal befehligte, dem ersten Soldatenposten der Republik zwischen Berg-op-Zoom und Breda. Dieser vermittelte mir die Bekanntschaft eines anderen Schweizers namens Bouquet, damals Generalquartiermeister, der mir nicht nur das Lager der dreissigtausend Holländer bei Breda zeigte, sondern sich sogar die Mühe nahm, mir eine kurze Direktive niederzuschreiben, die mir bei meiner Rundreise in Holland als Führer dienen sollte; ich konnte es diesmal nur ganz flüchtig bereisen, denn man hatte mir wenig Zeit hierfür bestimmt.

Obgleich noch ein Kind, hatte ich doch Gefallen an den Ausbrüchen des Enthusiasmus, der sich damals in den untersten Volksschichten jenes Landes in der lächerlichsten Weise für den Prinzen von Oranien offenbarte, trotz der Niederlagen, welche die Republik seit seiner Erhebung zur Statthalterschaft erlitten und für die man ihn verantwortlich machte, weil er durch ungerechte Protektionen Fehler begangen hatte. Die Begeisterung des Pöbels war zu jener Zeit aufs neue entfacht, denn das Volk hatte gerade die Verpachtung einiger öffentlicher Einkünfte gewaltsam abgeschafft.

Am 5. August kehrte ich nach Aachen zurück, um die Badekur zu gebrauchen; meine Eltern meinten, sie könnte auf die Entwicklung meiner Gestalt einwirken und mein Wachstum fördern. Ich war schon einmal unter Erscheinungen krank gewesen, die in meiner Konstitution etwas Rheumatisches vermuten liessen. Man wähnte, ich hätte von meinem Vater die Gicht geerbt. Jeder Wunsch meiner Eltern war für

mich gleich einem höchsten Gesetz. In Aachen gab es einen Arzt namens Cappel, der seinerzeit meinen Vater behandelt hatte; er setzte sich sehr für die Quelle jenes Ortes ein, doch offenbar taugten die Wasser nicht für mich, denn am gleichen Tage, an dem ich die Kur begonnen, fühlte ich einen überaus schmerzhaften Krampf in den Eingeweiden, der so heftig war, dass er mir den Magen gegen die Knie drückte und ich fast erstickt wäre. Ehe noch andere Hilfe kommen konnte, schüttete mir Königfels einen Löffel Lavendelwasser in die Gurgel; jetzt konnte ich wenigstens wieder atmen und blieb am Leben, bis der Arzt kam, der mich einige Wochen behandeln und mir Duschen und Dampfbäder applizieren musste, um mich wieder auf die Beine zu bringen. Die Flasche mit dem Lavendelwasser, die mir das Leben rettete, war meinen Leuten einige Stunden früher von einem Diener, der aus Hannover gekommen war, übergeben worden; ich kannte ihn nicht, und er verschwand gleich darauf, so dass ich dieses Qui-pro-quo nicht aufklären konnte. Dieser Zufall ist um so auffälliger, als ich damals weder Lavendelwasser gebrauchte noch welches besass, aus Rücksicht auf meine Mutter, die diesen Geruch nicht vertragen konnte.

Als ich wieder leidlich hergestellt war, ging ich nach Eyndhoven und Ruzemonde, um mir die dort noch versammelten österreichischen und englischen Truppen anzusehen. In Ruzemonde sah ich den Chevalier Faulkener, dem Voltaire seine Zaïre gewidmet hat.

Über Kassel und Dresden kehrte ich nach Warschau zurück, zu Beginn des Oktobers 1748. Gleich am ersten Tage wurde mit ziemlicher Leichtigkeit



Konstanzia Poniatowska, Mutter des Königs



der Referendar Siemieński zum Marschall gewählt. Bestuscheff, damals Gesandter Russlands und Bruder des russischen Grosskanzlers, glaubte in diesem Debüt die Ankündigung eines für seinen Hof gefährlichen Unternehmens zu sehen und erkaufte die Auflösung dieses Reichstags.



ZWEITES KAPITEL

PORTRÄT DES FÜRST-KANZLERS CZARTORYSKI.— HEIRAT MEINER JÜNGSTEN SCHWESTER. — PORTRÄT MEINES SCHWAGERS BRANICKI. — PORTRÄT DES FÜRSTEN SAPIEHA. — PORTRÄT SUŁKOWSKIS UND DES GRAFEN BRÜHL. — VERVOLLKOMMNUNG MEINER ERZIEHUNG DURCH MEINEN ONKEL, DEN KANZLER. — BESCHREIBUNG, WIE ZU JENER ZEIT UNSERE TRIBUNALE ZUSAMMENGESETZT WURDEN. BERICHT, WAS IM JAHRE 1749 DABEI GESCHAH. — EDLE HANDLUNG MOKRONOWSKIS. — PORTRÄT DER KASTELLANIN VON KAMIŃSK. — PORTRÄT WIELOPOLSKIS, DES KRONFÄHNRICHS. — BETRACHTUNGEN ÜBER SEINE GLEICHGÜLTIGKEIT GEGENÜBER NEUIGKEITEN. — ERSTE ERWÄHNUNG KAYSERLINGS. SEIN EINFLUSS AUF MEINE BILDUNG. — SEIN RAT. — ICH WERDE NACH BERLIN GESCHICKT. — LIEBERKÜHN. — BÜLOW. — DIE FRAUEN IN BERLIN. — DER KÖNIG VON PREUSSEN. — SANSSOUCI. — ERSTE ERWÄHNUNG DES CHEVALIER WILLIAMS. — MNISZECH HEIRATET BRÜHLS TOCHTER.

Zu jener Zeit brachte man mich bei meinem Onkel, dem Fürsten Czartoryski, Vizekanzler von Litauen unter. Seine Stellung und sein Charakter hatten ihn zu einem Mann gemacht, dem als wichtigste Aufgabe die Erlangung der grössten Popularität im ganzen Reich vorleuchtete und der daher besonders geeignet schien, den Charakter eines jungen Mannes zu formen. Mit zwanzig Jahren hatte er sich die Gunst des sächsischen Feldmarschalls Flemming gewonnen, der dazumal auch der wirkliche erste Minister Augusts II. für Polen war, obgleich er nicht diesen Titel führte. Durch Flemmings Vermittlung wurde mein Onkel mit fünfundzwanzig Jahren Vizekanzler von Litauen, erlangte dadurch eine Stimme bei der Ernennung zu den Ämtern der Provinz und als Folge hiervon grossen Einfluss.

Von überragender Bildung und Kultur und einer gewissen Neigung zur Spottsucht, gewöhnte sich der Fürst Czartoryski unter dem allmächtigen Minister, der ein witziges Wort und Originalität zu schätzen wusste, daran, seine Meinung jedem ganz offen zu sagen. Viele Leute, die seiner Vermittlung bei Flemming bedurften, liessen sich dies gefallen, und bald glaubte er, ein Privileg als Zensor und Richter zu haben; da er während der langen Zeit seiner Ver-

waltung sich wirkliche Verdienste erwarb, gewöhnte sich das Publikum an seinen Ton, der bald von vielen, am meisten jedoch von ihm selbst, als Catonische Tugend angesehen wurde, besonders wenn sich die Gelegenheit bot, sie gegen die Fehler und Schwachheiten der Regierung und des Hofes Augusts III. auszuspielen. Sein wirkliches Verdienst offenbarte sich am meisten darin, dass er beharrlich die besten Untertanen Litauens zu den Ämtern und Starosteien berief, manchmal sogar die Gunst des Hofes Leuten verschaffte, die durch ihre Geburt und ihre Verbindungen als Anhänger seiner Gegenpartei angesehen wurden; solche Ernennungen machte er häufig genug, um seine Unparteilichkeit zu bekunden, und selten genug — und zwar nur für gewisse, ganz besondere Verdienste —, um auf diese Weise seinen Plänen nicht zu schaden.

Da sich der Einfluss eines Mannes am deutlichsten bei der jährlichen Zusammensetzung unserer Tribunale zeigt, gewann er sich das Lob und die Dankbarkeit seiner Mitbürger, indem er sich bemühte, stets ehrlichere und befähigtere Männer zum Richteramt zu berufen, als es gewöhnlich die Kreaturen der litauischen Herren, seiner Rivalen um den Einfluss, waren.

Auch gehörte er zu jenen polnischen Magnaten seiner Zeit, die durch ihre Kritik und ihre Ratschläge am meisten dazu beitrugen, dass die Jesuiten und die Piaristen das Joch des Barbarismus abschüttelten, welches in ihren Schulen noch dominierte.

Während der zehn letzten Jahre der Regierung Augusts II. und zwei Drittel der Regierungszeit Augusts III. hatte er das Glück, jeweils nur einem Hof oder einem Günstling unterstellt zu sein, welche die

Angelegenheiten Litauens unbedingt nur durch seine Augen sehen wollten, und als Nebenbuhler in dieser Provinz bloss Männer zu haben, die durch ihre Fehler und Laster tief unter ihm standen. Ferner eignete ihm die Gabe unerschöpflicher Geduld beim Anhören der Plaidoyers und der Prozessführenden, wobei er mit Scharfsinn und der erforderlichen Gerechtigkeit die Klagen zu verstehen trachtete, fast immer eine gerechte Entscheidung traf und beide Parteien befriedigte.

Anfänglich stützte er sich auf den Einfluss und die Verbindungen meines Vaters. Zu jener Zeit, von der ich spreche, war jedoch sein Einfluss in Litauen bereits gefestigt, und in Polen genoss er das Ansehen und sogar die Anhänglichkeit fast all jener, die von dem Woiwoden von Ruthenien, seinem Bruder, in gewisser Abhängigkeit standen; von ihnen wurde er sogar als Gesetzesorakel angesehen. Da er oft und viel über die Reform der nationalen Erziehung sprach, durch seine Reden und sein Beispiel den Fleiss aneiferte, eine zahlreiche Korrespondenz mit dem ganzen Reich unterhielt und da er vor allem es liebte, sozusagen beständig über alle öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen und auch über alle privaten Angelegenheiten, die jene in irgend einer Weise beeinflussten, glaubte man, mich in keine bessere Schule bringen zu können, um mir ein umfassendes Wissen vom Stand der Nation zu verschaffen, um mich im Schreiben und in den Kunstgriffen der Popularität zu üben.

In diesem Jahre schien das Ansehen meiner Familie den Höhepunkt zu erreichen: meine jüngste Schwester heiratete den Grafen Branicki, Woiwoden

von Krakau und Feldhetman der Krone, und meine Cousine, die Tochter des Fürst-Vizekanzlers, den Woiwoden von Podlesien, Sapieha; beide Hochzeiten fanden am selben Tage, dem 19. November statt.

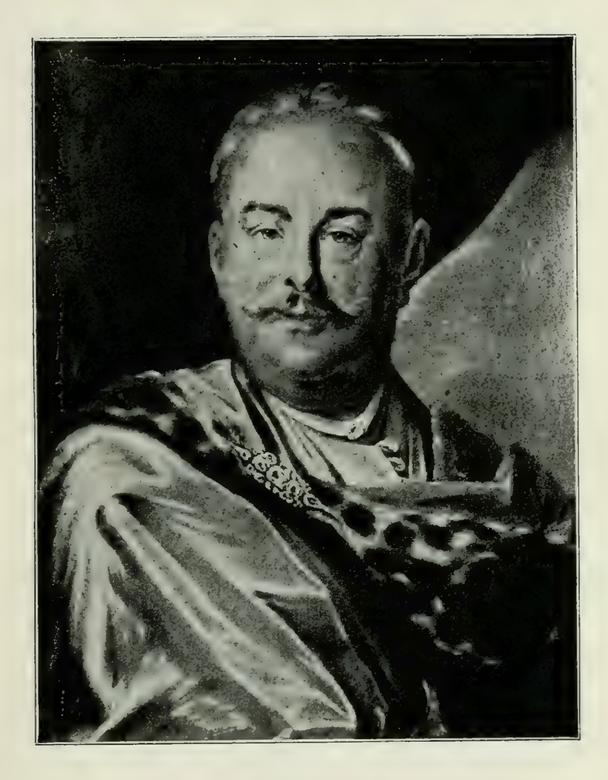
Der Marquis des Issarts, der Gesandte Frankreichs am polnischen Hofe, sprach meiner Familie die bei solcher Gelegenheit üblichen Glückwünsche aus, bemerkte jedoch, er müsste seinen Hof benachrichtigen, dass diese Verbindungen uns ein entscheidendes Übergewicht verschafften, und er müsste die Aufmerksamkeit seines Staates auf die Vorgänge in unserem Lande lenken; er glaubte, meine Familie sei den Absichten seines Hofes durchaus ungünstig gesinnt. In der Folge jedoch enttäuschten diese vielversprechenden Verbindungen, und zwar sowohl durch die persönlichen Eigenschaften wie durch die Konnexionen der beiden Männer.

Branicki, der einzige Erbe eines alten Geschlechts, war sehr reich und verstand es, seinen Reichtum so zu geniessen, dass er zu seiner Zeit mit Recht als ein polnischer Magnat berühmt war, in dessen Hause der beste Geschmack und die grösste Üppigkeit herrschten. In seiner Jugend war er der Gefährte aller Vergnügungen Augusts II. In den Jahren, wo der Reichstag in Grodno tagte, waren sowohl der König als auch sein Sohn August III. wiederholt in Białystok, der Residenz der Branickis, zu Gaste; der König und sein ganzer Hofstaat wurde dort mit solchem Prunk und solcher Ungezwungenheit aufgenommen, dass alle staunten. Die ländlichen Residenzen in Białystok und Choroszcza und ihre Gärten sind Denkmäler von Branickis Geschmack, die Polen zur Zierde gereichen.

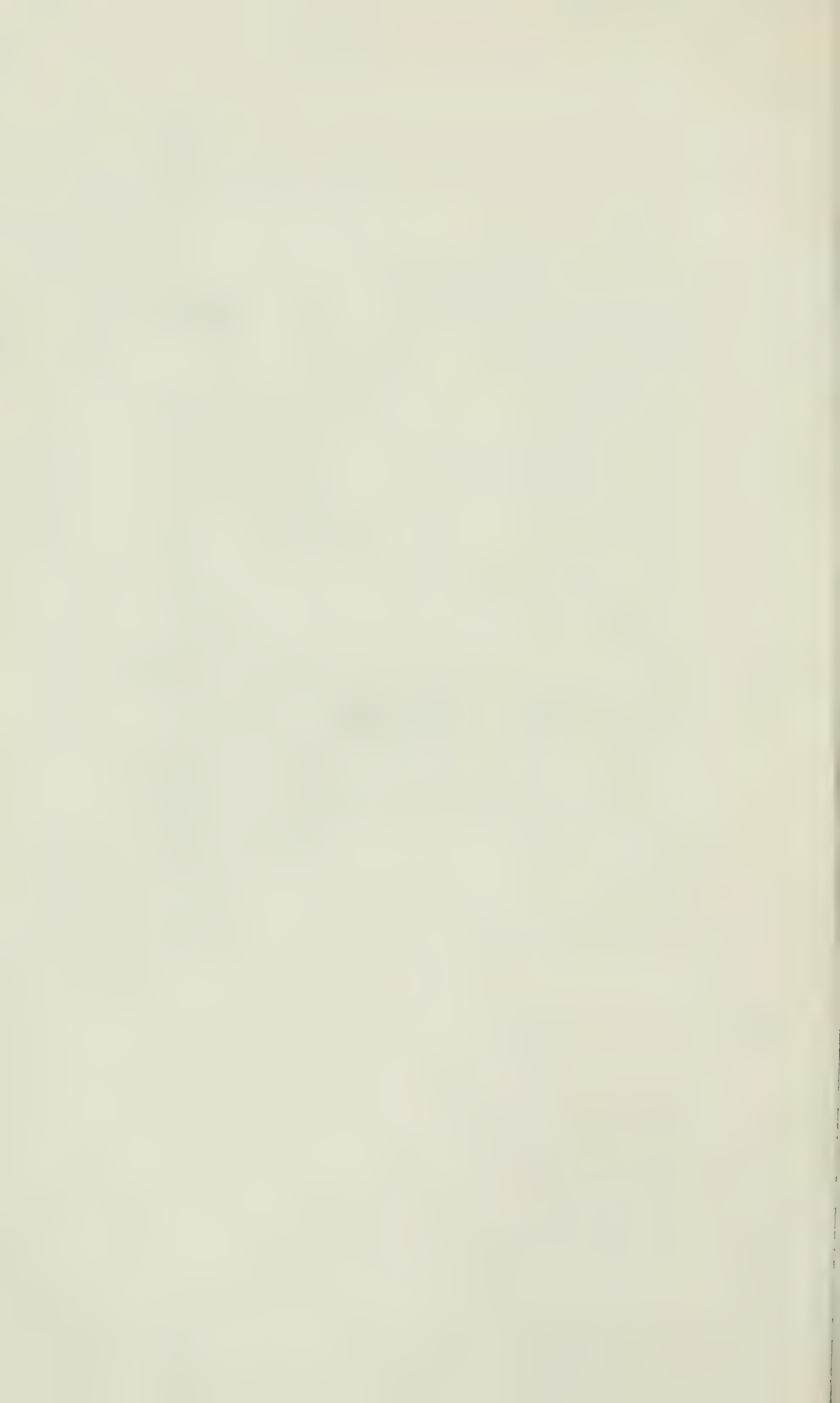
Von kleiner Gestalt, hatte er doch das Aussehen

eines grossen Herrn; er besass all jene notwendigen Gewandtheiten, durch die man der Menge imponiert, war auch geschickt genug, sich in kein bedenkliches Abenteuer verwickeln zu lassen und sich nicht den Hass einer der beiden gegnerischen Parteien des Reiches zuzuziehen, die dazumal Polen in zwei grosse Lager teilten. Gegenwärtig war er Woiwode von Krakau und Feldhetman der Krone; man versprach sich von ihm, er würde sowohl aus wirklicher Neigung wie auch aus Eitelkeit an der Vervollkommnung der Armee und somit auch des Staates arbeiten, sobald man ihm den Feldherrnstab übertrug, den der achtzigjährige Potocki bald abgeben musste und der ihm durch die Gunst des Hofes gesichert schien; deshalb wurde er schon von beiden Parteien umworben. Solches waren seine Vorzüge. Seine Mittelmässigkeit in allen Dingen, die für einen Staatsmann wesentlich sind (er war sich ihrer durchaus bewusst, und sie war zum grossen Teil durch seine gefällige, jedoch oberflächliche Erziehung verschuldet), warnten seine Eitelkeit vor all jenen, die ihn übertrafen.

Der Fürst-Woiwode von Ruthenien hatte trotz seiner angeborenen Vorsicht ihm nie verhehlt, wie gering er ihn achtete und wie wenig geneigt er ihm war. Der Fürst-Vizekanzler hatte ihm gegenüber zu sehr den Ton des Richters und Pädagogen angeschlagen, und so war es den Feinden meiner Familie ein leichtes ihn zu überzeugen, er würde als Verbündeter meiner Oheime doch stets nur ihr Untergebener und ihr Werkzeug sein; indessen versicherten die Potockis durch unterwürfige Schmeicheleien, sie würden ihn nach dem Tode des Grosshetmans, ihres Oberhauptes, als Protektor ihres Hauses ansehen. Zu



Jan Klemens Branicki, Woiwode von Krakau, Grosshetman der Krone
(Phot. Anderle, Krakau)



ihren Einflüsterungen gesellten sich die Anstiftungen der Franzosen und oftmals auch die Subsidien ihres Hofes, wodurch Branicki in fortgesetzte Opposition gegen die Czartoryskis geriet. All diese Einflüsse machten sowohl die persönliche Anhänglichkeit an meinen Vater, die er ehemals bekundet, zunichte wie auch die Anhänglichkeit an seine Gattin, um deren Hand er sich doch ihrer Reize wegen beworben, deren Tugend und engelhafte Milde jedoch diesen sechzigjährigen Libertin nicht genügend fesseln konnten.

Prunkliebend, dabei jedoch wenig wählerisch in den Mitteln, war er stets darum bemüht, den Glanz seines Hauses aufrechtzuerhalten; als Staatsmann äusserst beschränkt und faul, war er doch listig und eifrig bestrebt, seine besonderen Zwecke zu erreichen; selbst Falschheit war ihm nicht fremd. Sein Haus erschien als eine vollkommene Miniatur eines grossen Hofes, voller Intrigen, Ränke und tief korrumpierter, jedoch wohlgezügelter Gunstbewerbungen, wo fast alle (mit Ausnahme Mokronowskis) von Brühl, dem Günstling Augusts III., erkauft waren, um ihren Patron davon abzuhalten, ihm zu schaden.

Da nicht Ehrgeiz, sondern viel eher Eitelkeit und Bequemlichkeit die Motive von Branickis Handlungen waren, da ihm nur daran lag, an der Oberfläche zu bleiben, den äusseren Apparat seines Ansehens beizubehalten, nichts von seinen Vergnügungen und seinen Vorteilen einzubüssen, so kümmerte er sich wenig um die Interessen des Staates, ja nicht einmal um jene Angelegenheiten, zu denen seine eigenen Günstlinge ihn antrieben, die er der Reihe nach täuschte und denen gegenüber er sich nur in seinem Testament grossmütig zeigte. Das war also jener Mann, der durch

die Üppigkeit und durch den verschwenderischen Glanz und Luxus seines Auftretens zu einer hervorragenden Gestalt der europäischen Höfe wurde, wie es aus den Berichten der Fremden, hauptsächlich der Franzosen, hervorgeht, die in seinem Hause manche Annehmlichkeit und eine zweite Heimat fanden.

Sapieha, Branickis leiblicher Vetter, schien dagegen meinem Onkel völligen Einfluss in Litauen zu sichern. Oberhaupt der Familie, Erbe eines berühmten und in jener Provinz noch sehr geachteten Namens, reicher Witwer (seine Frau hatte ihm ein ansehnliches Vermögen zugebracht), zu eigener Arbeit fähig, liebte und verstand er alle Ränke der Landtage, verstand es auch, mit Würde populär und zu diesem Zwecke auch freigebig zu sein; er liebte es, den Söhnen der Edelleute, die sich ihm anschlossen, seine Bildung mitzuteilen (und es mangelte ihm nicht so sehr an Bildung, wie den meisten seiner Zeitgenossen), auch war er für seine Zeit ziemlich redegewandt. Er hatte einen Bruder: Koadjutor des Bistums von Wilno, ausgesprochener Protektor der Literatur, grosser Intrigant; sie beide waren gebürtige Feinde der Radziwills, die hinwieder Feinde der Czartoryskis waren. Diese Feindschaft hielt jedoch nicht zugunsten meines Onkels stand und nicht unter den Ränken des Grafen von Brühl, dem es einige Jahre später gelang, den Samen der Zwietracht zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn zu säen.

Es ist jetzt an der Zeit, ein Bild dieses berühmten Günstlings zu entwerfen, der vierundzwanzig Jahre lang im Namen seines Herrschers allmächtig regierte.

Unter August II. in die Staatsgeschäfte eingeweiht — er war sein Page, später sein Minister —, wurde

ihm nach dem Tode dieses Fürsten bis zum Jahre 1739 der Weg zum Glück und Erfolg durch den damaligen Günstling Sułkowski versperrt, der ihn nicht ausstehen konnte. Sobald jedoch dieser in Ungnade fiel und er an dessen Stelle treten konnte, wurde es das Streben seines ganzen weiteren Lebens, sich an diesem Platz zu erhalten und alles zu vermeiden, wodurch Sułkowski gestürzt war.

Auch Sułkowski hatte als Page gedient und zwar unter August III., zu einer Zeit, wo dieser bloss Kurfürst war; er war ein guter Reiter und leidenschaftlicher Jäger und setzte sich durch diese beiden Eigenschaften bei seinem Herrn in Gunst; später liebte August III. ihn mit einer Art Leidenschaft, die um so auffälliger war, als man keinen Zweifel an der Sittenreinheit des Königs hegte; so heftig war diese Leidenschaft, dass jede seiner Launen und Neigungen von ihr abhing. Sułkowski wiegte sich in Sicherheit und wagte sogar, lange Zeit abwesend zu sein, ja er beleidigte sogar die Königin rücksichtslos und behandelte jeden, der ihm missfiel, verächtlich und wegwerfend; er verwehrte niemandem den Zutritt zum König, dem er ganz öffentlich seinen Willen aufdrängte und den er so oft misshandelte oder mit ihm schmollte, dass es wirklich schien, als trachte er danach, ihm lästig zu werden; es ging so weit, dass der König gezwungen war, ihn zu verabschieden. Er war sehr beschränkt und gestand oft und ganz aufrichtig, er fürchte nur geistreiche Leute; man konnte ihm jedoch weder eine Schurkerei noch Unredlichkeit nachsagen. Die sächsischen Finanzen verschlechterten sich nicht zu jener Zeit, wo er in Gunst stand, und seine Reichtümer rührten nur von freiwilligen

Geschenken seines Herrn her, den er in keiner Weise von den Staatsgeschäften fernzuhalten suchte.

Obgleich er keinem bekannten Geschlecht entstammte, betonte er gerne, dass er ein Pole sei, und versuchte, den König für die polnischen Interessen und den Aufenthalt im polnischen Lande zu gewinnen.

Brühl dagegen machte es sich zum Prinzip, den König zu isolieren, und da ihm das Wesen der Regierung dies in Sachsen leichter machte, bekräftigte er ihn in seiner natürlichen Abneigung gegen Polen, in welchem Lande sich König August III. immer nur auf der Durchreise wähnte. Stolz und Faulheit waren die beiden Hauptfehler Augusts III.; Brühl bediente sich ihrer, um ihm einzureden, er würde in seinen Erblanden leichter Gehorsam finden; auch müssten alle seine Wünsche durch einen einzigen Mann gehen, der es verstünde, ihm endlose Diskussionen zu ersparen, und dessen Gesundheit es erlaubte, gleichzeitig Minister in allen Departements zu sein, Arrangeur seiner Vergnügungen und ständiger Begleiter seiner Reisen, Jagden und Spaziergänge, kurz der Begleiter eines jeden seiner Schritte; den Zutritt zu ihm würde er allein in seinem Namen gestatten.

Dieser Mann war nun Brühl; ohne hervorragende Bildung, weder Finanzmann, noch Soldat, noch guter Reiter, Jäger, Musiker oder Kunstkenner, verstand er es dennoch, durch seine Anpassungsfähigkeit, Geschicklichkeit und Freigebigkeit in den Augen seines Herrn all diesen Anforderungen zu genügen.

Die Natur hatte ihn mit einer eisernen Konstitution und einem angenehmen Äusseren ausgestattet; weder schlaflose Nächte noch die grössten Anstren-

gungen und Sorgen liessen die geringste Veränderung an ihm erkennen. Stets lächelnd, stets frisch, stets aussergewöhnlich höflich, machte er allen Komplimente und sagte nie irgend etwas Verletzendes; er entzückte die Durchschnittsmenschen und verstand es, den Leuten, die ihm schaden konnten, den Zutritt zum Monarchen so zu erschweren und so unangenehm zu gestalten — denn Brühl wusste, der König würde ihn niemals desavouieren noch im Stiche lassen —, dass endlich fast alle, des Kampfes müde, sich ihm unterwarfen.

Er hatte keinen auserwählten Geschmack, doch eine natürliche Vorliebe für jedweden Prunk, für kostbare Juwelen und prachtvolle Gewänder, die ihn zu einem märchenhaften Aufwand trieb. Seine geregelten und offenkundigen Ausgaben beliefen sich auf eine Million Taler jährlich, und sein Herr schien darin nur ein Abbild und eine Ausstrahlung seiner eigenen Grösse zu erblicken. Doch gewöhnten sich der Günstling und alle seine Verwandten, Untergebenen, Spione, Favoriten und Mätressen mit ihrem ganzen Anhang so sehr daran, jeden ihrer Wünsche als ein Recht anzusehen, dass bald alle Wohltaten des Herrn nicht ausreichten und die Finanzen des Kurfürstentums Sachsen, die Brühl völlig unterstanden, es zu verspüren begannen.

Freilich dienten der ausserordentliche Prunk der königlichen Tafel, der Jagden und Schaustellungen Augusts III. und ferner seine erstaunlichen Erwerbungen an Diamanten und Gemälden dem Minister lange als Vorwand für die leeren Truhen des Königs. Die Wahrheit brach sich jedoch endlich Bahn; man wusste, dass trotz all der oben erwähnten Ausgaben

die Gelder für den Unterhalt der Armee nicht vom König aufgebraucht worden waren, und trotzdem war die Armee nicht bezahlt. Pater Ligeritz, der Beichtvater des Königs, wagte ihm dies mitzuteilen. Brühl legte die Quittungen des letzten Quartals vor, ohne die vorherigen bezahlt zu haben, und liess sofort den Beichtvater verabschieden, dem eine Konfrontation mit seinem Herrn nicht mehr gestattet wurde; die Indolenz des Königs selbst fürchtete die Mühen einer Erklärung, der Berufung eines neuen Ministers und scheute die Notwendigkeit, seine Befehle verschiedenen Persönlichkeiten erteilen zu müssen und sich an neue Gesichter zu gewöhnen.

Endlich gaben zwei preussische Einfälle (die Sachsen wirklich schwer schädigten) Brühl die Gelegenheit, alle Irrtümer und Missstände seiner Verwaltung mit dieser offensichtlichen Schädigung zu entschuldigen. Jetzt wurde der König für jede Beschwerde und Anschuldigung gegen Brühl völlig unzugänglich; einige Jahre nach Sułkowskis Sturz beherrschte Brühl den Geist seines Herrn ganz ausschliesslich, sowohl in Sachen des polnischen Reichs wie in denen Sachsens. Eine beträchtliche Anzahl der verschiedensten Aufseher und Spione wurde von Brühl freigebig entlohnt, der auf diese Weise nicht nur alles erfuhr, was die Person des Königs zu jeder Tageszeit betraf, sondern auch von jedem gegen ihn gefassten Plan. Da er wirklichen Ruhm weder kannte noch nach ihm strebte, vielmehr nur seine Stellung und die damit verbundenen Annehmlichkeiten nicht verlieren wollte und seine ganze Geschicklichkeit allein darauf abzielte, war er weder ausserordentlich gut, noch gross, noch grausam, sondern nur korrumpiert, mit-

telmässig und oft sogar ganz kleinlich. Die Regierung seines Herrn nahm völlig das Merkmal seines Charakters an, was nur zu sehr dazu beitrug, den Charakter der ganzen Nation zu verderben.

Ungefähr ein Jahr verbrachte ich an der Seite meines Onkels, des Vizekanzlers, und hatte genügend Gelegenheit mich zu überzeugen, welche Rolle oft sowohl im Kleinen wie im Grossen ein angemasster Ruf spielt. Die politische Erziehung, die mir in diesem Hause so sicher zuteil werden sollte, sank in nichts zusammen; niemals war ich untätiger, mein Onkel gab mir keine Aufgaben und erkundigte sich nur selten, ob ich seinen ersten Sekretär um eine Arbeit gebeten hatte; ich hätte in jeder Beziehung korrumpiert werden können, ohne dass er es gemerkt hätte. Er bildete sich ein, mich zu erziehen, indem er mir von Zeit zu Zeit über Gemeinplätze Vorträge hielt. Der einzige wirkliche Nutzen, den mir diese Schule brachte, war die hier erworbene Kenntnis der Beziehungen und Grundlagen der Popularität, die er vor allem in Litauen genoss. Dieses Beispiel gab mir folgendes zu bedenken: Eltern, die um die Erziehung ihrer Kinder besorgt sind und diese fern von sich erziehen lassen — selbst bei Leuten, von denen sie die höchste Meinung haben —, sollen ihnen dennoch eine gewisse Lektüre und gewisse Arbeiten, wie Auszüge, Analysen, Bemerkungen usw. vorschreiben und diese sich vorlegen lassen, um sie vom Müssiggang fernzuhalten und sie an Arbeit zu gewöhnen, es sei denn, dass sie die Gewissheit haben, die Persönlichkeit, bei der sie untergebracht wurden, trage Sorge hierfür.

Aber bald bot sich meinen Augen ein neues Schauspiel.

Man schickte mich nach Piotrków, um dort der Bildung des Tribunals beizuwohnen.

Um das, was sich damals dort ereignete, zu begreifen, muss man vorausschicken, was diese jährliche Neubildung unserer Tribunale war, was sie sein sollte und warum meine Familie an der diesjährigen besonderen Anteil nahm.

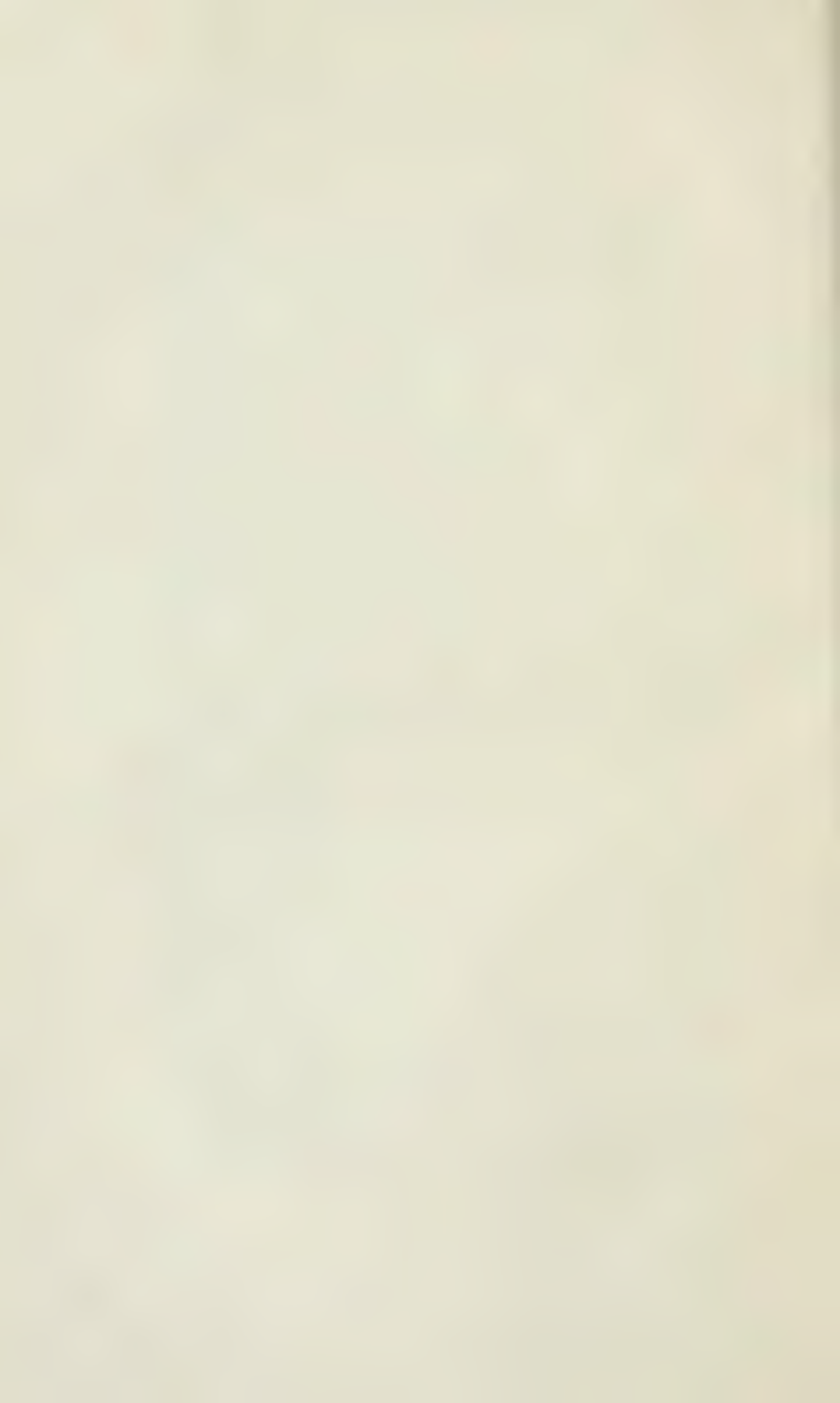
Seit König Stefan Bathory diesen obersten Gerichtshof, bei uns kurz Tribunal genannt, gegründet und das Gesetz vom Jahre 1726 einige Reformen eingeführt hatte, waren alle Woiwodschaften der Krone verpflichtet, um den 15. September herum (nach dem Wortlaut des Gesetzes am ersten Montag nach Mariä Geburt) je zwei oder drei Deputierte zu wählen, die sich anfangs Oktober in Piotrków versammeln sollten (nach dem Wortlaut des Gesetzes am ersten Montag nach dem heiligen Franziskus), um dort gemeinsam den obersten Gerichtshof zu bilden, an den in letzter Instanz alle Gerichtsentscheidungen des ganzen Reichs, sowohl die ländlichen wie die städtischen, verwiesen wurden.

Bevor die Deputierten ihre Plätze im Rathause zwecks Ausübung dieser Amtshandlung einnehmen durften, mussten sie ihre Wahl von Zensoren legalisieren lassen; diese Zensoren waren der Landrichter und der Landnotar von Sieradz, oder in ihrer Vertretung der Starost von Piotrków oder seine Gerichtsbeamten. Die Gültigkeit der Deputiertenwahl war von der Einstimmigkeit aller wahlberechtigten Anwesenden abhängig. Zur Bestätigung der Wahl oder zur Verhinderung der Eidesleistung durch die Prätendenten (die Eidesformel sollte ihnen von den oben erwähnten Zensoren erst dann diktiert werden, wenn sie die



Residenz der Branickis in Białystok

(Phot. Anderle, Krakau)



Wahl geprüft und als rechtmässig anerkannt hatten) bediente man sich eines der folgenden Mittel: entweder brachte man einen Protest (ein sogenanntes Manifest) vor, der sich gegen den Landtag des fragwürdigen Prätendenten richtete. In diesem Protest musste gesagt werden: dieser oder diese in dem fraglichen Distrikt begüterten Edelleute hätten laut und deutlich auf dem Landtag der Wahl jenes Deputierten widersprochen; oder sie hätten durch ihren Einspruch sämtliche Handlungen dieses Landtags hinfällig gemacht, oder, wie man damals sagte, *gebrochen*, und das bezügliche Manifest sei im zuständigen Gerichtsort *(grod)* verfasst worden. Die zweite Art, die Wahl eines Deputierten umzustürzen, war die Vorbringung (stets vor denselben Zensoren) eines *Kondemnats* gegen den Prätendenten, das heisst eines gegen ihn in contumaciam erlassenen Dekrets bei irgend einem Gerichtshof des Reiches vor seiner Wahl zum Deputierten.

Die Verteidigungsmittel gegen derlei Einwände waren: 1. das Vorweisen des *Laudums*, das heisst eines Attests der in jeder Woiwodschaft dafür bestellten adligen Beamten, durch welches sie beteuerten, ein gewisser N. N. sei zu Recht erwählt; 2. die Erbringung des Nachweises, dass die gegen den Prätendenten vorgebrachten Manifeste nicht von Leuten verfasst wurden, die beim Landtag anwesend waren; 3. oder, dass sie zwar anwesend waren, aber nicht mit lauter Stimme an dem Wahlorte ihre Opposition kund getan hatten; 4. dass jene Edelleute, welche die Manifeste vorbrachten, nicht in jenem Distrikt begütert waren; 5. dass sie selbst unter einem Kondemnat standen; 6. endlich, dass sie einen Verzicht

auf das Kondemnat seitens desjenigen vorweisen konnten, der es seinerzeit erwirkt hatte.

Die oben erwähnten Zensoren fällten hierüber endgültig ihr Urteil. Sie waren es, die entscheiden mussten, ob ein gewisser N. N. zum Deputierteneid zugelassen werden durfte, ob er völlig zurückgewiesen oder seine Ernennung nur suspendiert werden sollte, bis die Versammlung der bereits rechtlich anerkannten Deputierten den Fall diskutiert und entschieden hätte.

Das war der rechtliche Vorgang, der durch folgende Missbräuche gestört wurde: jeder, der in Polen einen Prozess vor diesem Tribunal zu führen hatte oder sich Einfluss im Lande erwerben wollte, versuchte, unter den Männern, aus denen die Deputiertenversammlung sich zusammensetzen sollte, genügend Freunde zu gewinnen, um die Mehrheit für sich zu haben; man bemühte sich daher, auf so vielen Landtagen als es nur möglich war die Wahl von Leuten durchzusetzen, auf die man sich verlassen konnte, und all jene, wo man seinen Einfluss nicht durchsetzen konnte, zu annullieren; da Einstimmigkeit damals ein unentbehrliches rechtliches Requisit der Landtage war und ein einziges Manifest sie bereits brechen konnte, mochte es vorkommen (und es kam in Anbetracht der Aktion der Gegenparteien in Polen auch in der Tat oft vor), dass bei der Versammlung in Piotrków sich nicht einmal sieben weltliche Deputierte einfanden, gegen die kein rechtlicher Einwand erhoben werden konnte; da jedoch sieben die kleinste bei diesem Rechtsverfahren notwendige Zahl war, so wäre das Reich oft ohne Tribunal geblieben, hätten nicht, um diesem Missstand zu begegnen, die erwähnten Zensoren und andere Personen jeden Stan-

des, die sich in Piotrków zur Zusammensetzung eines jeden neuen Tribunals einfanden, sich darum bemüht, diejenigen, die hier eintrafen, um Manifeste und Kondemnate gegen verschiedene Prätendenten einzubringen, davon abzuhalten.

Das alles war noch kein eigentlicher Missbrauch. Wenn aber die Zensoren sich erlaubten, Deputierte zuzulassen oder auszuschliessen, ohne sich um die Dokumente zu kümmern, die sie anklagten oder freisprachen, und sich hierbei nur von ihrer Sympathie oder ihrem Hass leiten liessen, dann versuchten auch die daran interessierten Personen, sich verschiedener Bestechungsmittel zu bedienen, um die Entscheidung der Zensoren zugunsten ihrer Interessen zu beeinflussen. Wenn die Zensoren jedoch unbestechlich oder voreingenommen waren, dann ersannen die einzelnen Herren andere Mittel und Wege.

Das Gesetz hatte zur Legalisierung der Deputierten den ersten Montag des Monats Oktober nach dem heiligen Franziskus festgesetzt und zwar in der Kathedrale von Piotrków, nach dem Hochamt, vor einem Tisch, hinter dem der erste der Zensoren den Deputierten den Richtereid diktieren sollte; vorher mussten alle Manifeste, Kondemnate, Lauda und Verzichte auf diesen Tisch niedergelegt werden.

Dieser Tisch bildete also den Mittelpunkt der ganzen Handlung und alle, die Manifeste, Kondemnate, Lauda und Verzichte vorzubringen hatten, versuchten sich ihm so sehr als möglich zu nähern. So lag es denn auch im Interesse der Fraktionen und ihrer Führer, die Gegner und deren Anhang zu hindern, an den Tisch heranzutreten, oder sie von ihm zu entfernen, denn was dort nicht niedergelegt wurde, ver-

lor seine Wirksamkeit. Zuerst versuchte man es nur mit Geschicklichkeit, bald wurde sie jedoch durch das massenhafte Vordrängen der zahlreichen Anwesenden ersetzt, welche als erste zur Stelle sein wollten und oft die Hand gegen ihre Mitbürger erhoben, um sie fernzuhalten oder sie gewaltsam zurückzustossen oder ihnen die Papiere zu entreissen, durch welche sie die Prätendenten stützen oder stürzen wollten.

Sobald die Zahl und die physische Kraft die Wage der Gerechtigkeit zu beeinflussen drohten, befürchtete das Volk mit Recht, die Entscheidung würde stets den Grosshetmans, den seinerzeit absoluten Armeekommandanten, zufallen. Deshalb fügte man im Jahre 1717 in die Eidesformel des Grosshetmans die ausdrückliche Klausel ein, *sie würden nie und in keiner Weise die Heere der Republik hierzu verwenden.* Um diese Klausel zu umgehen, verbreitete in diesem Jahre 1749 die Partei der Potockis bereits im August das Gerücht, ein gewisser Pęcherzewski verwüste an der Spitze einer Räuberbande die Umgegend von Piotrków. Dieser Pęcherzewski existierte überhaupt nicht, ebensowenig wie seine Genossen. Nichtsdestoweniger benutzte der alte Grosskronhetman Potocki diese Mär, um dem Woiwoden von Smoleńsk Sapieha, dem Regimentskommandanten von Gross-Polen, zu befehlen, ein Korps Soldaten zusammenzuziehen, das diesen angeblichen Ruhestörer abfangen sollte; Sapieha benutzte dies, um die wirklichen Absichten des Grosshetmans auszuführen, und liess sich von einer Abteilung Soldaten als angeblicher Ehrengarde nach Piotrków begleiten.

Ein Potocki (er ist als General der litauischen Artillerie gestorben und war damals Starost von Tłomacz),

ein Neffe des Grosskronhetmans, hatte sich auf dem Landtag zu Bełz zum Deputierten wählen lassen wollen; der Kastellan von Bełz, Lipski, erschien selbst in Piotrków, um die Ungültigkeit dieser Wahl nachzuweisen. Potocki wollte Marschall des diesjährigen Tribunals werden, um durch seine Autorität und eine Beeinflussung seiner Kollegen alle juristischen Beschlüsse nichtig zu machen, welche in den letzten Jahren vor dem Tribunal zustande gekommen waren und die beweisen sollten, dass Graf Brühl in direkter Linie von einer alten polnischen Familie abstammte: ein Zweig dieser Familie sollte vor zwei Jahrhunderten aus Polen ausgewandert sein; ferner wollte er gegen meinen ältesten Bruder, den Grosskämmerer der Krone, die Wiederaufnahme eines Prozesses durchsetzen, welcher die Folgen jenes Duells vom Jahre 1744 niederschlug, in dem er unglücklicherweise den Grafen Tarło, den Woiwoden von Lublin, getötet hatte.

Einer der wesentlichsten Fehler unserer Gesetze war die Unendlichkeit der vor das Tribunal der Krone vorgetragenen Prozesse. Jeder, der in einem Prozess unterlag, konnte im nächsten Jahre und sogar mehrere Jahre später ihn wieder aufnehmen, unter dem Vorwand, das in Frage stehende Dekret enthalte einen Rechtsbruch (*quod vim legis sapit*, so hiess die Formel); wenn er bei diesem zweiten Versuch den Prozess gewann, so konnte sein Gegner wieder bei einem dritten Tribunal Vergeltung suchen und so ins Endlose; es kam vor, dass dieselbe Sache bis zu zwanzigmal verhandelt wurde. Im Jahre 1766 wurde das Uebel verringert; ein Gesetz von diesem Jahre bestimmte, dass zwei gleichlautende Dekrete, die vor zwei verschiedenen Tribunalen in derselben

Sache gefällt wurden, den Prozess endgültig entschieden. Seit dieser Zeit versucht die Schikane, eine solche Uebereinstimmung zu verhindern.

Die Potockis konnten diesen Stand der Dinge benutzen, um meinen Bruder die schlimmsten Folgen ihres schlechten Willens merken zu lassen, dessen Quelle die alte Rivalität zwischen dem Grosskronhetman und meinem Vater war; ihr damals aktueller Ansporn war der Neid um die Gunst, die meine Familie bei Hof genoss. Die Potockis rechneten damit, sie könnten sich dafür an der Person des Grafen Brühl rächen und ihre Rivalen in der Person meines Bruders demütigen.

Es ist klar, dass der natürliche Selbsterhaltungstrieb meine Familie veranlasste, die übrigens wirklich illegale Wahl Potockis, des Prätendenten zum Marschallsamt des diesjährigen Tribunals, zu durchkreuzen.

Zum Unglück waren nur fünf richtig gewählte Deputierte anwesend, und die Potockis wollten einer Behebung der Hindernisse, die sich der legalen Zulassung von zwei weiteren entgegenstellten, nicht zustimmen, es sei denn unter der Bedingung, dass man auch ihren Kandidaten aufnehme.

Hierüber verhandelte man zwecklos bis zum Mittag des 6. Oktobers. Die Stunde des Gottesdienstes, welcher der Sitte gemäss dem Zivilakt des Tages vorangehen sollte, war vorüber. Es waren nur noch wenige Stunden bis zum Einbruch der Dunkelheit, das Tageslicht war jedoch auch eines der rechtlichen Erfordernisse. Die beiden Parteien versammelten sich also gegen drei Uhr nachmittags in der Kathedrale von Piotrków, weniger in der Hoffnung etwas Nützliches zustande

zu bringen, als in der Erwartung eines blutigen Zusammenstosses.

Um die Verantwortung dafür nicht auf uns zu laden, hatten wir allen Edelleuten unserer Partei ausdrücklich anbefohlen, nicht eher die Säbel zu ziehen und dreinzuschlagen, als bis nicht jemand von uns verwundet war; auf unserer Seite hatten wir an die tausend Edelleute, auf der anderen Seite standen etwas weniger, aber diese Ungleichheit wurde durch die Truppen der Republik gänzlich kompensiert.

Der Woiwode von Smoleńsk Sapieha betrat die Kirche, die Mütze auf dem Kopf, die Hand am Säbelgriff; ihm voran schritt eine Kompagnie Tataren; der Vizekanzler von Litauen Sapieha, sein Vetter, der auf unserer Seite stand, machte ihm vergebliche Vorstellungen wegen der Unschicklichkeit und Unrechtmässigkeit seines Schrittes; mehrere hundert Dragoner und andere Tataren unter dem Befehl des Woiwoden von Smoleńsk und des Starosten von Oświecim Małachowski, eines militärischen Untergebenen des Grosskronhetmans, standen dicht bei der Kirche unter Waffen, bereit beim ersten Appell herbeizueilen.

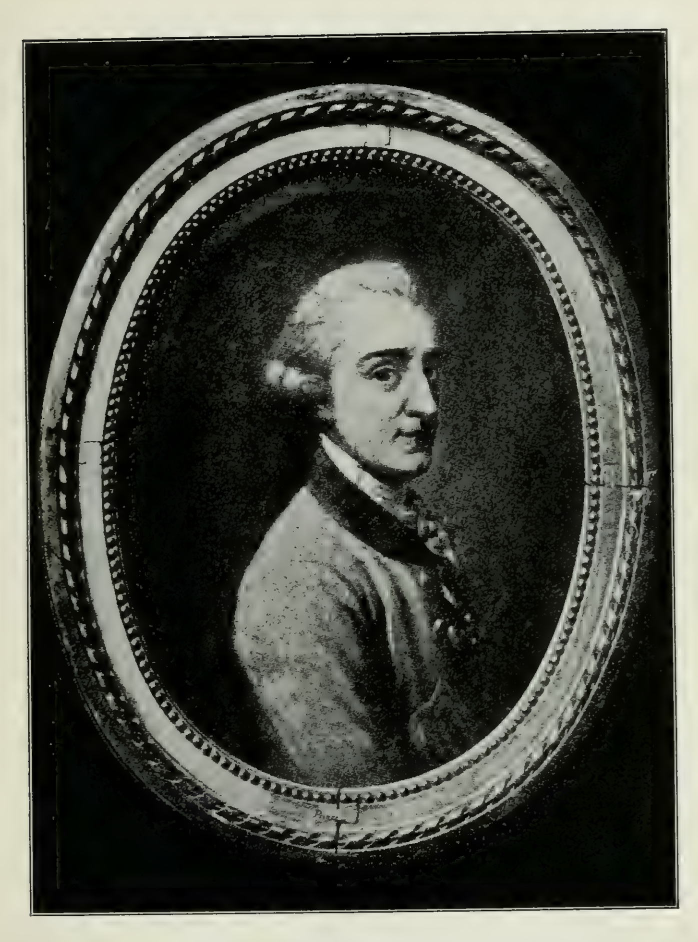
Der Grosskämmerer traf die Starosten von Tłomacz und von Oświecim in der ersten Kirchenbank an; absichtlich setzte er sich zwischen die beiden. Einer unserer Freunde, Glinka mit Namen (damals Landnotar, später Kämmerer von Łomża), hielt mit lauter Stimme eine Art Anrede an die Versammelten, um zu bezeugen, wie bestürzt und entsetzt er beim Anblick der Truppen der Republik war, die entgegen dem ausdrücklichen Gesetz vom Jahre 1717 bei der Zusammensetzung des Tribunals in so sonderbarer Weise mitwirkten. Der Starost von Oświecim sprach die Wider-

rede, aber es waren nur leere Worte und die Tatsachen sprachen zu sehr gegen ihn.

Kurze Zeit darauf begaben sich mehrere Edelleute, ärgerlich darüber, dass man nicht zur Tagesordnung schritt, in die Sakristei, um den Tisch zu holen, an dem die Eide abgelegt werden sollten. Dieser Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit bewirkte, dass die Anhänger beider Parteien, ohne den Befehl der Führer abzuwarten, sich dem Tisch durch Vordrängen möglichst zu nähern versuchten. Der hierbei verursachte Lärm täuschte den Kommandanten der Tatarentruppe, die der Woiwode von Smoleńsk mitgebracht hatte; er gab das Zeichen durch Hochheben seiner Mütze; im selben Moment schwangen die Tataren die Säbel; eine grosse Zahl Edelleute von unserer Partei verliess rasch die Kirche, da sie weder ein Losungswort noch ein Zeichen der Zusammengehörigkeit hatten, auch kein Befehl zum Kampf an sie ergangen war und sie daher ihre eigenen Kräfte nicht kannten. Gleichzeitig trat ein gewisser Czarnecki, ein von den Potockis bezahlter Bramarbas, mit blankem Säbel vor den Grosskämmerer hin, in der Annahme, der Moment des Handelns sei gekommen, und sagte:

„Du hast den Woiwoden von Lublin getötet, du willst verhindern, dass Herr Potocki Marschall wird, du willst dich hier als Herr aufspielen, wir werden dir aber zeigen, dass du es nicht bist!"

Im gleichen Augenblick hielt ein gewisser Komorowski, der Stallmeister der Kastellanin von Kamińsk (der Schwester des Starosten von Tłomacz), einige Schritte weiter rechts vom Grosskämmerer eine ähnliche Rede, während sein Bruder, ein Artillerieoffizier, über mehrere Bänke sprang und sich unmittelbar



Andreas Poniatowski, Bruder des Königs



hinter den Grosskämmerer stellte; sein Säbel war schon halb gezückt, als Gozdzki (damals Grosskronküchenmeister, später Woiwode von Podlesien), der sich damals in Piotrków befand, ohne irgend einer Partei anzugehören, sich zufällig umwandte, dies sah und empört den Offizier nach dem Grunde seiner Handlung fragte. Verwirrt erwiderte ihm Komorowski, er täte es nur zu seiner Verteidigung. „Dann konntest du bleiben, wo du warst," erwiderte Gozdzki, zwang ihn, das Schwert wieder in die Scheide zu stecken, und stiess ihn zurück.

Jetzt ergriff der Grosskämmerer die Hände seiner Nachbarn, des Starosten von Tłomacz und des Starosten von Oświecim, liess sie die Taschen seines Rockes befühlen und sagte:

„Da, seht, meine Herren, ich habe zwei Pistolen bei mir, sie sind für euch bestimmt, wenn ihr nicht augenblicklich euren Schreiern und euren Soldaten Schweigen und Ruhe gebietet; eure Pläne waren mir bekannt, ich konnte mit meinen Edelleuten allein genau solche militärische Vorbereitungen treffen wie ihr, wollte aber nicht die Schuld auf mich laden. Ich habe mich absichtlich zwischen euch gesetzt, damit ihr mir Gesellschaft leistet, falls ihr meinem Leben nachstellen wollt."

Während der Grosskämmerer diese Worte sprach, stürzte sich Oberst Błendowski[1]), ohne den Säbel zu ziehen, mitten unter die Tataren und rief:

[1]) Anm. des Königs: Dieser Błendowski befehligte während des 1741 ausgebrochenen Krieges in Böhmen mit Erfolg und Auszeichnung die Ulanenregimenter Augusts III., aus denen die Tataren beim Friedensschluss entlassen wurden. Sie gingen in der Mehrzahl in die Regimenter der Republik über. Diese

„Freunde, denket an euren alten Führer, haltet ein! Ich sage euch, man will euch zu einer schlechten Handlung missbrauchen!“

Diese Worte hielten sie zurück. Ebenso hielt der General Mokronowski, ein sehr populärer Mann, auch ohne den Säbel zu ziehen an einer anderen Stelle eine Menge Edelleute von der Potockischen Partei zurück, indem er ihnen die Fürchterlichkeit der Handlung darlegte, die man ihnen zumutete. Als Małachowski und Potocki sahen, dass der erste Ansturm der Menge sich gelegt hatte, und sie nicht wagten, nach den soeben gefallenen Worten des Grosskämmerers öffentlich neue blutige Befehle an ihre Leute auszuteilen, riefen sie ihren Anhängern zu, den Säbel in die Scheide zu stecken; einen Augenblick später forderten sie den Grosskämmerer auf, sich mit ihnen zu einer Verhandlung in die Sakristei zu begeben. Sie kamen zu keinem anderen Resultat, als dass infolge der ungenügenden Anzahl der Deputierten das Tribunal nicht tagen könnte. Mein Bruder sagte: „Dafür seid ihr verantwortlich.“ Sie liessen ein Manifest aufsetzen, um den Grund für das Nichtzustandekommen des Tribunals festzulegen.

Wir gingen alle zusammen die Kastellanin von Kamińsk besuchen; sie hatte auf der Orgeltribüne persönlich diesem für eine Frau so wenig entsprechenden Schauspiel beigewohnt; jetzt war sie damit be-

Tataren sind die Abkömmlinge jener, welche Witold, der Grossfürst von Litauen, Anfang des 15. Jahrhunderts nach Bessarabien und Litauen verpflanzt hatte, wo sie die polnischen Sitten und auch die Sprache übernahmen und sich nur ihre mohammedanische Religion bewahrten. Sie sind im allgemeinen ruhige Bürger und ausgezeichnete Soldaten.

schäftigt, mit Hilfe eines halben Dutzends von Nichten und Kammerzofen, alles sehr schönen Mädchen, Hunderten von Anhängern ihres Bruders die Pokale mit Ungarwein zu füllen. Sie empfing uns mit der grössten Höflichkeit, sagte jedoch halblaut nach allen Seiten, es sei schade, dass die Sache nicht vollendet wurde.

Am nächsten Tage verliessen alle Piotrków in der unruhigen Erwartung, welche Folgen dieses neuerliche Exempel, dass Polen ein ganzes Jahr lang des obersten Gerichtshofes beraubt sein sollte, nach sich ziehen würde. Es ereignete sich jedoch nichts von Bedeutung; die öffentliche Sicherheit wurde nicht gestört, und man erwartete, ohne weitere Schritte zu unternehmen, die Ankunft des Hofes erst im Mai des Jahres 1750. Dies beweist einerseits, wie gutmütig die Nation ist, und andererseits, dass sich trotz der wundersamsten Vorfälle nichts ereignet, wenn eine Nation nicht, wie die Engländer sagen, *für eine Revolution reif ist.*

Da dies meine erste politische Kampagne war, das Ereignis ebenso unerhört wie stürmisch und ich als erster die Nachricht davon nach Warschau brachte, hielt ich mich für eine bedeutende Persönlichkeit, die wenigstens in den ersten Augenblicken von jedem mit ebensoviel Aufmerksamkeit und Interesse angehört werden musste, wie von meinen Eltern, die mich sofort zum Grafen Wielopolski schickten, um ihm Bericht zu erstatten. Er war Grossfähnrich der Krone, ein damals durch seine Geburt, seine Rechtschaffenheit, seine Vorliebe für die Wissenschaft und seine Beziehungen sehr angesehener Mann. Durch seine Frau, die Schwester der Grosshetmanin Potocka, mit

den Mniszechs verschwägert, hatte er in beiden Häusern viel zu sagen, und er wurde allgemein als ein unparteiischer und redlicher Mann angesehen; aber er liebte seine Ruhe und seine Vergnügungen über alles. Als ich zu ihm kam, stimmte er gerade seine Violine (er spielte übrigens recht schlecht), um mit dem Bankier Tepper ein Duo zu spielen. Gleich bei meinem Eintritt sagte ich ihm, ich käme aus Piotrków und es gäbe kein Tribunal. Er antwortete: „Warte, liebes Kind, warte," spielte die Sonate und hörte erst dann meinen Bericht an. Ich traute nicht meinen Augen noch meinen Ohren, mir ist es noch nie gelungen, in ähnlichen Fällen so viel Gleichmut zu bewahren, aber die Erfahrung hat mich gelehrt, dass das Alter und die Gewöhnung an Geschäfte den Eindruck selbst der grössten Neuigkeiten abschwächen.

Der Hof war in Sachsen. Schon deswegen beeilte man sich nicht, für diese Unterbrechung des Rechtszustandes Abhilfe zu schaffen. Da jedoch das Exempel zu gefährlich war, gab man vor, sich damit ernsthaft zu beschäftigen, und beschleunigte aus diesem Grunde die Ankunft des Königs im Jahre 1750 um einige Monate. Gewöhnlich kam der König in den Reichstagsjahren erst im August nach Polen. In diesem Jahre kam der König im Mai, und der gewöhnliche Reichstag, der im Oktober hätte tagen sollen, wurde in einen aussergewöhnlichen umgewandelt und zwei Monate früher festgesetzt. Ich glaube, Brühl hoffte im Grunde seiner Seele, er würde aufgelöst werden, sollte er jedoch wirklich als ausserordentlicher Reichstag tagen, dann durfte er nicht länger als zwei Wochen währen. Auf alle Fälle plante Brühl, seinen Herrn in jenem Jahre zur Jagdzeit nach Hubertusburg in

Sachsen zurückzubringen, was ihm auch gelang; dies sollte ihm der König als neues Verdienst anrechnen, da er sonst dieses Vergnügen (für ihn das höchste) in den Jahren, die er in Polen zubrachte, entbehren musste.

Aber noch vor der zur Zusammenberufung des Reichstags angesetzten Zeit liess man mich eine Reise nach Berlin unternehmen. Meine häufigen und recht heftigen Erkrankungen bewogen meine Eltern, dem Rate des Grafen Kayserling zu folgen; er war damals bereits zum zweitenmal russischer Gesandter in Polen; während seiner ersten Gesandtschaftszeit hatte er sich sowohl die aufrichtige Freundschaft meiner Familie erworben, als auch die Achtung und das allgemeine Wohlwollen der ganzen Nation. Er hatte sich daran gewöhnt, sich besonders mit mir zu beschäftigen, seitdem es ihm im Jahre 1744 durch beinahe schon lästige dringende Bitten gelungen war, von meinen Eltern die Erlaubnis zu erhalten, mich in der Logik zu unterweisen; das Studium der Logik und der Mathematik waren seine tägliche Lieblingsbeschäftigung. Die Aufgaben seines Amtes erlaubten ihm nicht, mir regelmässigen Unterricht zu geben, er sah mich aber seit jener Zeit immer als seinen Schüler an, und das trug in grossem Masse mit dazu bei, dass er stets, bis zu seinem Tode, mit grösstem Eifer für mich tätig war.

In der Zeit, von der ich gerade spreche, war Graf Kayserling voller Verehrung für den Doktor Lieberkühn, den er in Berlin kennen gelernt hatte. Er behauptete, dieser allein könnte mich kurieren; der wohlverdiente Ruf dieses Arztes und die damit verbundene Gelegenheit, mich Berlin sehen zu lassen, bewogen meine Eltern, mich dorthin zu schicken. Sie empfahlen

mich dort dem sächsischen Minister von Bülow, einem Kurländer von Geburt, ihrem alten Freund. Die Heilmittel, die mir Lieberkühn in Berlin verordnete, waren der Gebrauch der Egerquelle und seifenhaltiger Pillen nach seinem Rezept. Diese Pillen verhinderten mehrere Jahre hindurch die Folgen der Magenkrämpfe, an denen ich litt. Die Infektions- und anatomischen Versuche, mit denen sich Lieberkühn erfolgreich beschäftigte, vergnügten und belehrten mich während der Zeit meiner Kur.

Das Ansehn, das Herr von Bülow mit Recht in Berlin nicht nur im Privatleben genoss, sondern — was bei einem fremden Minister eine Seltenheit war — auch beim König von Preussen selbst, verschaffte mir alle Vergnügungen, die unter der Regierung Friedrichs II.[1]) einem Fremden in Berlin zugänglich waren.

Die Höfe der Königinmutter und der Königin teilten sich zweimal wöchentlich in die Pflichten der Etikette, angesehene Fremde, die Damen des Landes und jene kleine Anzahl von Untertanen des Königs von Preussen, welche nicht Militärs waren, zu empfangen; diese nämlich haben, von der Ausübung ihres Berufes ständig ganz in Anspruch genommen, keine Zeit für gesellschaftlichen Verkehr, und man erzählte mir, der König von Preussen selbst, der auf das genaueste über die Konduite eines jeden seiner Offiziere unterrichtet ist, sähe es nicht gerne, wenn sie viel in Gesellschaft verkehrten.

Dies und die Strenge des Dienstes, dessen Stundeneinteilung schlecht mit jener der Damen harmoniert, bewirken, dass in der Tat die Mehrheit der preus-

[1]) Anm. des Königs: Das habe ich vor dem Tode Friedrichs II. geschrieben.

sischen Offiziere sich aus Langeweile dem Trunke und der Schwelgerei hingeben und eine lärmende und anstössige Ungeschliffenheit annehmen. Ein Teil von ihnen jedoch, der am Hofe ihres Herrn immer wieder von Voltaire gehört hat und seine Vorliebe für die französische Sprache und Literatur kennt, beschäftigt sich mit dieser Art Lektüre, und verschiedene von ihnen vereinen die gefälligste Kultur des Geistes und der Sitten mit der eifrigsten Betätigung der Kriegskunst. In Polen gibt es einen Mann dieser Art, den General Cocceji.

Da das Benehmen der Frauen in Polen damals im allgemeinen viel zurückhaltender war, als es heute ist, war ich über das Benehmen der Frauen in Berlin erstaunt: es schien mir, als verlieh den meisten von ihnen die *Voltairomanie*, der man mehr zum Schein als aus Neigung huldigte, und ihre kühnen Redensarten, die sie für Beweise grosser Geistesschärfe hielten, einen gekünstelten Ausdruck, als wollten sie viel freier erscheinen als sie wirklich waren; vielleicht rührt das alles ursprünglich nur von dem Impuls her, den die Schriften und Reden des Philosophen von Sans-Souci verursacht hatten.

Er hielt sich in Preussen auf, als ich in Berlin ankam, und kehrte erst drei Wochen später dorthin zurück; ich habe ihn zweimal gesehen: er hat mich beidemal angesprochen. Ich fand, dass er verlegen war und sich verpflichtet fühlte, immer besser zu reden als die anderen, und fürchtete, es könnte ihm misslingen. Der Blick sehr unruhig, die Augen verstört, die Haltung unsicher, die Kleidung unsauber und die ganze Gestalt wenig edel. Ich habe oft andere Leute sich genau so über ihn äussern gehört,

doch sind das bloss Äusserlichkeiten. Es ist hier weder der richtige Ort noch ist es meine Absicht, ein erschöpfendes Porträt dieses Fürsten zu malen. Ich habe alltäglich in Berlin seine Untertanen jeden Standes und jeden Ranges viel Schlechtes laut über ihn sprechen gehört, was ihm auch ganz genau bekannt gewesen sein soll und woran er sich so gewöhnt hatte, dass es ihn in keiner Weise berührte.

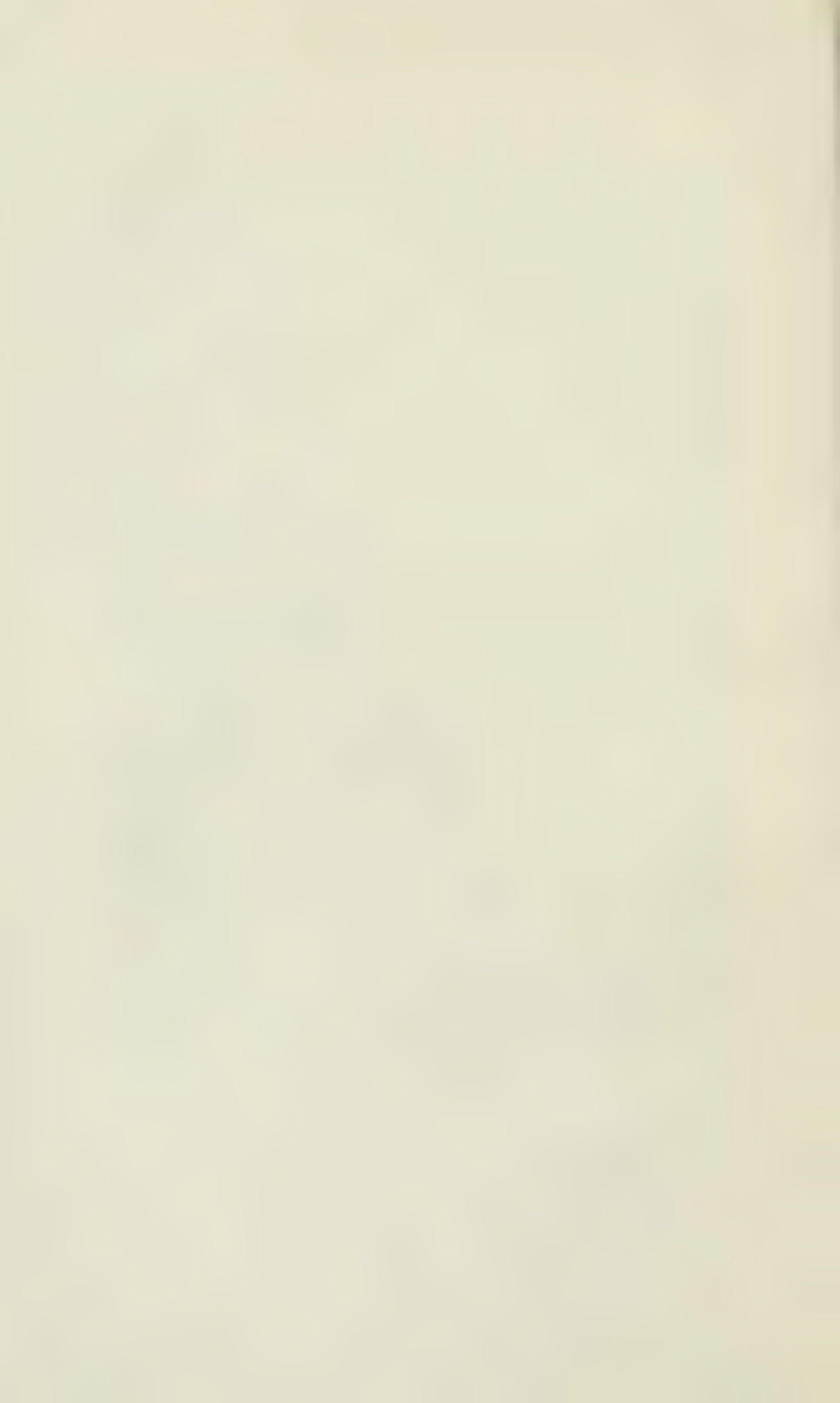
Vor seiner Rückkehr aus Preussen habe ich Charlottenburg, Potsdam, das kleine Palais von Sans-Souci gesehen und das Zimmer, das er bewohnte und in dem er für gewöhnlich arbeitete. Es erschien mir in grösster Unordnung: Bücher und Schriften durcheinander verstreut, überall, nach allen Seiten, Verse von des Königs eigener Hand geschrieben, eine Unmenge Möbel bunt durcheinander; die Frauen, die damit betraut sind, den Fremden die königlichen Paläste dieses Landes zu zeigen und die man dort Kastellaninnen nennt, sagten mir, sie hätten strengen Befehl, jedes Ding genau an derselben Stelle zu lassen, an der sie es vorgefunden, als der Herr fortging; so sah ich in Charlottenburg den Kopf einer Marmorbüste des Julius Cäsar unter einem Kanapee, und die Kastellanin versicherte, sie würde ihn nie von dort entfernen.

In allen Schlafzimmern des Königs von Preussen sah ich ein für die Gestalt des Königs passendes gesticktes Wams von kostbarem Stoff, man versicherte aber, er zöge es nie an. Dieses Wams fiel mir auf, weil es absichtlich dort hingehängt zu sein schien und einen vollkommenen Widerspruch zu der Vorstellung bildete, die man sich von dem Morgenrock eines Kriegers und Philosophen macht.

In seinem Schlafzimmer in Sans-Souci sah ich zwei



AVGVSTVS II REX POLONIÆ.



kleine genau gleiche Betten, nahe beieinander aufgestellt; in Berlin waren über den Gebrauch dieser zwei Betten verschiedene Gerüchte im Umlauf, aber die Kastellanin sagte mir, der König lege sich von einem Bett ins andere, sobald es ihm zu heiss werde; und doch liebt er die Hitze; das Zimmer, welches er im Sommer bewohnt, liegt nach Süden, und es gibt fast keinen einzigen Tag im Jahr, an dem nicht in seinem Kamin ein Feuer brennt; man hat mir sogar erzählt, dass jene, die er auf sein Zimmer ruft, oft vor Hitze fast ohnmächtig werden. Ich habe die Schränke seiner Bibliothek in Sans-Souci gesehen, die Kastellanin sagte aber, sie besitze die Schlüssel nicht. Die Kuppel dieses kleinen Palastes, ganz aus auserlesenem Marmor, durch ein rundes Fenster oben in der Decke erleuchtet, und der Merkur von Pigalle im Garten sind die zwei schönsten Dinge, die ich dort gesehen habe.

Da es nicht meine Absicht ist, über die knickerige Armseligkeit zu sprechen, in der die Königin und ihr ganzer Hof gehalten werden, noch über den strengen Zwang, dem sich das ganze Leben der Brüder des Königs unterwerfen muss, noch so manche Dinge über seine Truppen und seine Finanzen zu sagen, die schon andere über Berlin gesagt haben und die bekannt genug sind, begnüge ich mich zu bemerken, dass ich in Berlin die Bekanntschaft des Chevalier Charles Hambury Williams machte, des damaligen britischen Gesandten am Hofe des Königs von Preussen, der mich bereits damals mit vielen Höflichkeiten überschüttete und mir später grosse Freundschaft bezeugte.

Während meines Aufenthalts in Berlin heiratete der Hofmarschall Mniszech die Tochter des Grafen

Brühl. Graf Brühl hatte sie meinem Bruder, dem Grosskämmerer, angetragen, dieser hatte jedoch gesagt:

„Wir sind schon Ihre Freunde. Geben Sie Ihre Tochter Mniszech, dann werden Sie die Potockis und die andere Hälfte Polens für sich gewinnen."

Meinem Bruder lag damals jeder Gedanke an eine Heirat fern, weil ein Herzensbündnis ihn ganz im Banne hielt, und das war die wirkliche Ursache jener Worte, deren Wirkung nicht ausblieb.

Mniszech wurde von seinen Freunden fast gegen seinen Willen bestimmt, der Schwiegersohn des Günstlings zu werden, der noch einige Zeit die guten Beziehungen zu meiner Familie aufrechterhielt, da Mniszech anfänglich sehr gemässigte Absichten in bezug auf die Gunst und den Einfluss äusserte.

DRITTES KAPITEL

ZUM ERSTENMAL LANDBOTE. — URSACHE DER AUFLÖSUNG DES AUSSERORDENTLICHEN REICHSTAGS VOM JAHRE 1750. — MEINE BEZIEHUNGEN ZU WILLIAMS WERDEN INNIGER. — MEINE REISE NACH SACHSEN. — BESCHREIBUNG DES AUFENTHALTS IN HUBERTUSBURG. — ERSTE ERWÄHNUNG DER GRÄFIN BRÜHL. — MEINE ERSTE REISE NACH WIEN. — DAS HAUS DIETRICHSTEIN. — DAS HAUS HARRACH. — VON ZINZENDORF. — GRAF FIRMIAN. — PRINZ JOSEPH WENZEL LICHTENSTEIN. — LUCHESI. — DIE PRINZESSIN VON SAVOYEN. — FRÄULEIN KOTULIŃSKA. — RÜCKKEHR NACH POLEN. — ŁUBNICE. — SKIZZE EINES PORTRÄTS DES FÜRSTEN CZARTORYSKI. — SEINE ERSTEN GUNSTBEZEUGUNGEN. — SEIN PORTRÄT NACH DEN AUSSAGEN MEINER MUTTER UND MEINEN EIGENEN BEOBACHTUNGEN. — BILD MEINER FAMILIE BIS ZUM JAHRE 1752. — PORTRÄT MEINES VATERS. — ALS KOMMISSAR IN RADOM. — ERSTE REISE NACH FRAUSTADT. — MEIN LANDTAG VON ŁOMŻA.

Nach zweimonatlichem Aufenthalt in Berlin kehrte ich nach Warschau zurück, rechtzeitig genug, um als Landbote gewählt zu werden. Das erstemal in meinem Leben geschah dies auf dem Landtag von Zakroczym, nach dem zweiten Rundschreiben (Universal)[1]. Ich wurde also zusammen mit Szydłowski, dem heutigen Kastellan von Masowien, zum Boten gewählt, und damit nichts von den Sitten und Bräuchen jener Zeit fehlte, gab es bei dem Mahl, das der Wahl folgte, einen Streit und gezückte Säbel.

Der Reichstag begann am . . .[2]. Die Gutgesinnten hofften, er würde dem Übelstand, wegen dessen er zusammenberufen wurde, abhelfen, das heisst der Nichtkonstituierung des Tribunals. Der Woiwode von Ruthenien gab dem Hofe den Rat, Rzewuski solle auf seine podolische Woiwodschaft verzichten und sich, wie es auch wirklich geschah, im Gebiete von Chełm zum Landboten wählen lassen in der Absicht, Reichs-

[1]) Anm. d. Königs: Wenn die ersten Landtage zur Wahl der Landboten aufgelöst wurden, stand dem König das Recht zu, zweite und sogar dritte Landtage festzusetzen. Der Zeitpunkt für die gewöhnlichen Landtage war sechs Wochen nach Veröffentlichung des Universals (des fürstlichen Rundschreibens), für die ausserordentlichen Landtage vier Wochen.

[2]) Lücke im Manuskript.

tagsmarschall zu werden. Der Autor dieses Ratschlags glaubte, diesem Manne, dem im Jahre 1736 als Reichstagsmarschall der Pazifikationsreichstag geglückt war und der sich später dem ständigen Studium der mühsamsten Praktiken der Popularität hingegeben, würde das Glück auch in der zweiten Marschallszeit hold bleiben. Aber die Partei der Potockis erblickte in ihm nur den Mann, der damals als Anhänger des Woiwoden von Ruthenien galt und dessen zeremonielle, überaus demütige, beinahe unterwürfige Höflichkeit nur die Maske eines weitgehenden Ehrgeizes war. Ausserdem gab diese Wahl den Potockis den Vorwand, gegen eine angebliche Beleidigung des Ritterstandes aufzutreten; als hätte es in dieser ganzen grossen Körperschaft keinen einzigen gegeben, der fähig gewesen wäre, den Posten eines Reichstagsmarschalls zu bekleiden, als wäre es nötig gewesen, in Ermanglung sich an den Senatorenstand zu wenden und dadurch ein neues, zweckloses und wahrscheinlich nur deshalb erdachtes Exempel zu geben, um die gefährlichen Absichten zu verdecken. Der Hass der beiden Parteien offenbarte sich lebhaft auf beiden Seiten; die Dinge gingen so weit, dass der alte Grosskronhetman Potocki annahm oder anzunehmen vorgab, der Woiwode von Ruthenien hätte den Rat gewagt, ihn festnehmen und nach Königstein bringen zu lassen, wie es den beiden Söhnen Johann Sobieskis auf Befehl Augusts II. ergangen war.

Ich kann weder die Wahrheit noch die Falschheit dieser Vermutung bezeugen, aber mehrere einflussreiche Persönlichkeiten glauben es auch heute noch. Sicher ist, dass der alte Potocki am Vorabend des Tages, der angeblich für seine Gefangennahme be-

stimmt war, allen Truppen, die ihm in Warschau zur Verfügung standen, befahl, die Patronentaschen zu füllen und die Waffen zu laden. Bekanntlich kam damals ein Grosskronhetman niemals nach Warschau und reiste niemals im Lande umher, ohne von einigen Hundert Soldaten der Republik oder von ihm selbst besoldeten Soldaten eskortiert zu sein; am nächsten Tage wurde er nicht festgenommen, aber nach einem zwecklosen Disput, den man mehrere Tage über die Wahl des Marschalls geführt hatte, sprengte ein Landbote von Bełz, Wydżga mit Namen, ein Anhänger der Potockis, den Reichstag durch ein formelles Manifest.

Die Gründe der Auflösung dieses Reichstags waren folgende: die Umstände der Demission Rzewuskis; der Tadel, den die Potockis fürchteten, falls dieser Reichstag Erfolg haben sollte (der doch einzig und allein nur deshalb zusammenberufen wurde, weil sie die Zusammensetzung des Tribunals verhindert hatten); der gewisse Erfolg der Gegenpartei, den sie dadurch zunichte machten; die Pläne ihrer Rivalen; endlich, dass alle diese Motive von einem französischen Hauch inspiriert waren. Zum Unglück wurde dieses Exempel bei allen folgenden Reichstagen während der Regierungszeit Augusts III. nachgeahmt.

Diesmal beschränkte sich der Ausbruch der bürgerlichen Zwietracht auf diesen Akt selbst. Rzewuski empfing seine Senatorenwürde und seine podolische Woiwodschaft durch ein neues Privilegium [1]) aus den Händen des Königs zurück, und wenige Monate spä-

[1]) Anm. des Königs: Man nennt in Polen Privilegium alle vom König signierten Patente, durch die er irgend eine Gnade oder Würde erteilt.

ter, als der September und damit der Zeitpunkt der gewöhnlichen Landtage heranrückte, folgte das Tribunal von 1750 dem von 1748, ohne dass die Unterbrechung dieses höchsten Gerichtshofes im Jahre 1749 irgend einen fühlbaren Nachteil mit sich gebracht hätte, ausser, dass die Nation dadurch an eine neue Unordnung gewöhnt wurde. Vielleicht hätte man wünschen sollen, dass irgend ein plötzliches Unglück uns aus dieser Lethargie herausgerissen hätte, worin die Mehrzahl unserer Mitbürger verfaulten in der Meinung, sie hätten nichts anderes zu fürchten als nur die Einführung der Pluralität.

Der Misserfolg dieses ausserordentlichen Reichstages diente dem Hofe als Vorwand, sich der Mühe des ordentlichen Reichstages, der auf dieses Jahr fallen sollte, zu entledigen, und kurze Zeit darauf kehrte der Hof nach Sachsen zurück.

Während seines Aufenthalts in Polen gestalteten sich meine Beziehungen zum Chevalier Williams intimer und trugen sehr dazu bei, mir in der grossen Welt das Ansehen eines reifen Mannes zu verschaffen, woran mich bis jetzt mein Alter und meine sehr kleine Gestalt, welche sich erst in diesem Jahre durch ein plötzliches Wachstum entwickelte, gehindert hatten. Als Williams dem Hofe nach Dresden folgte, wollte er eine chiffrierte Korrespondenz mit mir aufrechterhalten über die Angelegenheiten, die für meine Familie von Interesse sein könnten. Diese Bekanntschaft war eines der Motive, welche meine Eltern bewogen, mich im darauffolgenden Herbst nach Sachsen zu schicken.

In diesem Winter wohnte ich der Hochzeit meines Bruders bei, welche dem Reichstage von 1750 folgte;

seine Heirat kam ganz plötzlich und recht unerwartet zustande, er vermählte sich mit Fräulein Ustrzycka, der Tochter des Kastellans von Przemyśl. Im Sommer nach seiner Heirat begleitete ich ihn auf all seinen Reisen durch ganz Polen, welche er unternahm, um seine Frau unserer ganzen Familie vorzustellen; hierauf reiste ich nach Sachsen, um dem König meine Aufwartung zu machen. Ich traf ihn in Leipzig an, bei der Michaelismesse; während der wenigen Tage seines dortigen Aufenthalts bereitete ich meine Jagdausrüstung für Hubertusburg vor.

Dort repräsentierte der König von Polen August III. mit dem grössten Aufwand, dort war er am glücklichsten. Seine ganze Familie versammelte er dort, alle fremden, an seinem Hof residierenden Minister folgten ihm dorthin, auch alle bürgerlichen und militärischen Würdenträger seines Staates und alle irgendwie angesehenen Fremden, die sich zur Zeit der Jagdsaison in Dresden aufhielten. All diese Leute wurden vom König untergebracht, bewirtet und ausgehalten, und das Leben, das man in Hubertusburg führte, konnte wirklich köstlich genannt werden.

Um acht Uhr morgens erschien der König, um sich zur Messe zu begeben. Um halb neun folgte man ihm als seine Suite in seinen Wagen zum Jagdrendezvous, wo im Schatten der Bäume ein üppiges Frühstück aufgetischt wurde, das gleich auch als Mittagsmahl diente; dann stieg man zu Pferde, um ein, zwei oder auch drei Hirsche bei einer Jagd einzufangen. Die Hofuniformen in Gelb, Blau und Silber, die Schönheit der Pferde, die vielen Kaleschen mit den zur Suite der Königin gehörenden Damen und vor allem die wundervolle Schönheit des Forstes, der drei Meilen im Durchmesser misst


Sysang sc.
Alexander Josephus S.R.I.
Comes Sulkoffski.



und von vierundzwanzig schnurgeraden, rechtwinklig sich schneidenden Wegen durchquert wird, machte dieses Vergnügen wirklich zu einem Feste selbst für jene, die keine passionierten Jäger waren.

Die passionierten Jäger verfolgten mit Begeisterung, geführt von den Söhnen des Königs; die weniger eifrigen wie ich gesellten sich zum Grafen Brühl, der zwar niemals dicht hinter den von geschickten Jägern geführten Hunden folgte, dennoch ohne sich jemals überanzustrengen und stets auf den besten Wegen zum Tod des Hirsches zurechtkam. Das war die einzige Beschäftigung, bei der sich Graf Brühl nicht ständig in nächster Nähe der Person des Königs befand, der mit der Königin in einer Kalesche der Jagd folgte. Während der Jagd, vor allem während einer glücklichen Jagd schien der König sich selbst unähnlich: lustig, entgegenkommend, gesprächig, so dass alle, die damals leichten Zutritt hatten, beinahe zweifelten, es könnte derselbe stolze, ernste, schweigsame König sein, den man sonst stets nur von einer strengen, fast jede Annäherung verhindernden Etikette umgeben sah.

Gewöhnlich kehrte man zwischen vier und fünf Uhr nachmittags von der Jagd zurück. Man hatte eine Stunde Zeit, um sich auszuruhen und umzukleiden. Dann begab man sich ins Theater, wo die Jagdmusik aufspielte, herrliche Stimmen zu hören und prächtige Balletts zu sehen waren. Dann soupierte man mit dem König an einer riesengrossen Tafel in einem hellbeleuchteten, prachtvollen Saal; alle Gäste, Damen und Herren, waren dort in ebenso reichen wie schönen Trachten. Nach dem Souper, gegen neun Uhr, zog sich der König zurück und man be-

gab sich in die Gemächer des Thronfolgers, dessen Gemahlin, Antonie von Bayern, obgleich sehr hässlich, doch alle durch ihre Konversation und ihre Stimme entzückte; fast jeden Tag wurde bei ihr vortrefflich musiziert.

Gegen zehn Uhr verabschiedete man sich und begab sich dann zur Gräfin Brühl. Wer immer diese Frau gekannt hat, muss zugeben, ein erster Minister, ein Günstling hätte keine andere finden können, die befähigter gewesen wäre, ihm Freunde zu schaffen oder zum mindesten den Neid und die Eifersucht zu verscheuchen, die ein Mann in ähnlicher Stellung und vor allem ein Graf Brühl fürchten musste. Da innige Freundschaft meine Mutter mit ihr verband, genoss ich in ihrem Hause alle Rechte eines Sohnes. Die Abwesenheit ihres Schwiegersohnes, die bereits einige Monate dauerte, schien ihre Tochter, Madame de Mniszech, sehr zu beunruhigen, und ich fand mit so vielen anderen, dass ihr Gatte ihr dadurch grosses Unrecht zufügte, noch mehr aber sich selbst schadete.

Das Haus der Gräfin Brühl verliess ich gewöhnlich kurz vor Mitternacht zusammen mit dem Chevalier Williams, dem Grafen de Salmour [1]) und dem Gesandten von Holland Kalkoen, um bei einem von ihnen noch eine Stunde oder mehr zu verbringen und unter Lachen und Scherzen alle Ereignisse des Tages zu besprechen. Dieses lustige Leben währte

[1]) Anm. des Königs: Salmour, ein Piemontese, Neffe jenes Salmour, der Gouverneur des Thronfolgers gewesen war, ein junger, sehr liebenswürdiger, lustiger, sehr gebildeter Mann, der damals in die Comtesse Łubieńska, meine leibliche Cousine, erstes Ehrenfräulein der Königin, sehr verliebt war: später hat er sie geheiratet.

sechs Wochen. Ich war gesund, hatte zwar nicht viel aber genügend Geld, keine Sorgen, wohnte zu einer schönen Jahreszeit an einem schönen Orte in sehr guter Gesellschaft, war beinahe verliebt aber in keiner Weise ausschweifend; ich kam nur mit Leuten zusammen, die zufrieden schienen und keine andere Beschäftigung hatten als das Amüsement; in meinem ganzen Leben war ich nie so glücklich wie während dieser sechs Wochen. Als sie aber vorbei waren, da waren mit ihnen auch meine guten Zeiten dahin.

Ich bekam Befehl von meinen Eltern, Sachsen zu verlassen und mich nach Wien zu begeben. Gräfin Brühl, die dort grosse Beziehungen hatte, Gräfin Sternberg, eine geborene Starhemberg, die Frau des Wiener Ministers an unserem Hofe, und der Chevalier Williams gaben mir viele Briefe mit; ich langte gegen Ende des Jahres 1751 in Wien an; neunzehn Jahre war ich alt, hatte keinen Mentor und auch niemanden, der mich wie Williams und die Gräfin Brühl in Sachsen beraten hätte.

Wien war für mich eine neue Welt und machte auf mich grösseren Eindruck denn alles, was ich bis dahin gesehen. In Sachsen fühlte ich mich beinahe zu Hause; in den Gesellschaften Berlins scheint man ein wirkliches Bedürfnis nach Fremden zu haben; an den anderen Orten, die ich bei meiner ersten Reise berührt hatte, fand ich fast überall Freunde meines Vaters, deren Aufnahme mir Mut einflösste. Nichts von alledem kam mir in Wien zu Hilfe.

Dort sah ich einen grossen, majestätischen Hof, von dem niemand schlecht zu sprechen wagte; eine Menge sehr reicher, sehr pomphafter und im allgemeinen sehr kühler, unzugänglicher Privatleute. Fast

alle Frauen züchtig und Fremden gegenüber wenig zuvorkommend; die prüden Grundsätze der Kaiserin, welche in jeder Weise tief verehrt wurde und deren fast einziger Fehler sich damals in den zu genauen Recherchen über die Sitten ihrer Untertanen äusserte, waren sicherlich der Hauptgrund hierfür; all das zusammen flösste mir Respekt ein, brachte mir jedoch manchen Zwang und Langeweile. Ich setzte meine Ehre darein, in den ersten und besten Häusern Wiens Erfolg zu haben; zunächst brachte mir das die unumgängliche und furchtbar langweilige Notwendigkeit ein, Karten zu spielen und zwar Kommersspiele; auch war die Konversation derjenigen, die ich bis dahin kannte, so unähnlich, dass ich mich anfänglich oft verlegen fühlte; endlich aber setzte ich mich durch und knüpfte einige Beziehungen an.

Die wohlwollende Aufnahme, die ich im Hause Dietrichstein fand, verdankte ich meiner Qualität als Neffe des Woiwoden von Ruthenien, dessen intime Freundin die Prinzessin war. Die Gräfin Rosa Harrach, die Frau und Nichte des Präsidenten des Hofrats, „Königin der Engländer" genannt, nahm mich dank meiner Empfehlung durch Williams sehr wohlwollend auf. August Sułkowski, der älteste Sohn des Exgünstlings Augusts III., seit langem in Wien in alles eingeweiht, war mir behilflich, sogenannte Bekanntschaften anzuknüpfen.

Hierher gehört die Bekanntschaft des Kommandeurs von Zinzendorf, dessen Existenz in Wien um so mehr auffiel, als er damals fast der einzige war, der ohne am Hof schlecht angeschrieben zu sein sich in Reden und Gebaren ganz wie ein alter französischer Libertin benehmen durfte; schwer gichtleidend, sehr

gebildet, sehr mitteilsam, gelang es ihm oft, durch seine Konversation die Gesellschaft zu belehren und gleichzeitig zu unterhalten; um die Gunst, mit dem alten, auf einer Chaiselongue liegenden Kommandeur sprechen zu dürfen, bewarben sich damals selbst Damen der höchsten Gesellschaft und Männer aller Stände. Dem Ruf dieses seltsamen Mannes haftete mancher merkliche Makel an, doch seine Beliebtheit oder sein Glück liessen sie vergessen oder ignorieren.

Ein anderer Mann von sehr strengem Äusseren, dessen Milde und Weisheit ich kennen lernen durfte, war Graf Firmian, derselbe, der später das Herzogtum Mailand für Österreich regierte.

Auch der Graf de Canal, der Gesandte des Königs von Sardinien, nahm mich sehr wohlwollend auf; dreizehn Jahre später sollte er mir am Wiener Hofe von sehr grossem Nutzen sein[1]).

Bei ihm traf ich den Fürsten Joseph Wenzel Lichtenstein, der einst im Gespräch mit Maria Theresia den Ausdruck gebrauchte: „*Eure Artillerie, Madame,*" und von der Kaiserin unterbrochen wurde: „*Sagen Sie Ihre Artillerie, denn Sie sind nicht nur ihr Feldzeugmeister, sondern auch ihr Schöpfer.*"

In der Tat behauptet man, dass er den grössten Teil seiner unermesslichen Einkünfte hierfür verwandt habe. Er gilt als der reichste und freigebigste Untertan des österreichischen Hauses; man beschuldigt ihn nur der Prahlsucht: obwohl von anerkann-

[1]) Anm. des Königs: Er war damals sehr angesehen als ein Mann von grosser Routine und Gewandtheit in seinem Amte, als eifriger Gelehrter, der durch seine Verheiratung mit einer Dame aus dem ungarischen Hause Pálffy nützliche Beziehungen erlangt hatte.

ter Rechtschaffenheit, liebte er es, aussergewöhnliche Dinge zu erzählen, für die niemand hätte garantieren wollen, denen jedoch keiner widersprach, weil sie harmlos waren und niemanden schädigten. Äusserst tapfer, erfolgreicher General, der die Schlacht von Piacenza gewonnen, führte er dennoch oft bramarbasierende Redensarten.

Im Hause der Gräfin Harrach lernte ich den Grafen Luchesi kennen, einen Sizilianer von Geburt und General der Kavallerie in österreichischen Diensten, der fünfzigjährig sich mit seinem afrikanischen Gesicht, seiner seltsamen Sprache und absichtlich bizarren Redensarten und bizarrem Benehmen noch alle Wiener Damen unterjocht und sich besondere Rechte in allen Wiener Gesellschaften, sogar bei der Kaiserin selbst, erworben hatte; im Grunde genommen erfreute er sich weder am Hofe noch in der Stadt wirklicher Gunst, sondern er durfte sich nur gewisse Freiheiten herausnehmen; dennoch war er eine sehr unbequeme Persönlichkeit, weil die schönen Frauen, die heiligsten sogar und die höchstgestellten — die er in seiner Sprache *schöne Ungeheuer* nannte —, in seiner Gegenwart keinen freundlich anzuschauen wagten, mit dem zu schmollen es ihm im Augenblick beliebte. Mit einem Wort, er war eine Art gesellschaftlicher Despot, dessen Tyrannei um so unerträglicher war, als sie sich auf fast keinen reellen Titel stützte und vor allem nicht auf den Wunsch, jemandem, sei es Mann oder Frau, gefallen zu wollen. Seine Beliebtheit war jedoch Mode geworden, seit er in den ersten Jahren der Regierung Maria Theresias einige bedeutende Taten verrichtet hatte, wofür er als Lohn entweder ein va-

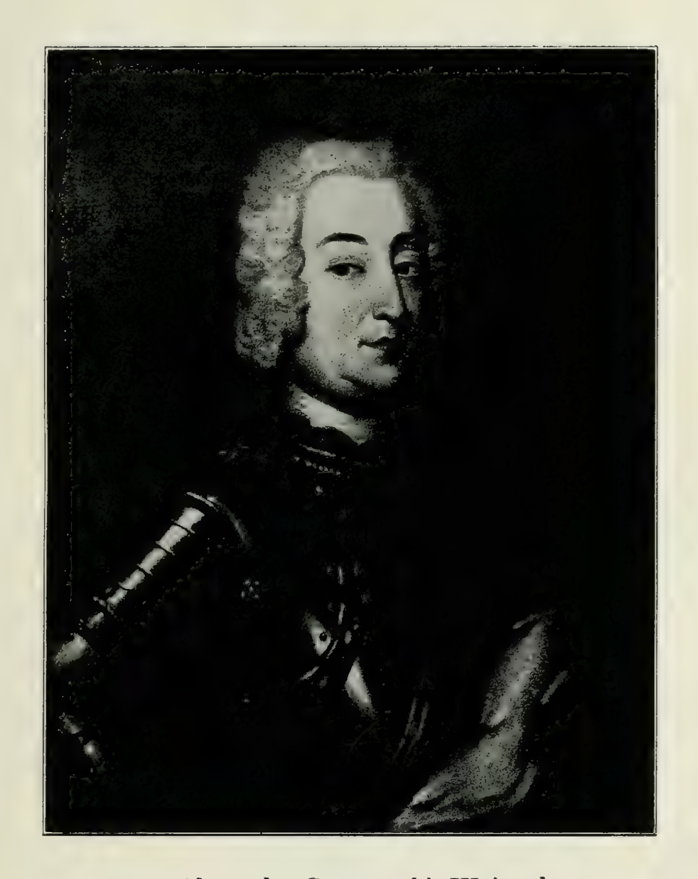
kantes Regiment verlangte oder eine Kokarde aus Bändern, welche die Kaiserin trug. Diese ritterliche Alternative, die er in einem Augenblick vorbrachte, wo die Königin noch in Verlegenheit war wegen eines früheren Versprechens, brachte ihm die Zusage ein, das nächste Regiment zu erhalten, das frei würde, und ausserdem das ausschliessliche Privileg, der Kaiserin maurische Komplimente zu Füssen legen zu dürfen. Der Krieg von 1756 enttäuschte über seine militärischen Fähigkeiten. Mich behandelte er einige Male sehr liebenswürdig und offerierte mir sogar eines Tages die Stelle eines Kornetts in einem Kürassierregiment für mich oder einen meiner Brüder. Das bedeutete das *non plus ultra* seiner Gunst, und dieses Anerbieten gab meinem Bruder den ersten Anstoss für die Annahme des Dienstes und für den Ruf, den er sich in Ausübung desselben später erwarb.

Unter anderen wurde ich auch im Hause der alten Prinzessin Viktoria von Savoyen, der Nichte und Erbin des berühmten Prinzen Eugen, vorgestellt; sie war mit dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, Feldmarschall in österreichischen Diensten, vermählt gewesen, hatte sich von ihm getrennt und hielt eigenen Hof in dem von ihrem Onkel erbauten Palast. Als Ehrenfräulein hatte sie zwei Schwestern, Gräfinnen Kotulińskas, bei sich, die einer mährischen Familie entstammten. Die ältere, Angelika mit Namen, wurde von Kaiser Franz I. sehr geliebt, ohne dass man jedoch später ihre Jungfernschaft deswegen anzweifelte; ich fand sie ausserordentlich schön und sehr liebenswürdig, besonders seit sie mich einem schwedischen, in österreichischen Diensten stehenden Offizier vorzog, der sich um ihre Hand bewarb.

Dieser Umstand und zwei Besuche, die ich ihr machte, bei denen aber ihre Schwester keinen Augenblick das Zimmer verliess, machten den Nuntius Serbelloni, einen Vertrauten des Hauses, glauben, ich hätte diesem Fräulein Treue geschworen, was aber nicht der Fall war. Er sprach darüber mit der Prinzessin von Savoyen und teilte es als Tatsache meinen Eltern mit, die er kannte, da er früher Nuntius in Polen war. Daraufhin schrieb mir mein Vater einen niederschmetternden Brief, in dem er mir verbot, das Fräulein je wiederzusehen, sollte die Mitteilung auf Wahrheit beruhen. Die Prinzessin von Savoyen verbot mir ihrerseits das Haus. Das rief in mir den Wunsch wach, meine Abreise von Wien zu beschleunigen, und ich kehrte im April des Jahres 1752 nach Polen zurück.

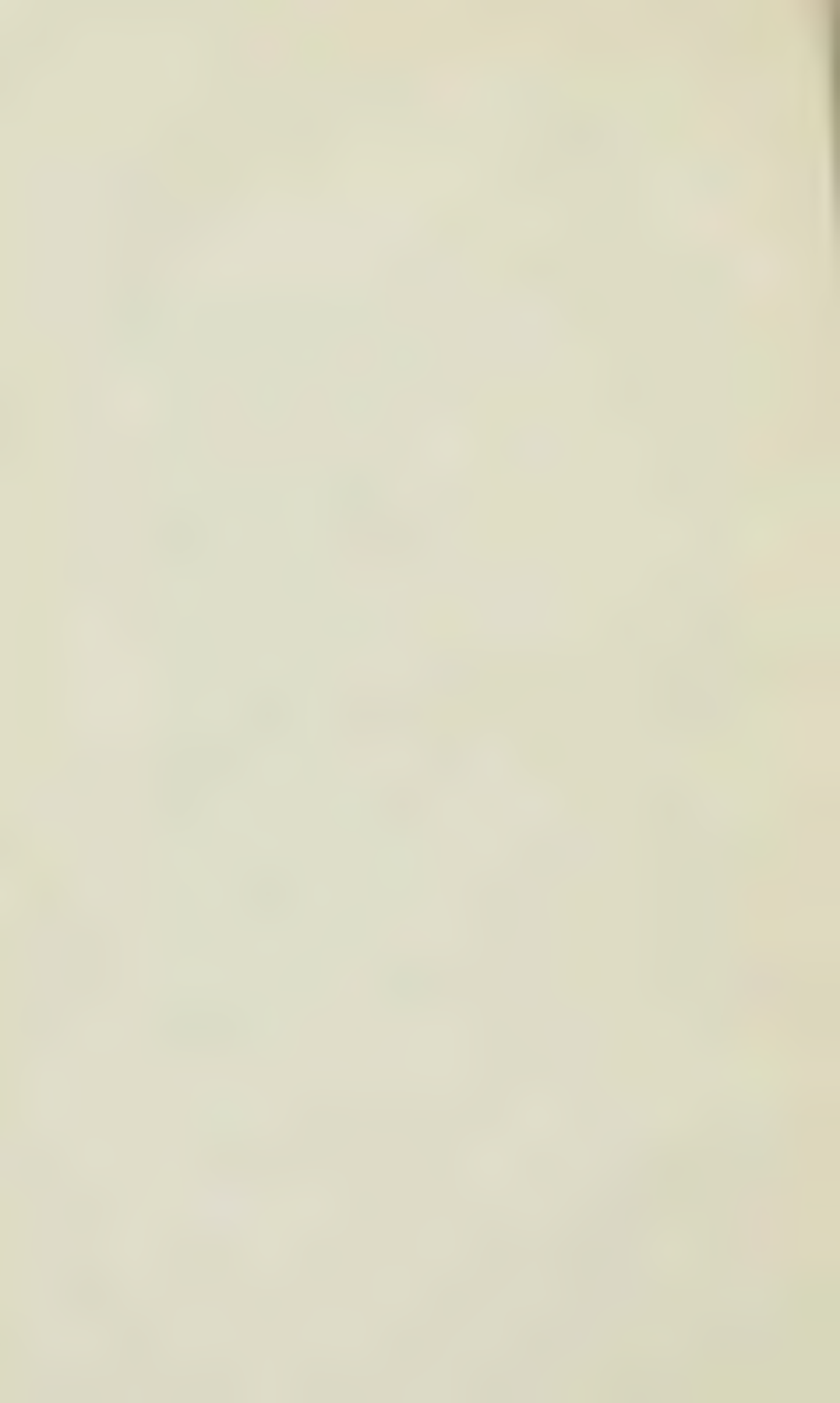
Ich nahm meinen Weg über Mähren, das mir nach den Niederlanden als das blühendste Land erschien, welches ich je gesehen. Von dort führte mich mein Weg über Krakau nach Łubnice, einem Landhaus in der Woiwodschaft Sandomir, das dem Fürst-Woiwoden von Ruthenien gehörte, den ich dort antraf.

Da er damals mich am meisten zu karessieren begann, lernte ich diesen bedeutenden Mann näher kennen, der später einen starken Einfluss in so mancher Beziehung auf mein ferneres Leben ausübte. Es wäre wohl die beste Gelegenheit, hier sein Porträt zu entwerfen. Aber es gibt tiefe Seelen, die man in kurzer Zeit in keiner Weise völlig ergründen kann und von denen man auf den ersten Anhieb kein Porträt malen kann. Ich kann ruhig sagen, dass ich den Woiwoden von Ruthenien wie ein Buch studiert habe. Meine Kenntnis von ihm und meine Ansichten über ihn erweiterten sich im Laufe der Ereignisse,



August Alexander Czartoryski, Woiwode von Ruthenien

(Phot. Anderle, Krakau)



während meines langen familiären Verkehrs und durch gemeinsame Angelegenheiten, und der Leser wird ihn besser kennen lernen, wenn er mit mir der Fortsetzung dieser Geschichte folgt.

Hier muss erwähnt werden, dass der Woiwode von Ruthenien stets die Maxime befolgte, sich junge Leute zu attachieren, bei denen er auch nur das geringste Talent zu entdecken wähnte oder irgend eine erworbene oder zufällige Eigenschaft, und dass niemand es so verstand wie er, der Eigenliebe des Betreffenden zu schmeicheln, das Herz und den Geist eines vertrauensseligen Charakters zu gewinnen; er hatte einen beinahe magischen Einfluss, und wenn er es wollte, so vermochte er den grössten Enthusiasmus für sich zu entfesseln, ohne dass er sich darum zu bemühen schien, ohne dass man in seinem Gebaren und seinen Reden eine Absicht entdecken konnte, alles schien einzig und allein seiner aufrichtigen Neigung zu entspringen; das glaubten vor allem jene, die noch keine grosse Erfahrung hinter sich hatten.

Er nahm nun vor allem unbedingt an, dass ein junger Mann, der von der ersten ohne Mentor unternommenen Reise zurückkehrte, in Geldverlegenheit sein müsse, und er bot mir Geld an. Vergeblich versicherte ich, ich hätte noch genügend, um mein Vaterhaus zu erreichen; er jedoch sagte:

„Du bist mein Neffe und du wirst ein Geschenk von mir nicht ablehnen; hier sind zweihundert Dukaten, aber ich bitte dich, es niemandem zu sagen."

Ich erwiderte, dass er wohl das Recht hätte, mir Geschenke zu machen, meine Eltern aber würden es erfahren. Jetzt ging er anders zu Werke; er sprach mir von ihnen, vor allem von meiner Mutter, im

liebevollsten Ton aber wie von Leid erfüllt wegen jener Sache, die nach vierzigjähriger zärtlichster und innigster Freundschaft zwischen meiner Mutter und ihm das erste Zerwürfnis hervorgerufen, in der er die Schuld jedoch nicht auf sich nehmen könnte. Bei dieser Gelegenheit fügte er einige Worte über meinen Bruder, den Grosskämmerer, ein, über seine schwachen Seiten, als wollte er zu verstehen geben, dass ich an dessen Stelle nicht solches Unrecht begangen hätte; dabei beteuerte er stets, dass er ihn liebte. Je mehr ich mich von seinen Worten umgarnt fühlte, um so mehr fürchtete ich, ich könnte meiner Mutter schuld geben, die ich doch keiner Schuld für fähig hielt, vor allem keiner solchen, bei der ihre Uneigennützigkeit und ihre Wahrheitsliebe nur im geringsten hätten verdächtigt werden können. Ich erinnere mich, dass ich ihm ungefähr folgendes zur Antwort gab:

„Es ist mir unmöglich zu glauben, dass die Tatsachen anders sind, als meine Mutter sie mir berichtet hat; ich glaube aber, ihr beide müsst die gleichen Tatsachen von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachtet haben. Ich kann meinen Bruder nicht schuldig finden; ist er doch in der Idee aufgewachsen, das Krongarderegiment zu Fuss sei dir von meinem Vater nur unter der Bedingung überlassen worden, dass du es an seinen ältesten Sohn zurückgeben würdest, sobald er in die Jahre käme; es musste ihn schmerzen als er sah, dass diese Hoffnung, die seinem Talent so entsprochen hätte, fehlschlug. Aber ohne hier von deinem Sohn zu sprechen — deine Zärtlichkeit für ihn ist mir begreiflich, mein lieber Onkel —, finde ich, dass diese Sache und noch zehn andere nicht das unschätzbare Gut eines so seltenen und musterhaften Verhält-

nisses trüben dürften, welches die Kraft unserer Familie bedeutete und ihr zum Ruhme gereichte. Es wäre gut, glaube ich, übereinzukommen, nie mehr von dieser Sache zu sprechen und sie für immer zu begraben."

Er umarmte mich und schien über meine Auffassung entzückt zu sein; ich blieb noch einige Tage bei ihm; während dieser Zeit überzeugte er mich vollends von seiner Achtung und Zärtlichkeit für mich, und ich kehrte ganz von dieser Idee erfüllt nach Warschau zurück, so dass meine Mutter es für nötig hielt, mich vor der Verblendung durch meine Eigenliebe zu warnen, die hierbei genau so mitgespielt haben mochte wie die Geschicklichkeit eines wirklich sehr gewandten Mannes und der Einfluss, den dieser auf einen aufrichtigen und in keiner Weise misstrauischen jungen Menschen ausüben musste. Sie erzählte mir die Geschichte ihres Bruders wie folgt.

Von Geburt an war sein Charakter cholerisch und äusserst hochmütig, was sich bereits in seiner Kindheit in der heftigsten Weise äusserte; aber seinem überlegenen Geiste gelang es, sich vom zwölften Lebensjahre ab so zu beherrschen, dass er sich völlig verändert zu haben schien und jeder, der ihn nicht gekannt und seine Entwicklung nicht verfolgt hatte, ihn für einen in jeder Beziehung gemässigten Menschen halten musste. Mit sechzehn Jahren schickte man ihn mit seinem älteren Bruder und einem Mentor auf Reisen. Er war geschickt und klug genug, die Eigenliebe seines älteren Bruders zu schonen, indem er ihm in allem nachzugeben schien, was jedoch den Bruder, der heute Kanzler von Litauen ist, nicht hinderte, oft eifersüchtig zu sein, obwohl er sein ganzes Leben hindurch die Vorrechte der Geburt sich oft zunutze machte.

Bald trennten sie sich. Der jüngere blieb auf Malta, nahm das Kreuz und begann ein abenteuerliches Leben auf den Galeeren des Ordens. Einige Jahre später trat er in österreichischen Dienst, machte einige Kampagnen mit, unter anderen auch die denkwürdige Schlacht von Belgrad im Jahre 1718, die Prinz Eugen gewann. Im österreichischen Dienste befreundete er sich sehr mit dem berühmten Guido Starhemberg und den Generälen de Merci und de Bonneval. Alle angesehenen Frauen und Männer Wiens schätzten und distinguierten ihn, nur gerade Prinz Eugen nicht, denn er hatte nähere Beziehungen zu einer Anzahl von Leuten, die der Prinz nicht mochte; dem Prinzen Eugen ging es übrigens wie so vielen anderen berühmten Kriegern aller Jahrhunderte, die, sobald sie nicht Krieg führten, dem öffentlichen Tadel manchen Vorwand boten. Guido Starhemberg, sein Rivale um den Ruhm im Dienste der letzten Kaiser aus dem Hause Österreich, und noch mancher andere bestritt ihm das Verdienst einiger Kriegstaten, bei denen in Wirklichkeit vielleicht nur sein Glück ihm beigestanden haben mag. Übrigens schien die Gräfin Bathiany, eine ältere, weder schöne noch kluge aber sehr eigennützige Frau, nicht die geeignete Persönlichkeit zu sein, der der Held des Jahrhunderts jeden Winter seine Lorbeeren zu Füssen legen durfte.

Ein geistig höherstehender Mensch fühlt sich leicht versucht, gegen das blendende Ansehen, das der grossen Masse imponiert, anzukämpfen, gegen einen Ruhm, der ihm in so manchen Beziehungen ungerechtfertigt erscheint; solches war beim Fürsten Czartoryski dem Prinzen Eugen gegenüber der Fall; das versperrte ihm auch die Karriere, die er in jenem Lande hätte machen

können; nach mehreren Jahren militärischen Dienstes konnte er nicht über den Grad eines Oberstleutnants hinauskommen.

Prinz Eugen verzieh niemandem, der sich vor ihm nicht beugte. Trotzdem wäre der Fürst Czartoryski wahrscheinlich in Österreich geblieben, hätte nicht während der Reisen, die er von Zeit zu Zeit unternahm, um seine Familie in Polen zu besuchen, meine Mutter, die er grenzenlos zu lieben schien, mehr noch als alle seine Verwandten sich die grösste Mühe gegeben, ihn dem Dienst seiner Heimat zurückzugewinnen, deren Sitten, deren Regierung und deren ganze Lage ihm fast ebenso fremd wie verhasst geworden waren; er glaubte nicht, sich je darin hervortun zu können. Mein Vater, der von August II. sehr favorisiert wurde, bot ihm seine Hilfe an und unterstützte ihn in jeder Beziehung; das hätte jedoch, wie ich glaube, nicht genügt, seinen Blick Polen wieder zuzuwenden, hätte ihn nicht die Hoffnung erfüllt, die junge Witwe Denhoff, die Woiwodin von Połock, zu heiraten, die einzige Erbin des Sieniawskischen Geschlechts und dessen immenser Reichtümer, dabei schön, liebenswürdig und in ganz Polen sehr umworben.

Ein Potocki, damals Starost von Bełz, heute Woiwode von Kiew, war einer seiner Rivalen, und das gab den Grund zu ihrer gegenseitigen dauernden Feindschaft. Nach dem Tode Branickis gehörte eine Zeitlang auch mein Schwager, mit dem mein Onkel zufällig in Wien ein Renkontre hatte, zu den Bewerbern um die schöne Witwe. Ein Tarło, damals Starost von Stężyca, suchte persönlichen Streit mit meinem Onkel; als der Gegner seine beide Schüsse abgegeben hatte, begnügte sich mein Onkel, ohne seine Schüsse abzu-

geben, ihn zu fragen, mit was er ihm noch dienen könne. Dieser Charakterzug machte auf die Witwe Eindruck; aber erst nach drei Jahren oft verzweifelter Werbung gelang es endlich meinem Onkel, die Wahl seiner Dame auf sich zu lenken; er wurde hierin, wie noch in vielen anderen Dingen, durch die fortgesetzten und geschickten Bemühungen meiner Eltern bei der Witwe ausserordentlich unterstützt.

Fast gleichzeitig wurden die Woiwodschaften von Ruthenien und Masowien frei; mein Vater überliess seinem Schwager die Wahl, welche August II. ihm selbst zugedacht hatte. Fürst Czartoryski wählte Ruthenien, mein Vater nahm Masowien; kurz vorher hatte er mit Einwilligung des Königs ihm das Garderegiment unter der Bedingung überlassen, dass er es dem ältesten Sohne meines Vaters zurückerstatten würde, wenn dieser zu Jahren käme. Sie einigten sich ausserdem über ein pekuniäres Abkommen, das für meinen Vater sehr bescheiden ausfiel; all diese Abmachungen wurden nur mündlich getroffen; zwanzig Jahre später bestritt sie der Fürst-Woiwode fast in allen Punkten; meine Mutter empfand dies bis zu ihrem Tode als eine tiefe Kränkung, die sie selbst zwar verdammte, jedoch nicht bezähmen konnte, und zwar deshalb, weil sie sich (trotz ihrer Klugheit) eine wenn man so sagen kann übermenschliche Vorstellung von dem Charakter ihres Bruders gemacht hatte, der, sobald sein Glück durch die Heirat gesichert war, zunächst nicht mehr das bis dahin meiner Mutter bewiesene grenzenlose Vertrauen zeigte. Dennoch verständigte er sich auch ferner lange Zeit mit ihr bei den Familien- und Parteiberatungen über alle Entschlüsse und alle Schritte, die zu unternehmen waren.

Kurze Zeit darauf nötigte ihn der Tod Augusts II. und dessen Folgen, ebenso wie auch meine ganze Familie, nach Danzig zu ziehen; dort wäre er beinahe an einer Krankheit gestorben, die seine Gesundheit für sein ganzes weiteres Leben schwächte. Als in Polen wieder Ruhe einkehrte, wurde es scheinbar die grösste Sorge des Woiwoden von Ruthenien, auf den immensen Gütern, welche seine Frau ihm zugebracht hatte, die Ordnung wiederherzustellen; es gelang ihm so gut, dass es hiess, er hätte ihren Ertrag verdoppelt, nachdem er eine Million Dukaten Schulden zurückgezahlt, mit denen sie belastet waren.

Je mehr er nur damit beschäftigt zu sein schien, um so weniger beunruhigten sich die Potockis und der Hof über seine Politik. Sein Hang zur Bequemlichkeit, seine wirklich grosse Faulheit, die er noch zu übertreiben beliebte, liessen glauben, dass er die Bestrebungen um die sarmatische Popularität hasste und dass er, wenn er sich um einen Landtag oder um die Zusammensetzung eines Tribunals oder um die Verhandlungen eines Reichstages kümmerte, es nicht aus Neigung und nicht aus Ehrgeiz tat, sondern weil er in seiner Stellung unbedingt daran teilnehmen musste; er verstand es immer, sich um Dinge bitten zu lassen, die er im Grunde genommen selbst am meisten herbeizuführen wünschte. Seine Vorsicht bei allen Reden, seine Geschicklichkeit, die er sorgfältig zu verbergen wusste, und die Überlegung, welche jedem seiner Schritte, auch denen, die er als die natürlichsten hinstellen wollte, voranging, bekräftigten so sehr die Meinung von seiner Weisheit, Milde und Rechtschaffenheit, dass vor seinen Wünschen oft die unangenehmsten Hindernisse dahinsanken, und oft verstand er die hart-

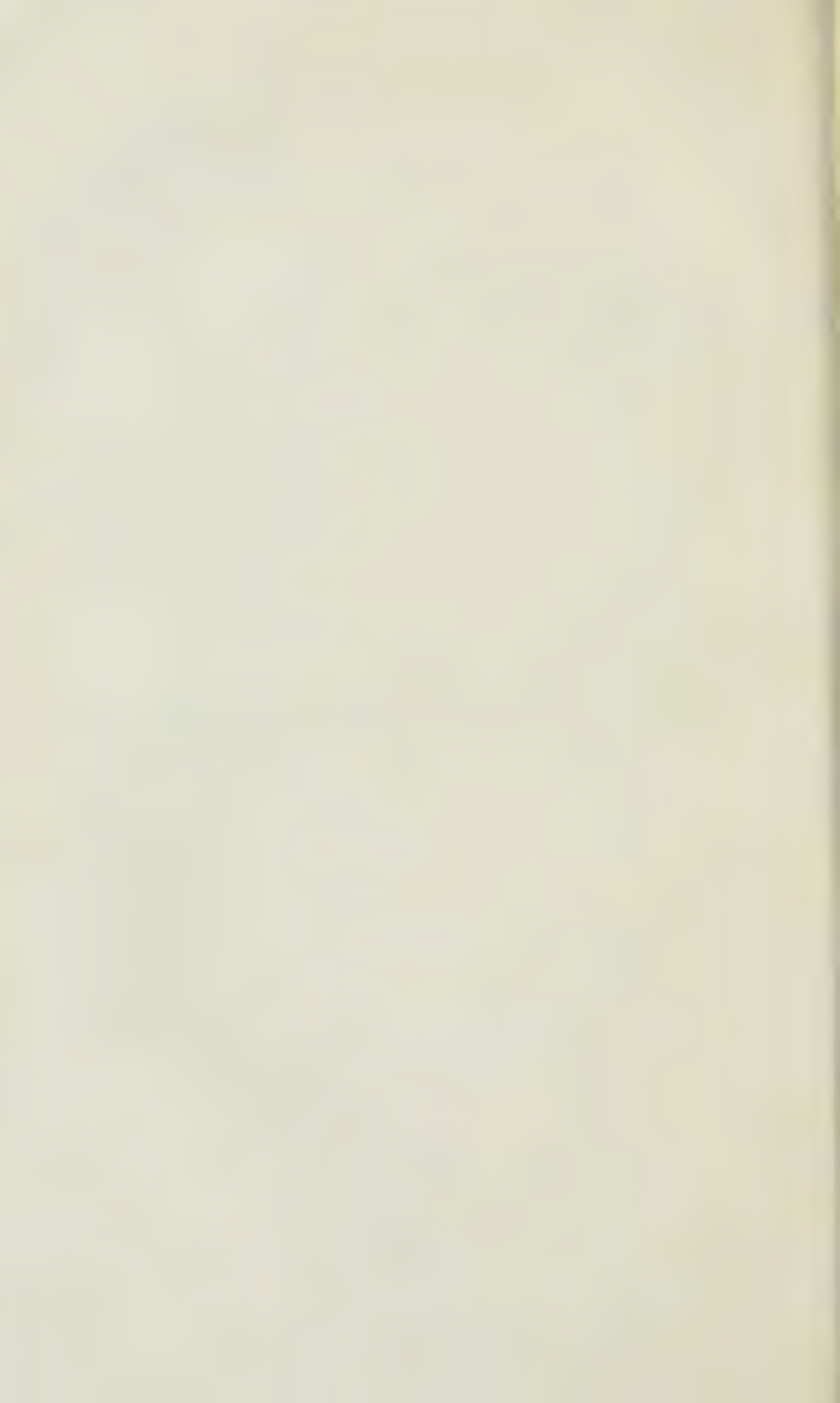
näckigsten Gegner meiner Familie und seiner Interessen zu bereden, dass sie zugunsten seiner Person, wegen seiner allgemein anerkannten Mässigung, besondere Ausnahmen machen müssten, während dem Fürst-Kanzler, seinem Bruder, all das zugeschrieben wurde, was die Gegner und die Rivalen meiner Familie am meisten verletzte; in Wirklichkeit befolgte jedoch der Woiwode von Ruthenien weit mehr die Maximen der Herrschsucht und des Egoismus als seine Verwandten, und zwar jedesmal, wenn er des Erfolges sicher sein und die Hand, die den Schlag geführt, verdecken konnte.

Im Grunde genommen liebt er es nicht zu geben; alles, was nur im geringsten sein Eigentum berührt, verletzt ihn so empfindlich, dass es ihm schwer fällt, bei solcher Gelegenheit die Maske der Mässigung zu bewahren; indessen muss zugegeben werden, dass er der Herr seines Geldes ist und sich nicht von ihm beherrschen lässt; er versteht es zu geben, er gibt sogar oft und ganz im Geheimen, aber niemals aus Freude am Geben; dieses Gefühl ist ihm fremd, stets tut er es zu einem ihm naheliegenden Zweck, obwohl er den Glauben zu erwecken versteht, er tue es aus Mitleid, aus Achtung oder aus Zärtlichkeit. Hätte ich nicht mehrere Jahre hintereinander in der intimsten Familiarität mit ihm gelebt, so hätte ich, wie eben auch viele andere, in ihm nur die ruhigste Seele gesehen, die hoch über den kleinen Leidenschaften und menschlichen Irrungen der Allgemeinheit stand, eine fast unfehlbare Gerechtigkeit des Geistes, weit verzweigte Kenntnisse auf jedem Gebiet, eine präzise, vornehme Rede, das Talent, bei der Mehrzahl derer, die er beherrschen will, sozusagen jeden Zweifel zu verscheu-



Puławy, Residenz der Fürsten Czartoryski

(Phot. Anderle, Krakau)



chen und sie zu entzücken, indem er sich fast nie einen boshaften Spott, ja in der Öffentlichkeit nicht einmal ein Urteil erlaubt: der Leser wird Gelegenheit haben, im Verlauf der Erzählung mit mir zu erfahren, inwiefern er in Wirklichkeit diesem Bilde der Vollkommenheit nicht entsprach.

Bis zum Jahre 1752 ungefähr hatte sich meine Familie in den Angelegenheiten des Landes durch eine Art Rat leiten lassen, in dem die Verschiedenheit der Charaktere seiner Mitglieder durch stillschweigende Übereinkunft die Rollen folgendermassen verteilt hatte.

Der Fürst-Kanzler, der redseligste unter ihnen, der grösste Publizist im Lande, der auch über die fruchtbarste Phantasie verfügte, ergriff für gewöhnlich als Erster das Wort und beleuchtete alle Seiten der Frage; einige erwählte und zum Rat zugelassene Freunde diskutierten darüber; die Entscheidung fällten gewöhnlich meine Mutter und der Woiwode von Ruthenien, und der Vollzug fiel fast immer meinem Vater zu, der aufrichtiger, herzlicher, heiterer, tätiger, kräftiger und freigebiger war als die anderen, auch beliebter und populärer als sie. Seine Meinung entschied nur in unvorhergesehenen und dringenden Fällen; da konnte niemand einen so raschen und glücklichen Entschluss fassen wie er, und so riss er denn alle mit sich fort.

So war es bis zu seinem 76. Lebensjahr, von da ab liessen seine Kräfte nach, und seit dem Jahre 1752 begann er allmählich sich von den Geschäften zurückzuziehen, während seine beiden Schwäger, die inzwischen ihr Ansehen gefestigt und sich eine grosse Zahl anhänglicher Kreaturen verschafft hatten, nunmehr kein Hehl daraus machten, dass sie seiner nicht

mehr bedurften. Meine Mutter dagegen, die aus verschiedenen Gründen gegen sie verbittert war, widmete sich von nun an fast ausschliesslich der Pflege ihrer Mutter, der Kastellanin von Wilno, und der Erziehung ihrer Kinder, die sie geeigneten Karrieren zuzuführen trachtete; sie selbst zog sich jetzt noch mehr als bisher von der Bühne der grossen Welt zurück.

Kurz nach meiner Rückkehr ging ich nach Radom, um mein Amt als Kommissar der Woiwodschaft von Masowien in jenem Dikasterium zu übernehmen, das unter der Regierung Augusts II. durch eine sonderbare Verbindung der heterogensten Ideen für gewisse Dinge gegründet worden war, für welche später, im Jahre 1764, zwei besondere Kommissionen eingerichtet wurden, die Schatz- und die Kriegskommission. In Wirklichkeit beschränkte die Kommission von Radom durchaus nicht das Übermass der Macht der Grossschatzmeister noch der Grosshetmans, befreite sie nur von einem beschwerlichen Teil ihres Amtes. Da jedoch die Art der Plaidoyers und die ganze Gerichtsprozedur jener des Tribunals der Krone völlig gleich war und das Amt sich nur auf sechs Wochen erstreckte, sah man es gerne, wenn jene Jünglinge, die zu Staatsgeschäften ausersehen waren, dort ihre Lehrzeit in der Judikatur und gleichzeitig auch in der Popularität durchmachten.

Nirgends in Polen machte man mehr Bücklinge, nirgends trank man mehr; hier war ich wohl glücklich, dass es allgemein bekannt war, dass ich noch nie puren Wein gekostet; ich blieb nüchtern, war aber infolgedessen auch ein teilnahmsloser und gelangweilter Zeuge der übermässigen Betrunkenheit. Doch war nicht sie die Ursache eines Streites zwischen

Rudzieński, dem Kastellan von Czersk, damaligem Marschall der Kommission, und Kossowski, Schatzmeister des Hofes, dem ersten Kommissär der Armee; der Streit drohte bald sehr ernsthaft zu werden. Die beiden Gegner waren intime Freunde meiner Familie, ich geriet dadurch in grosse Verlegenheit, um so mehr, als ich ohne mein Verschulden die Ursache des Streites war.

Dem Brauch gemäss sollte diese Kommission eine Deputation an den König absenden; diese sollte aus zwei Mitgliedern bestehen, deren Erster im Rang ein Kleinpole sein musste. Rzewuski, damals Kommissar der ruthenischen Woiwodschaft, wurde vom Marschall Rudzieński, dem die Entscheidung zufiel, ernannt; den zweiten Platz hatte er für die Provinz Grosspolen bestimmt, und zwar ernannte er seinen Neffen Karczewski, damals Starost von Budziszew, der mein jüngerer Kollege für Masowien war. Kossowski meinte, ich dürfte mir nicht die Gelegenheit entgehen lassen, mich mit einem öffentlichen Amt betraut dem Könige vorzustellen, und er forderte es mit solcher Heftigkeit, dass der Marschall Rudzieński sich beleidigt fühlte. Ich hielt es für meine Pflicht, das Wort zu ergreifen, um sie zu besänftigen; ich bat selbst Rudzieński, er solle auf der Wahl seines Neffen bestehen; der Bischof von Krakau Załuski, der in jenem Jahre das Präsidium in Radom führte, half mir sie zu versöhnen.

Die Deputation hielt ihre Ansprache an den König in Fraustadt, wohin er in den Jahren des Reichstags kam, um die Universalien [1]) zu unterschreiben, welche laut der Vorschrift des Gesetzes auf polnischer Erde

[1]) Siehe Anm. [1]) Seite 52.

unterzeichnet werden müssen. Von Dresden gelangte der König in dreissig Stunden dorthin, verweilte nur so lange als nötig war, um die Universalien zu unterzeichnen, und kehrte sofort nach Dresden zurück; nach Warschau kam er möglichst kurz vor dem Zeitpunkt des ordentlichen Reichstags[1]. Seinen Aufenthalt in Fraustadt verlängerte er nur dann um einige Tage, wenn die Umstände ein *Senatus Consilium* oder irgend eine orientalische Mission herbeiführten; nur in Sachsen fühlte er sich zu Hause; er vermochte es sich nicht einmal vorzustellen, dass er in seinem Königreiche wohnen könnte. Bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Polen (das Gesetz untersagte ihm, ausserhalb des Landes andere Würden als militärische zu erteilen) unterzeichnete er diesmal, nach dem Tode des Grosshetmans Potocki, für meinen Vater das Privilegium eines Kastellans von Krakau; ich hatte das Vergnügen, es meinem Vater zu überbringen, denn er hatte sich nicht nach Fraustadt begeben.

Mein Schwager Branicki wurde Grosshetman nach Potocki, und Rzewuski, damals Woiwode von Podolien, heute von Krakau, erhielt den kleinen Hetmansstab.

[1] Anm. des Königs: Er fiel auf den ersten Montag nach Michaeli; die Landtage müssen ihm um sechs Wochen vorangehen, und die Universalien müssen wieder den Landtagen um sechs Wochen vorangehen; solchermassen hätte der König bereits Ende Juni in Warschau sein müssen, und diese Zeit wäre ihm verloren erschienen; gewöhnlich kam er erst im August, und zu Weihnachten war er bereits wieder in Sachsen, von wo er erst achtzehn Monate später wieder nach Polen zurückkehrte; er erfüllte gerade das Gegenteil der *Pacta Conventa*, durch die er sich verpflichtet hatte, innerhalb zwei Jahren nur sechs Monate in Sachsen und achtzehn Monate in Polen zu verbringen.

Bald nach meinem Ausflug nach Fraustadt musste man an den Landtag denken, und das war in jenen Zeiten keine leichte Sache; um Landbote zu werden, genügte es nicht, in einem Bezirk viele Freunde zu haben, man durfte auch auf niemanden stossen, der der Wahl opponiert hätte; man verheimlichte seinen Weg, man verriet nicht den Ort, wo man sich wählen lassen wollte, um zu verhindern, dass ein persönlicher Feind oder ein Rivale der anderen Partei Einspruch erheben könnte.

Mein Vater hatte im Gebiet von Łomża einen Freund namens Glinka, damals Schreiber jenes Distrikts[1]. Diesem Mann, der alle Manöver der Landtage beherrschte und in seiner Art und in dem Bezirk, wo er wohnte, umsichtig und listig war, wurde ich empfohlen, anvertraut und überlassen, um Landbote zu werden. Es war damals in Wirklichkeit bedeutend trauriger als verdienstvoll, sich um dieses öffentliche Amt zu bewerben; man wusste im voraus, dass kein Reichstag zustande kommen würde, dass der König sich nicht darum kümmerte, sein Günstling noch weniger und die meisten polnischen Minister fast ebenso wenig; und selbst wenn sie alle es wirklich angestrebt hätten, wäre die Sache dennoch fast unmöglich gewesen, denn die Nachbarmächte waren bemüht, das Zustandekommen des Reichstags zu verhindern, und das fatale und törichte *liberum veto*[2]) kam ihnen dabei ausserordentlich zu Hilfe.

[1]) Anm. des Königs: Ich habe ihn zum Kanzler von Łomża gemacht. Er ist vor kurzem gestorben, es ist derselbe, der 1749 gegen den Missbrauch der Militärgewalt gesprochen hat.

[2]) Das *liberum veto* entsprang dem Prinzip der Einstimmigkeit, wonach im Gesetz nur durch einstimmigen Beschluss der Land-

Um nun dieses überflüssige Amt eines Landboten zu erlangen, dessen winziger Erfolg besten Falles nur in der Opposition gegen einen wirklich gefährlichen Vorteil, den der Hof sich hätte zufällig erringen wollen, bestehen konnte oder darin, dass man bekannt wurde, sich an die Vertretung der Öffentlichkeit gewöhnte, in den nationalen Angelegenheiten (oder solchen, die dafür gehalten wurden) bewandert wurde und schliesslich sich die Wege zu den Stellen bahnen konnte, auf denen man wenigstens eines Tages tatsächlich Gutes wirken konnte, — um dieses erbärmliche Amt zu erlangen, musste man alle zwei Jahre einigen hundert Männern den Hof machen, die zufolge ihrer Geburt zwar das Recht hatten, sich Edelleute und Bodenbesitzer dieses oder jenes Distrikts zu nennen, von denen jedoch kaum die Hälfte lesen konnte; und von diesen dienten (oder hatten gedient) die meisten in den Häusern dieser selben Magnaten, die jetzt ihre Stimmen für sich oder ihre Kinder einsammelten. Während einiger Tage vor dem Landtag musste man vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit dieser Menge räsonieren, ihr Geschwätz bewundern, über ihre schlechten und guten Witze entzückt scheinen und zum Überfluss noch unausgesetzt diese schmutzigen und lausigen Gestalten umarmen. Zur Auffrischung musste man noch zehn- bis zwölfmal am Tage mit den einflussreichsten Männern des Bezirks konferieren, das heisst unter grösster Geheimnistuerei sich die Details ihrer kleinen

boten, des Senats und Zustimmung des Königs zustandekommen konnte. Der Widerspruch eines Einzelnen löste den Reichstag auf und hob alle auch einstimmig in der Session gefassten Beschlüsse auf. Anm. d. Herausg.

häuslichen Zänkereien anhören, die gegenseitigen Eifersüchteleien berücksichtigen, bei ihrer Ernennung zu den Ämtern des Distrikts vermitteln, sich mit ihnen beraten, wie viel und wem von diesen sehr edlen Wählern man bares Geld in die Hand drücken müsste, hierauf mit ihnen frühstücken, dinieren, soupieren, und zwar an ebenso unsauberen wie schlecht bestellten Tafeln, — das alles, um gar oft die Frucht all dieser Bücklinge, dieser Kosten und dieser Geduld in einem Augenblick durch irgend einen im Dienste des Gegners stehenden Tölpel vernichtet zu sehen, oft auch durch die persönliche Abneigung eines Menschen gegen deinen Kollegen, der dir im Landtag zugewiesen wurde, oder gegen einen der Hauptwürdenträger des Bezirks, der für dich agitiert hat und dem er dadurch die Berufung an den Hof zu hintertreiben versucht, indem es bekannt ist, dass der Magnatensohn, der als Landbote kandidiert, als Lohn für den gewährten Beistand beim Landtag sich dieser Beförderung annehmen muss.

Glinka nahm mich unter grossen Freuden- und Respektsbezeugungen in seinem Hause auf, hielt jeden Morgen und jeden Abend eine Ansprache an mich, um mir zu sagen, dass er „der glücklichste aller Menschen sei, weil er in meiner Person ein köstliches Kleinod besitze, das der Bezirk von Łomża unbedingt in die wertvolle Fassung der Landbotenschaft bringen müsse, um auf dem nächsten Reichstag den ganzen sarmatischen Horizont zu erleuchten".

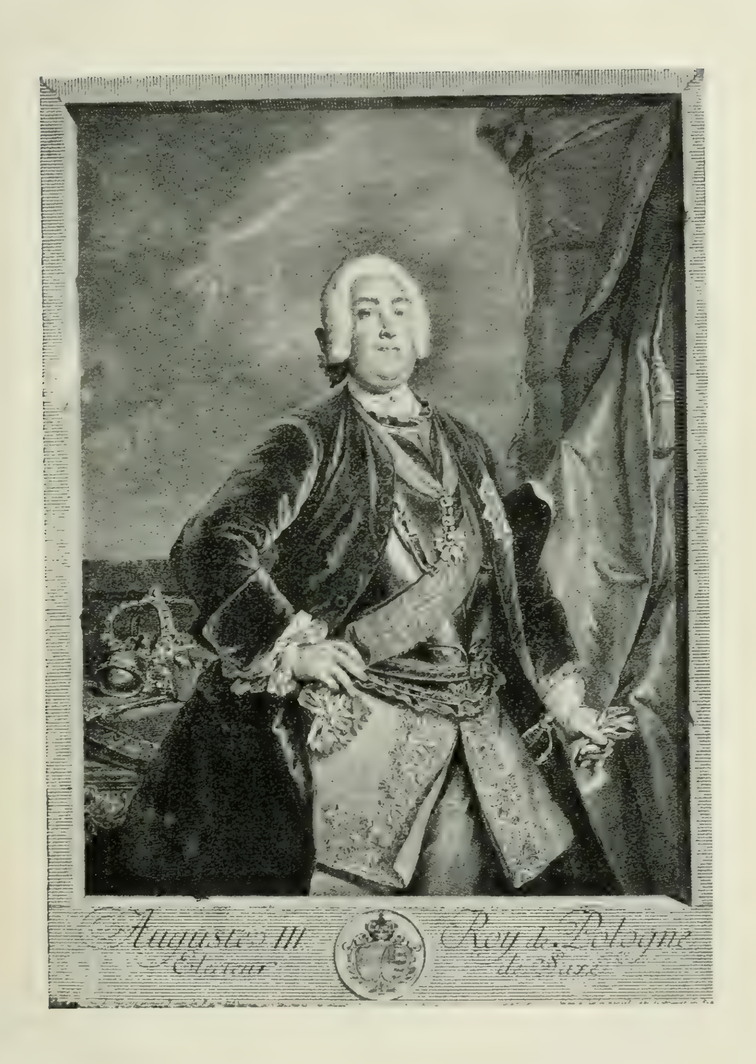
Diesen ärmlichen Tiraden musste ich ungefähr im gleichen Stil erwidern, wohl an die zwei- bis dreihundert Mal während der acht Tage, da Herr Glinka mich in seinem Besitz hatte und in seinem Bezirk

von Tür zu Tür führte, um die Zusagen aller Wähler einzusammeln. Endlich war ich Landbote *unanimo voto*, zusammen mit dem Starosten des Ortes, Przymieski.

Darauf führte mich Glinka in das Haus des Starosten von Makow; das war mein härtester Tag. Der alte, gichtische, unbewegliche Starost lebte nur beim Trinken auf; seine Frau war der Gegenstand der heissesten Wünsche meines Herrn Glinka, der, selbst Witwer, hoffte, dass auch sie bald verwitwet sein würde; in der Zwischenzeit hatte er seine Tochter aus erster Ehe bei ihr untergebracht, ein achtzehnjähriges, fettes, rosiges Mädchen, eine wirkliche „Kunigunde“, die, nebenbei erwähnt, an dem sehr heissen Augusttag ein schönes Kleid aus schwarzem Samt mit rosa Plüschbesatz angezogen hatte.

Glinka schlug den beiden Damen einen Ball vor, mit uns zwei Paaren als Quadrille und dem alten Gatten als Zuschauer. Der Tanzplatz war eine Art hölzerner Säulenhalle, zwölf Fuss im Quadrat, von vier Pfeilern getragen, wo die Familie vor der Tür des Hauses auf den halb verfaulten Brettern Luft zu schöpfen pflegte. Der Starost setzte sich in eine Ecke, eine verstimmte Violine besetzte die andere Ecke, Glinka und ich, wir tanzten abwechselnd mit den Damen, von abends sechs bis morgens sechs. Nach jedem Tanz leerte Glinka ein volles Glas bis zur Nagelprobe auf das Wohl des Starosten, der alte Starost kam ihm getreulich nach, stets auf mein Wohl, und da ich nicht trank, verbeugte ich mich vor ihm.

Nein, hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, ich hätte es nicht für möglich gehalten. Der Zeiger machte die Runde, und Glinka hörte nicht auf zu tanzen und zu trinken; dreimal jedoch verringerte


Auguste III Roy de Pologne
Electeur de Saxe



er bereits den Umfang seiner Toilette, bat mich aber jedesmal ganz demütig um Entschuldigung; zuerst legte er seinen Gürtel ab, dann seinen Rock, dann seinen Żupan oder die Weste; schliesslich war er im Hemd, und nun legte er zum Akkompagnement seiner weiten polnischen Hosen und seines kahlen Kopfes den Frisiermantel der Dame des Hauses an, die dieser artigen Possierlichkeit Beifall klatschte. Um sechs Uhr morgens bat ich um Gnade; nur mit Mühe gelang es mir, die Erlaubnis zu erhalten, mich in ein anderes Zimmer zurückzuziehen; kaum hatte ich mein Hemd gewechselt, da überfiel mich von neuem die Dame des Hauses mit meinem Führer und dessen Tochter; beinahe kniefällig bat ich, mich wenigstens aufatmen zu lassen, und bekam endlich die Erlaubnis, nach dem Diner nach Warschau zurückkehren zu dürfen.

Ich war noch nicht über die Umzäunung des Edelhofes hinausgekommen, da brach eine Achse meines Wagens: jetzt sah ich mich verloren; Verzweiflung packte mein Herz; doch Glinka bot mir grossmütig seinen Wagen an, nur allzu glücklich, dass er einen Vorwand hatte, bei seiner Dame zu verweilen.

Ich dagegen verfolgte meinen Weg durch die Tannen und den Sand dieses elenden und so ärmlichen Bezirks, wo wörtlich genommen meine Pferde und ich beinahe verhungert wären; ich nenne die Pferde zuerst, denn die erste Frage, die mein Vater nach meiner Rückkehr an mich richtete, betraf sie. Mein Vater hatte eine Leidenschaft für Pferde; er hatte mir vor kurzem ein Lieblingsgespann überlassen; als er erfuhr, dass das schönste der sieben Pferde auf dieser traurigen Pilgerfahrt eines plötz-

lichen Todes gestorben war, vergass er für eine Viertelstunde, dass ich die geheiligte Würde eines Landboten bekleidete, um mir zu prophezeien, aus mir würde nie ein anständiger Mensch werden, da ich nicht verstand, ein Geschenk zu hüten, und vor allem nicht verstand, solche hervorragende Pferde zu schonen, deren Verdienst, edle Abstammung und alle besonderen Tugenden mir in jenem Augenblick vorgehalten wurden; es war eine unangenehme Viertelstunde, aber schliesslich war ich weit von Łomża, schon hatte mich Herr Glinka nicht mehr unter seiner Fuchtel und ich war glücklich; denn das Böse, das vorbei ist, wandelt sich in Gutes.

VIERTES KAPITEL

DURCHREISE DES KÖNIGS IN BIAŁYSTOK IM JAHRE 1752. — JAGD AUF AUEROCHSEN. — DAS ABENTEUER VON CHOROSZCZA. — REICHSTAG VON GRODNO 1752. — BESCHREIBUNG DES LEBENS IN GRODNO. — BESCHREIBUNG DES HAUSES RADZIWIŁŁ. — HEIRAT DES GENERALWACHTMEISTERS PRINZEN LUBOMIRSKI. — UMRISSE DES PORTRÄTS DER GROSSMARSCHALLIN. — MEINE ABREISE IM JAHRE 1753. — ICH NEHME DIE PRZEMYŚLER STAROSTEI AN. — DURCHREISE DURCH UNGARN. — ZWEITER AUFENTHALT IN WIEN. — FLEMMING, KAYSERLING, WILLIAMS. — KRANKHEIT DES LETZTEREN. — ANKUNFT UND PORTRÄT DES FÜRSTEN KAUNITZ. — PORTRÄT MARIA THERESIAS. — MEINE ANKUNFT IN SACHSEN. DAS LAGER VON IBICKAU. — MEIN STREIT MIT LICHTENSTEIN. — MEINE REISE MIT WILLIAMS. HANNOVER. — IM HAAG. — SIR YORKE, GESANDTER ENGLANDS. GRAF BENTINCK. FÜRST LUDWIG VON BRAUNSCHWEIG. DAS TRIUMVIRAT. — DER GERICHTSSCHREIBER FAGEL. DER ADMIRAL SHRYVER. DIE BEIDEN BÜRGERMEISTER HOP UND DE DIEU. — KAUDERBACH. DER JUDE SVASSO. — CRÖNING.

Ich war kaum zwei Wochen in Warschau, da musste ich schon an meine Reise nach Grodno denken.

Kurze Zeit vor der Ankunft des Königs traf ich in Białystok ein. Man liest in der Geschichte, der Herzog d'Epernon hätte den Hof Ludwigs XIII. durch die Pracht des Empfanges entzückt, den er ihm in seinem Schlosse Cadillac bereitete; der französische Gesandte Graf de Broglie, der kurz vorher in Polen angekommen war, staunte über den Empfang, den der Grosshetman Branicki König August III. in Białystok bereitete.

Der König und sein ganzer Hofstaat wurden mehrere Tage lang vom Grosshetman logiert, beköstigt und herumgefahren; unter anderem bereitete er dem König auch eine Festlichkeit in Choroszcza ganz nach seinem Geschmack.

Eine Menge wilder Tiere wurde in Käfigen nach den Baumgruppen dieses reizenden Parks gebracht; dort mussten sie auf schmalen, von Seitenwänden umschlossenen Bretterstegen bis zu den Wipfeln der Bäume, die den Kanal umrahmen, hinaufsteigen; oben war eine Falle, durch die sie von einer Höhe von dreissig Fuss ins Wasser hinabfielen und so dem König Gelegenheit gaben, wenn er Lust hatte im Flug Wölfe, Wildschweine und Bären zu schiessen;

Jagdhunde erwarteten sie am Fusse der Bäume, um sie auf dem Boden und auf dem Wasser zu verfolgen, bis der König zu schiessen geruhte. Einer von diesen Bären traf auf ein Boot und kletterte, um sich vor den Hunden zu retten, auf den Bug; ein junger Mann, Rzewuski mit Namen, ein Bruder des Marschalls (er starb später in Wien), und Saul, der erste sächsische Beamte aus dem Bureau der auswärtigen Angelegenheiten, drängten nach dem anderen Ende des Bootes, zum Bootsmann, der das Steuer führte; das Boot wankte, überschlug sich und man sah, wie der Bär zum zweiten Mal im grossen Bogen durch die Luft flog und neben den Herren ins Wasser fiel, die mit dem Schrecken davonkamen; über diesen Zwischenfall amüsierte sich der König ausserordentlich.

Auf dem Wege von Białystok nach Grodno, im Forste von Białowież, der zur Grodnoer königlichen Ökonomie gehörte, war ich im Gefolge des Königs Zeuge einer anderen seltsamen Jagd, die an keinem anderen Orte in Europa stattfinden kann, nämlich einer Jagd auf wilde Stiere oder Auerochsen; in Europa kommen sie ausser in diesem Walde nur noch im brandenburgischen Preussen vor.

Über dreitausend Bauern umstellten den Wald, der einen Umfang von einigen Meilen hat, und trieben eine ganze Herde dieser Tiere, an die vierzig Stück, nach einem mit Leinwand umspannten Gehege von ungefähr vierhundert Fuss Durchmesser; in der Mitte dieses Geheges war eine geschützte Erhöhung errichtet, von dort konnte der König gefahrlos nach ihnen schiessen. Der König, die Königin und deren beide Söhne Xaver und Karl bedienten sich hierzu gezogener Büchsen von so grossem Kali-

ber, dass ich sah, wie einem der grössten Auerochsen durch einen einzigen Schuss beide Schulterblätter durchbohrt wurden. Die Elentiere, die auch getrieben wurden und die man mit denselben Büchsen schoss, schienen ein zäheres Leben zu haben, obgleich den Auerochsen eine fabelhafte Kraft zugeschrieben wird; so wurde ein Elentier von elf Kugeln dieser fürchterlichen Büchsen durchbohrt und lebte doch noch zwei Stunden; die Auerochsen indessen verendeten viel rascher, manchmal auf den ersten Schuss. Ich wunderte mich über den Mangel an Wildheit bei diesen Tieren, die meisten von ihnen liessen sich von Männern, die nur mit langen Stangen bewaffnet waren, nach dem Eingang des Geheges treiben.

Ein Elenhirsch war der Held des Tages; er betrat das Gehege mit seinem Weibchen, begattete es in Gegenwart des Königs und der Königin, die sich vergeblich bemühten, ihre Blicke abzuwenden, und kehrte heil und unversehrt in das Dickicht des Waldes zurück, mitten durch die Schar der tausend Zuschauer, in deren Nähe er sich stets hielt, so dass der König nicht auf ihn schiessen konnte. Nach beendeter Jagd begab man sich nach Grodno.

Dieser Reichstag vom Jahre 1752, von dem sich keine der hochstehenden Persönlichkeiten einen Erfolg erhoffte noch einen solchen wünschte, interessierte indessen alle Parteien infolge eines Umstands: nach dem Tode des Grosskanzlers von Litauen Sapieha handelte es sich nicht allein darum, dessen Stelle mit dem Vizekanzler Prinzen Czartoryski zu besetzen, es musste auch noch die Stelle des letzteren besetzt werden.

Die beiden hauptsächlichsten Bewerber waren

wiederum zwei Sapiehas: der Woiwode von Podlesien, ein Schwiegersohn des Fürsten Czartoryski, und der Woiwode von Mścisław, den der Grosshetman Branicki, die Radziwiłłs, die Potockis und alle unsere Gegner begünstigten; Mniszech, Brühls Schwiegersohn, der bereits gegen uns arbeitete, und der Gesandte Frankreichs agitierten für den Woiwoden von Mścisław. Dennoch blieb mein Onkel Sieger, indem er zum Grafen Brühl ging und sagte:

„Das Gesetz verlangt, dass die Siegel erst nach der Wahl des Reichstagsmarschalls und auf die Empfehlung der Landboten hin übergeben werden; wenn ich nicht vorher das unterzeichnete Privileg für meinen Schwiegersohn bekomme, beteuere ich Ihnen, dass kein Marschall gewählt wird; da es aber keinen gültigen Reichstag ohne Marschall gibt, wird die diesjährige Reise des Königs nach Grodno umsonst unternommen worden sein und wird ihn zwei Jahre später nicht von dem gleichen Frondienst entbinden, um dem Gesetz Genüge zu tun, das ja auch verlangt, nach zwei Reichstagen in Warschau müsse ein dritter in Grodno abgehalten werden."

Das war die furchtbarste Drohung für diesen sächsischen Hof, der sich schon nach Warschau nur unwillig begab, für den aber die Reise nach Litauen der Gegenstand doppelter Ausgaben, Beschwerlichkeiten und Verdriesslichkeiten bildete. Das brachte dem Schwiegersohn des Fürsten Czartoryski die Siegel ein; sein Vorgehen bei dieser Gelegenheit war sicher kein patriotischer Akt und erschien doch entschuldbar in den Augen eines jeden, der an dem Zustandekommen dieses Reichstags zweifelte; indessen war auch die Wahl des Woiwoden von Podlesien

dem Allgemeinwohl nützlicher als die seines Cousins, der, was persönliche Qualitäten anlangte, weit unter seinem Mitbewerber stand.

Solange diese Angelegenheit im geheimen von dem Kabinett noch nicht entschieden war, beliess man den Mitgliedern des Reichstags, die in das Geheimnis nicht eingeweiht waren, wie gewöhnlich die Freiheit, allerlei Ansprachen zu halten, ohne Ziel und Zweck, nur um die Höflinge zu unterhalten und die Zeit totzuschlagen. Es geschah, dass ein gewisser Chojecki, Landbote der Kiewer Woiwodschaft, von der Partei der Potockis, über irgend etwas eine Ansicht äusserte, die mir unrichtig schien; ich wagte zum erstenmal öffentlich und unvorbereitet zu sprechen, um dieser Ansicht entgegenzutreten. Ich schien das Recht auf meiner Seite zu haben und die Gunst des Tages bei der Versammlung. Es kam zu keinem effektiven Ergebnis, immerhin gewann ich dadurch Mut und wurde etwas bekannt, — und das war die einzige Frucht meiner Bücklinge in Łomża.

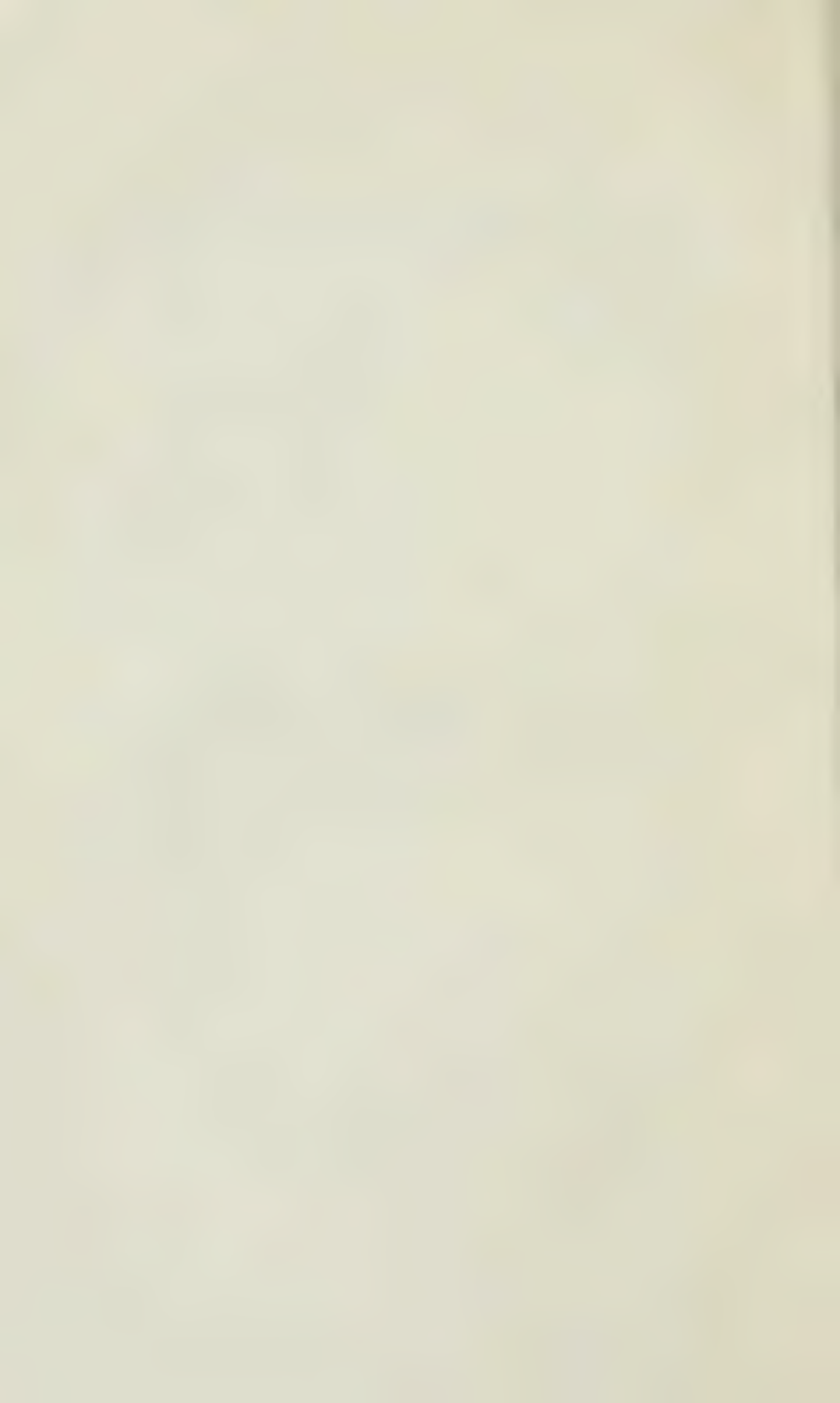
Am nächsten Tage wurden die Siegel überreicht und am übernächsten sprengte ein Landbote aus Rawa, Morski mit Namen, vom Hofe selbst bestochen, feierlich durch ein Schriftstück den Reichstag, und Massalski[1]), der allein deshalb zum Marschall dieses Reichstags erwählt worden, damit die Siegel überreicht werden konnten, hielt der Sitte gemäss eine schöne Ansprache, als wäre er ganz erstaunt über die Sprengung dieses Reichstags, und der König reiste ab, entzückt, dass er nur zwei Wochen hatte in Grodno bleiben müssen.

[1]) Anm. des Königs: Schatzmeister des litauischen Hofes, Sohn des Feldhetmans.



Choroszcza, Residenz der Branickis

(Phot. Anderle, Krakau)



War auch die politische Seite dieses Reichstags traurig für jeden guten Polen, bei der Erkenntnis, dass alle Parteien sich zusammengetan hatten, um den Staat zu einer völligen Nichtigkeit herabzudrücken, so war doch der Aufenthalt in Grodno während der kurzen Zeit, die er dauerte, ebenso lustig wie seltsam.

Man muss sich eine sogenannte Hauptstadt vorstellen, in der es ausser dem Königspalast nur noch zwei Privathäuser aus Backsteinen gab; alle anderen waren aus Holz; so schlecht sie sonst beschaffen waren, enthielten sie in der Mehrzahl irgend einen auffallenden und um so merkwürdigeren Luxus, als er von Armut und Ungeschliffenheit umgeben war. Unter anderem meinte jede litauische Dame, sie könnte in Grodno nicht geziemend auftreten, wenn sie nicht ein grosses, reich mit Tressen besetztes Bett hätte, während die Wände ihrer Zimmer in der Mehrzahl ganz nackt waren. Eine habe ich gesehen, die, um alle anderen zu übertreffen, zwei enorme Betten in zwei verschiedenen Zimmern hatte, das eine mit Tressen, das andere aus reich besticktem Stoff, wie ein Baldachin. So war sie der Gegenstand des allgemeinen Neides; besonders beneidete sie ihre Schwägerin, deren einziges aber reich mit Tressen besetztes Bett im ganzen Hause kein Zimmer gefunden hatte, welches gross genug gewesen wäre, um es aufzunehmen; so ragte der vordere Teil ihres Bettes durch die Tür ins andere Zimmer hinein und diente als Kanapee.

Aber in diesen Holzpalästen oder, um sie mit dem richtigen Namen zu benennen, in diesen Hütten wohnten sehr schöne Frauen, sehr gastfreundliche Männer, und man tanzte darin jeden Tag; besonderer Gunst

erfreuten sich die Warschauer, die von diesen sich als Provinzler fühlenden Leuten mit unterwürfiger Ehrerbietung empfangen wurden.

Ich war mit dem Chevalier Williams im Hause des Grafen Flemming untergekommen, und wir brachten alle Abende genau so zu, wie vor einem Jahr in Hubertusburg. Eines Tages begaben wir uns zu dritt zu der Versammlung beim Fürsten Radziwiłł, dem Woiwoden von Wilno und Grossherzog von Litauen, der soeben in aller Eile sein geräumiges Palais fertiggestellt hatte; dieses und das Palais Sapieha waren die zwei einzigen Backsteinbauten in Grodno.

Mit Recht sagte man damals, dieses Haus sei in jeder Beziehung ein Prachtspital: die grösste Unordnung, der widerlichste Unrat neben den kostbarsten Gegenständen und grenzenlosem Überfluss. Ohne Geschmack und Sachkenntnis, wollte er unbedingt für einen Kenner gelten; mit der lächerlichsten Eitelkeit erzählte er bei jeder Gelegenheit die wunderlichsten Dinge und die komischsten Lügen über die Grösse seiner Ahnen und über seine eigene Grösse; aber er war wenigstens nicht grausam und blutdürstig, wie sein Bruder, und auch kein wilder und blöder Säufer, wie sein Sohn; im Gegenteil, er liebte die Konversation, die Freude und hätte es gerne gesehen, dass die ganze Republik tagtäglich bei ihm dinierte und soupierte, wenn man ihm nur Verehrung entgegenbrächte. Er war entzückt darüber, dass jeder bei ihm den Herrn spielen konnte, und keiner liess es sich nehmen; es konnte jeder nach Belieben befehlen und gehorchen.

Um den grossen Saal seines Palais auszuschmücken, hatte er es sich ausgedacht, eine Reihe von Porträts

der polnischen Könige, die er weiss Gott von wem geerbt hatte, in allen Ecken und Enden des Saales aufzuhängen; wenn der bestimmte Raum jedoch schmaler war als die Porträts, schnitt er ihnen ohne alle Umstände Arme und Schultern ab und liess sie ihnen schmächtiger wieder anmalen, zum Schaden des betreffenden Körpers, um sie wohl oder übel an den für sie bestimmten Plätzen unterbringen zu können. Man kann sich leicht die kläglichen Mienen dieser abgemagerten Könige vorstellen, welche der gute Fürst jedoch uns als Chefs-d'œuvre vorführte.

Nachdem wir uns auf seine Kosten lustig gemacht hatten, gingen wir auf irgend einen Ball, blieben aber auf der Treppe stehen, um uns das Souper anzusehen, das gerade hinaufgetragen wurde; es war wirklich sehenswert, und ich versichere dem Leser, dass ich ihm keine Märchen auftische. Ein riesengrosser Haiduck ging an uns vorbei mit einer mächtigen Schüssel voll Spinat, in dessen Mitte drei kolossale Stücke gespickten Kalbfleischs wie drei Inseln schwammen; der Haiduck hatte, wie übrigens der ganze Hofstaat Seiner Hoheit, seit langer Zeit keinen Lohn mehr bekommen, lebte aber von seiner Schlauheit; das Kalbfleisch verlockte ihn, er kämpfte eine Zeitlang, aber schliesslich ging es ihm wie jedem Sünder seit Adam, — nach begangener Schuld überkamen ihn Gewissensbisse, und um sie zu verdecken breitete er mit seiner Hand wie mit einer Kelle den Spinat über die von dem verschlungenen Kalbfleisch entblösste Stelle. Als wir das sahen, beglückwünschten wir uns zu unserem Entschluss, anderswo zu soupieren; tausend ähnliche und ebenfalls wahre Züge könnten zwar nicht den Roman, jedoch die

komische Geschichte dieses Hauses Radziwiłł ergeben. Alles, was wir in Grodno sahen, erschien uns so lustig und ungewöhnlich, dass wir noch acht Tage länger dort blieben, dann kehrte ich nach Warschau zurück.

So ernst der Zweck dieses Werkes ist, gestatte ich mir nichtsdestoweniger, es hier und dort zu erheitern, nicht allein um mir meine Arbeit zu erleichtern, aber vielmehr deshalb, weil die Ausmalung einzelner Details zum Verständnis der Sitten und des Geistes jener Zeit und jener Leute, von denen ich spreche, beitragen kann.

Nach Warschau zurückgekehrt, sah ich eine Entscheidung herannahen: die Tochter des Woiwoden von Ruthenien sollte sich mit dem Fürsten Lubomirski vermählen, der zu jener Zeit noch Generalwachtmeister war; heute ist er Grossmarschall der Krone.

Sein Vater hatte ihm nur ein geringes Vermögen hinterlassen; zwei Jahre Turiner Akademie, einige kleine Reisen, hierauf ein geringer Anteil an der Kampagne in Böhmen, dann der Kämmererdienst beim König und die ausgezeichnete Gesellschaft des Lubomirskischen Hauses in Dresden, — das alles zusammen machte seine Erziehung aus. Nach Polen zurückgekehrt, liierte er sich mit der Woiwodin von Ruthenien, seiner leiblichen Cousine, die von all ihren Verwandten ihn am meisten zu bevorzugen schien. Sie veranlasste ihren Gatten, diesen Lieblingscousin in sein Haus zu nehmen; er setzte ihm sogar eine Rente aus und bekümmerte sich um seine Bildung.

Bald hatte die Öffentlichkeit ihn zum Schwiegersohn des Woiwoden von Ruthenien bestimmt. Die Woiwodin erfuhr als letzte, dass er es wirklich wer-

den sollte, und sie äusserte lange Zeit hindurch eine ganz auffallende Unzufriedenheit, die hauptsächlich auf ihre Tochter zurückfiel; diese hatte um so mehr Grund, sich darüber zu kränken, als sie den Fürsten nur widerwillig heiratete und nur um dem Willen ihres Vaters zu genügen; niemals offenbarte es sich deutlicher als jetzt, dass es für den Woiwoden von Ruthenien kein Hindernis gab, wenn etwas seinen Absichten gemäss geschehen sollte, denn sogar bei seiner geliebten Tochter, dem offenkundigen und einzigen Gegenstand seiner Nachgiebigkeit, übte er Zwang aus.

Als seine Tochter fünfzehn Jahre alt geworden war, hatte der Woiwode von Ruthenien sich täglich zwei bis drei Stunden mit ihr zu unterhalten begonnen und ihr nicht nur die zärtlichsten Aufmerksamkeiten erwiesen, sondern sie auch in jeder Beziehung als ein Wesen behandelt, das im Mittelpunkt seiner Achtung und seiner Liebe stand, so dass dieses Wesen (wenn man so sagen kann) aufhörte jung zu sein; zu früh wurde sie von den Vergnügungen und der Gesellschaft ihres Alters losgerissen. Diese Frühreife, die sie über die ganze Jugend ihrer Zeit hinaushob, sollte ihr in der Folge manchen Schmerz verursachen.

Prinzessin Isabella Czartoryska wurde von der Wiege ab im Hause ihrer Mutter auferzogen, bei der sich täglich alle Enkelkinder versammelten; die grösste gegenseitige Sympathie von allen brachten wir uns entgegen, die Prinzessin Isabella und ich. Nach und nach wurde daraus eine enge und sehr zärtliche Freundschaft, die während vieler Jahre meines Lebens zur liebsten Gewohnheit meines Herzens wurde. Als ihr Vater sie als erwachsenes Mädchen

zu behandeln begann, war ich ausser ihm der einzige, mit dem sie den vertrauten Ton der Zuneigung aufrechterhielt. Als ihr Vater die Ursache ihres Widerwillens gegen den Mann, den er ihr erwählt, zu erforschen trachtete, sprach er auch von mir als von einem Menschen, mit dem sie nicht glücklich werden könnte; dieselbe Ansicht äusserte er auch ihrer Mutter gegenüber, die darüber mit meiner Mutter sprach; infolgedessen beschlossen meine Eltern, mich reisen zu lassen. Sie gingen dabei von der Maxime aus, es sei besser, wenn ein junger Mann wiederholt auf Reisen gehe, in der Zwischenzeit aber immer wieder zur heimatlichen Scholle zurückkehre, als wenn er auf einmal eine einzige grosse Reise unternehme. Ich hatte noch Frankreich und England kennen zu lernen, ohne von Italien zu sprechen, und es konnte mir von Nutzen sein, die Orte, die ich bereits einmal gesehen, nach einer gewissen Zeit ein zweites Mal wiederzusehen. Ich reiste ungern ab, jedoch ich musste gehorchen.

Zuerst schickte man mich nach Przemyśl, um dort die Gerichtsstarostei zu übernehmen, die mein Vater kurz vorher für mich gekauft hatte, und zwar vom Prinzen Jérôme Radziwiłł, dem litauischen Grossfähnrich und Bruder jenes Radziwiłł, dessen Palast ich vor kurzem in Grodno gesehen hatte.

Von dort aus begab ich mich Ende März des Jahres 1753 nach den Karpathen und überschritt jenen Teil dieser Berge, den man den Beskid nennt; dann schlug ich über Eperies, Kaschau und die Zips jenen Weg ein, den man später, während des Krieges vom Jahre 1756, den Weg der Kuriere genannt hat, denn er war damals der einzige, auf dem die Verbindung

zwischen Wien und Petersburg aufrechterhalten werden konnte.

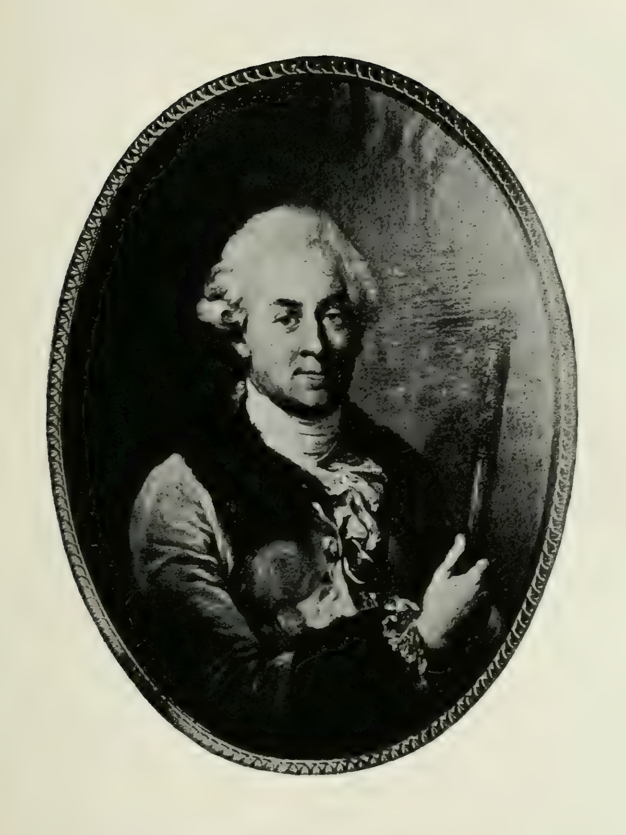
In diesem Teil Ungarns ist die natürliche Sprache der Einwohner ein beinahe polnisches Slowenisch, aber sie sprachen auch fast alle, sogar die Frauen, irgend ein schlechtes Husaren-Latein und zwar so gewandt wie ihre eigene Sprache; auf einer Station, wo ich mein Mittagessen verzehrte, hörte ich, wie die Hausfrau mit lateinischen Worten ihrem Hund befahl, in das Rad des Bratspiesses zu steigen, und der Hund gehorchte.

Ich setzte meine Reise über Pressburg nach Wien fort, wo ich den Chevalier Williams antraf, den sein Hof mit einer besonderen Botschaft hierher gesandt hatte, und den Grafen Flemming, der neuerdings vom König August III. als Minister von Sachsen hinbeordert worden war. Ihre Gesellschaft, ihr Verdienst und die Freundschaft, die sie mir bezeugten, gaben mir in Wien ein Relief, das ich bei meiner ersten Anwesenheit dort nicht gefunden hatte. Es war mir noch die Annehmlichkeit beschieden, den Grafen Kayserling als russischen Gesandten anzutreffen, denselben, der früher bei uns gewesen war. In Wirklichkeit lebte er nur mit den hervorragendsten Gelehrten, man konnte ihn fast nur bei sich zu Hause sehen, er ging beinahe nie zu Hof und sprach nur dann mit den Ministern, wenn eine Angelegenheit unbedingt sein persönliches Dazwischentreten erforderte. Dieses Verhalten brachte ihm in Wien den Ruf ein, er sei ein Mann, der sich ganz in seine Bücher vergrabe und die Geschäfte weder liebe noch sich um sie bekümmere; es war aber nur die Maske einer sehr aufmerksamen Beobachtung, die durch unterirdische Spionage handelte.

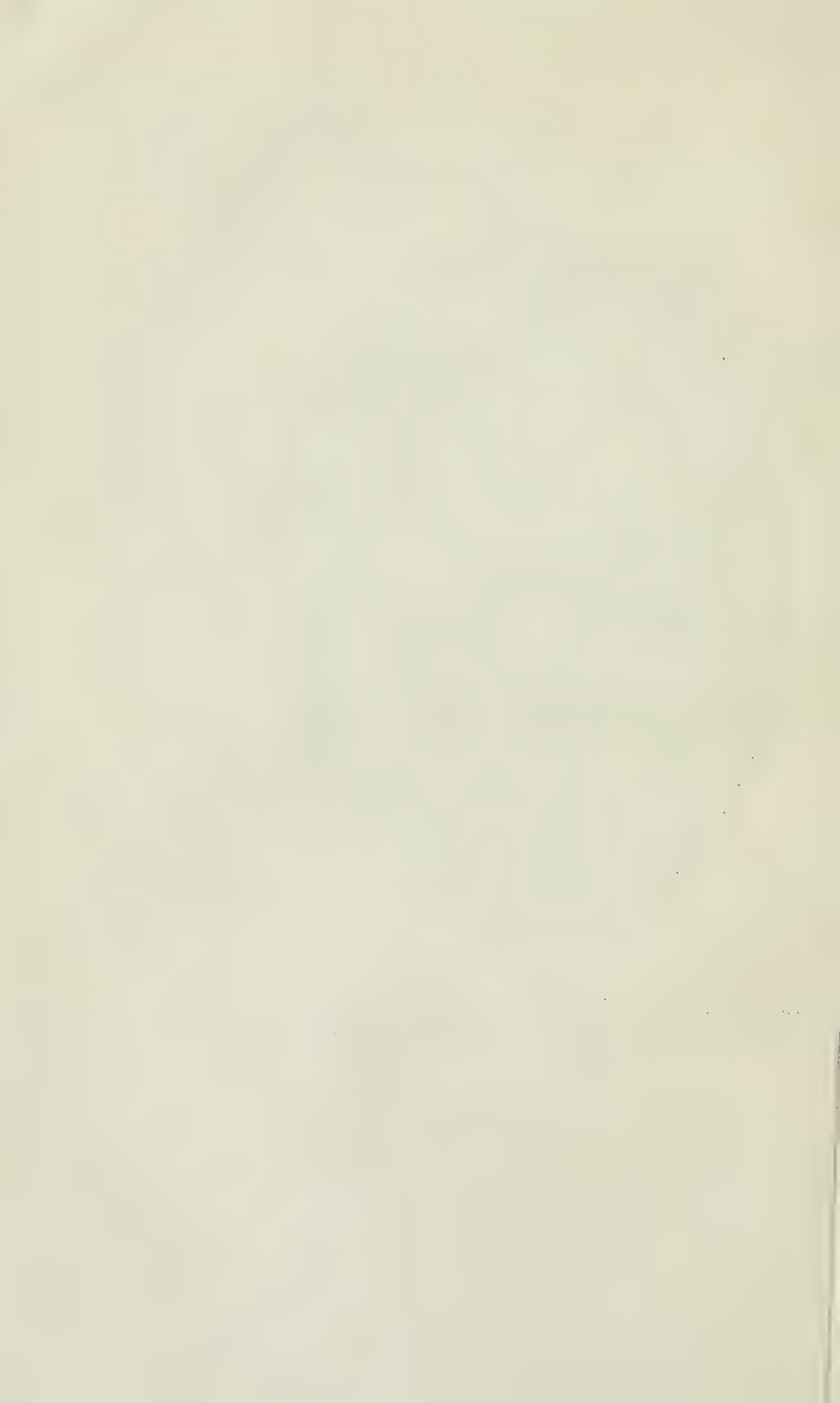
Er, Flemming und Williams waren die Menschen, die ich diesmal in Wien am häufigsten sah. Letzterer verfiel in eine gefährliche Krankheit, ich hatte Gelegenheit, ihm während derselben wiederholt Dienste zu leisten, die ein weiteres Band seiner Freundschaft für mich bilden sollten.

Ein bedeutsames Ereignis beschäftigte damals ganz Wien und je nach den verschiedenen Stufen ihrer Beziehungen zu Wien auch einige andere Hauptstädte.

Graf Kaunitz war von seinem französischen Gesandtschaftsposten abberufen und zum Hofkanzler ernannt worden, das heisst zum Leiter des Departements der auswärtigen Angelegenheiten. All die guten und schlechten Porträts dieses neuen Ministers, alle Voraussagen über seine Geschäftsführung dienten gleichzeitig meiner Belehrung und meiner Unterhaltung. Die meisten Österreicher vom alten Schlag, die mit dem Hass gegen den Namen Frankreich genährt worden waren, bejammerten das Schicksal ihres Staates, der ihrer Meinung nach nunmehr neuen Maximen und neuen Sitten ausgeliefert werden musste unter einem Minister, der in Wien in seiner Rede, seinem Gebaren und seinem Geschmack ganz französisch zu sein schien, während er absonderlicherweise in Paris mit Vorliebe sowohl die Fehler der Franzosen aufgedeckt als auch ihr Entgegenkommen abgelehnt hatte; dieses Entgegenkommen war einem Fremden gegenüber ganz aussergewöhnlich, besonders einem so hochgestellten Fremden gegenüber, von so absonderlichem Gebaren, der durch verschiedene Schrullen viel Stoff zur Lächerlichkeit bot. Das Ansehen, das er während seiner Gesandtschaft in Frankreich dort ständig genossen hatte, —



Stanisław Lubomirski, Grossmarschall der Krone
(Phot. Anderle, Krakau)



und zwar unmittelbar nach einem für Österreich unglücklich ausgegangenen Krieg gegen Frankreich — bewies jedoch, dass diesem Manne wirkliches Verdienst eignen musste; er hat es seither der ganzen Welt bewiesen, und heute gestehen es ihm sogar jene Leute zu, die ihn am wenigsten lieben.

Man hat es als einen der grossen Züge von Maria Theresias Charakter und Regierung angesehen, dass sie Herrn von Kaunitz zu schätzen und an die richtige Stelle zu bringen gewusst, aus eigenem Antrieb und trotz all der Stimmen, die gegen ihn sprachen, dass sie ihn darauf festgehalten hat, ohne dass er sich jemals auch nur im geringsten bemüht hätte, durch besondere Anstrengungen sich das Wohlwollen seiner Standesgenossen zu erringen noch durch eine scheinheilige Handlung sich das Wohlwollen seiner devoten Fürstin zu bewahren. Sie versuchte einigemal, ihn ihre Missbilligung fühlen zu lassen, weil er Schauspielerinnen aushielt. Er erwiderte beständig:

„Ich habe meiner Kaiserin und Königin Rechenschaft abzulegen über meine Haltung als ihr Minister, als ihr Untertan, aber sonst in keiner Weise. Wenn meine Fürstin mit meinen Diensten nicht zufrieden ist, werde ich Arbeit und Geschäfte mit Freuden aufgeben und mich auf meine Grafschaft von Rietberg zurückziehen."

Eine solche Antwort hätte einen Minister, über dessen Stelle Madame de Maintenon zu bestimmen gehabt hätte, an die Luft gesetzt. Herr von Kaunitz hat sich sogar erlaubt, die Hofetikette ausser acht zu lassen; den Offizieren, die ihn darauf aufmerksam machten, weil sie glaubten, es sei aus Unachtsamkeit

geschehen, sagte er: „Dorthin, wo mein Muff nicht mitgehen kann, will ich selbst nicht mehr hingehen.“

Seit neunzehn Jahren steht Kaunitz nunmehr im Amte und scheint bestimmt zu sein, es nicht bald zu verlassen. Und sollte ich als Untertan geboren werden und hätte unter allen jetzt lebenden Herrschern zu wählen, so wäre Maria Theresia meine Königin. Bei ihrer Thronbesteigung fand sie die Truppen und die Finanzen ihres Staates ganz zerrüttet vor. Inmitten dreier fast stets unglücklicher Kriege hat sie beide wiederhergestellt und auf eine höhere Stufe gebracht, als sie sie je unter einem ihrer Ahnen eingenommen hatten, und doch werden ihre Untertanen nicht unterdrückt; sie ist freigebig; fast alle öffentlichen Gebäude Wiens, fast alle Wege ihrer Provinzen sind durch sie errichtet oder erneuert worden, und dennoch ist sie reich, und sie beweist es durch grosse und häufige Geschenke; sie ist fromm, sie hat sich nie zu Schwachheiten hinreissen lassen, die gegen ihre Prinzipien gewesen wären, und doch ist sie nicht nur sanft und mitfühlend, sondern sie hat auch die Anmassungen der Kirche beschnitten, sie hat die Erziehung und Bildung der Jugend in all ihren Staaten gebessert. Ihre Politik war geschickt, jedoch ohne Falschheit, wenigstens bis jetzt; sie hat nur zur Verteidigung Krieg geführt. So ist ihr auch das Glück beschieden, von ihren Untertanen wirklich geliebt zu sein. Während dreissig Jahren ihrer Regierung ist keine Handlung bekannt geworden, welche die Gerechtigkeit verletzt hätte.

Möchte doch ein so schönes Beispiel sich nicht mehr widersprechen und sich zur Nacheiferung der

Nachwelt rein erhalten! Und möge mein Vaterland sich nie über die Unstetigkeit menschlicher Tugenden zu beklagen haben[1]).

Einige Tage nach dem Amtsantritt des Fürsten Kaunitz verliess ich Wien, um mir das Lager der sächsischen Armee vor Dresden anzusehen.

Es ist wahrscheinlich, dass Graf Brühl schon damals den Österreichern und den Engländern zeigen wollte, dass es noch eine sächsische Armee gab und dass sie sogar sehr schön war, — den ersteren, um sich ein gewisses Ansehen zu sichern, das im Falle eines Unglücks Sachsen eine Verbindung und eine Protektion gegen den König von Preussen einbringen sollte, — den anderen, um sich Subsidien zu verschaffen, denn die Engländer glaubten damals, sie müssten selbst in Friedenszeiten von ihnen besoldete Truppen in Deutschland unterhalten. Da jedoch vier Dragonerregimenter der sächsischen Armee fast immer und auch damals sich in Polen in der Ökonomie des Königs befanden, — trotz der *pacta conventa*[2]), durch welche August III. sich verpflichtet hatte, in Polen niemals mehr als 1200 Mann sächsischer Truppen zu halten, — waren alles zusammen im Lager von Ibickau, das drei Wochen dauerte, nur ungefähr 14000 Mann vorhanden.

Der König schien solches Gefallen daran zu finden, dass man bei dieser Gelegenheit den Grafen Brühl

[1]) Anm. des Königs: Ich habe dies im Februar 1772 niedergeschrieben.

[2]) Die Grundlage der königlichen Gewalt bildete ein Vertrag, der mit dem Gewählten abgeschlossen wurde. Durch die „*pacta conventa*“ wurden dem König bestimmte Verpflichtungen und Beschränkungen auferlegt. Anm. d. Herausg.

beunruhigt zu sehen glaubte, um so mehr als dieses Lager, wo Graf Rutowski[1]), der natürliche Bruder des Königs, als sächsischer Feldmarschall befehligte, diesem das Recht gab, täglich zum König zu kommen, um dessen Befehle entgegenzunehmen; aber sobald das Lager aufgehoben war, verstand es Graf Brühl besser denn je, seinen Herrn zu isolieren.

Ich habe ihn nur selten gesehen, denn kaum war ich in Dresden angelangt, da befiel mich ein dreitägiges Wechselfieber. An den guten Tagen ging ich aus, und so war ich eines Abends in der Oper und lehnte an der Orchesterbalustrade zwischen zwei jungen Fürsten Lichtenstein, die mit vielen anderen Fremden als Zuschauer ins Lager gekommen waren. Ich bemerkte, dass sie sich fortwährend geheimnisvolle Dinge ins Ohr zu tuscheln hatten, und hierbei bedrängten sie mich von beiden Seiten so sehr, dass ich gezwungen war, dem älteren zu sagen: „Sie tun mir weh!“ Er antwortete: „Sie langweilen mich!“

Wir waren zwei Schritt vom König entfernt, der dem Schauspiel gewöhnlich von seiner kleinen Loge aus beiwohnte; ich erwartete den Fieberrückfall am nächsten Tage, so erwiderte ich im Augenblick nichts; aber am nächsten Tage, als mein Anfall vorüber war, ging ich am Abend in die Versammlung beim Grafen Brühl, um jenem Lichtenstein zu sagen:

„Sie haben mir gestern gesagt, dass ich Sie langweile; ich will Sie morgen unterhalten, um neun Uhr früh, hinter dem Grossen Garten.“

Er erwiderte:

[1]) Friedrich August Graf Rutowski, der natürliche Sohn Augusts des Starken und der Türkin Fatime, geb. 1702, gest. 1764. Anm. d. Herausg.

„Sehr wohl, ich werde zur Stelle sein."

Hierauf bat ich den Schreiber Rzewuski, der auch nach Dresden gekommen war, mein Sekundant zu sein; er gab mir die Versicherung, er hätte mit niemandem darüber gesprochen, und doch kam am nächsten Morgen um sieben Uhr der General Fontenay[1]) zu mir und sagte, der Chevalier de Saxe[2]) interessiere sich sowohl für mich wie für den jungen Lichtenstein und wünsche die Folgen unseres Streites zu verhindern. Ich antwortete:

„Er muss mich vor Zeugen um Entschuldigung bitten, andernfalls müssen wir diese Sache austragen."

Eine halbe Stunde später kehrte er zu mir zurück und sagte, der Chevalier de Saxe bitte mich, bei ihm vorzusprechen, Lichtenstein werde sich dort bei mir entschuldigen. Und in der Tat traf ich dort nicht nur meinen Mann an, sondern auch seinen Onkel, den Fürsten Joseph Wenzel Lichtenstein, der auch zum Lager gekommen war und beim Chevalier de Saxe logierte. Er sagte als erster:

„Es tut mir sehr leid, dass mein Neffe Ihnen unrecht getan hat, und ich bitte Sie, ihm Ihre Freundschaft wieder zu schenken; er wird Sie darum bitten und sich bei Ihnen entschuldigen."

Gleich darauf trat der junge Mann ein, entschuldigte sich bei mir in Gegenwart seines Onkels, des

[1]) Anm. des Königs: Franzose im sächsischen Dienst, einstiger Freund meiner Familie und einer der Pfeiler der damals berühmten Gesellschaft des Lubomirskischen Palais in Dresden.

[2]) Ein dritter natürlicher Bruder Augusts III., Johann Georg, genannt Chevalier de Saxe, geb. 1709, Sohn Augusts II. und der Fürstin Ursula Lubomirska. Anm. d. Herausg.

Chevaliers de Saxe und des Generals Fontenay; wir mussten uns umarmen, und die Sache war beigelegt.

Die Angelegenheit war, ich weiss nicht wieso, zur Kenntnis einer Prinzessin Lichtenstein gelangt, einer ältlichen Dame, Schwester des Fürsten Joseph Wenzel, die in Sachsen lebte. Sie hatte die Königin und ihren Bruder benachrichtigt, und da der Hof damals an allem, was meine Familie betraf, grosses Interesse nahm und auch nicht wollte, dass dem Fürsten Lichtenstein, einem Manne, der in Wien solches Ansehn genoss, etwas Unangenehmes widerfahre, hatte diese kleine Angelegenheit eine solche Wendung genommen.

Kaum war der Chevalier Williams von Wien nach Dresden zurückgekehrt, da gedachte er in eigenen Angelegenheiten eine Fahrt nach England zu unternehmen, und sobald ich von meinem Fieber geheilt war, nahm ich sein Anerbieten an, ihn nach Holland zu begleiten. Wir hielten uns drei Tage in Hannover auf; dort sah ich, dass Williams, der doch ein rechter Engländer war, nichts von dem versäumte, was sie „*the back stairs*“ nennen. Er erneuerte sorgfältigst die Freundschaft mit allen Personen beiderlei Geschlechts und jeden Alters, die irgendwelche Beziehungen zu Mylady Yarmouth [1]) hatten. Während der drei Tage dinierten wir an der Tafel, die der König dort beständig für alle qualifizierten Fremden hielt, die durch Hannover reisten; der Grossmarschall des Kurfürstentums machte die Honneurs dieser Tafel.

Einige Tage später langten wir im Haag an, wo

[1]) Amalie Sophie Wallmoden, geb. v. Wendt, wurde mit Einverständnis der Königin Karoline die Mätresse Georgs II. und führte als solche den Titel einer Gräfin Yarmouth. Anm. d. Herausg.

der Chevalier Williams sich nur eine Woche aufhielt. Vor seiner Abreise wies er mich an Sir Yorke, den englischen Minister, und an den Grafen Bentinck, Herrn zu Rhon und Pendrecht. Letzterer stand damals am Hofe von Oranien noch in Gunst; zur Zeit der Revolution von 1748, als diesem Hause die Erblichkeit der Statthalterschaft zugesichert wurde, war er das Oberhaupt dieser Partei. Er war ein guter Freund meines Vaters gewesen, und das beeinflusste ihn zu meinen Gunsten; er gewann mich so lieb, dass ich zum grossen Erstaunen all jener, die ihn fürchteten und die sich über seine Verschlossenheit beklagten, fast wie ein Kind des Hauses behandelt wurde; ohne von meiner Dankbarkeit irre geleitet zu werden, kann ich sagen, dass er einer der verdienstvollsten Männer war, die ich kennen gelernt.

Sir Yorke empfing mich und behandelte mich genau so, als wäre ich ein junger Engländer und Liebling der Familie gewesen. Gemeinsam mit Bentinck stellte er mich dem Feldmarschall Fürsten Ludwig von Braunschweig vor; dieser befehligte die Armee während der Minderjährigkeit des jetzigen Prinzen von Oranien, dessen Mutter, die Tochter Georgs II., Königs von England, damals als Regentin eingesetzt war. Bentinck, Yorke und Fürst Ludwig schienen eine Art sehr enges Triumvirat zu bilden, das jedoch einige Jahre später sich auflöste, als Bentinck und sein Bruder Karl sich beklagten, der Hof von Oranien beweise ihnen nicht das Entgegenkommen, das sie zu verdienen glaubten, und als Fürst Ludwig im gleichen Masse, als sich sein Kredit bei Hofe und bei der Nation festigte, von ihnen abzurücken begann.

Sir Yorke hatte den Krieg bis zum Frieden vom Jahre 1748 mitgemacht; mit 23 Jahren war er bereits englischer Minister in Paris, und obgleich er in jenem Lande bestens aufgenommen wurde, obgleich er in seinem Äusseren und in seiner Sprache sich weit mehr nach französischem Muster gebildet hatte, als die meisten seiner Landsleute, soll er in Paris fast dieselbe dünkelhafte Herablassung zur Schau getragen haben wie jener berühmte Lord Stair, der während seiner Gesandtschaft nach dem Utrechter Frieden am Hofe Ludwigs XIV. sich auffällig zu zeigen bemühte, dass der Glanz dieses Namens ihn durchaus nicht blende. Ich fand, dass er seinem Geist und seiner Rede nach so antigallikanisch war, wie es der ungeschliffenste Engländer nur sein kann; dennoch ist er (abgesehen von allem, was die nationalen Vorurteile betrifft) einer der angenehmsten und solidesten Menschen, denen man begegnen kann.

Das oben erwähnte Triumvirat also und die Gunst, mit der es mich ehrte, verschafften mir Zutritt bei verschiedenen angesehenen Persönlichkeiten der Republik, was sonst nur wenigen Fremden möglich war, so zum ersten Gerichtsschreiber Fagel, zum Admiral Schryver und zu den Amsterdamer Bürgermeistern Hop und de Dieu. Hop war Gesandter in Frankreich gewesen und hatte sich dort die besondere Gunst des Kardinals de Fleury erworben, ohne dessen Absichten zu begünstigen.

De Dieu war vor kurzem von seiner russischen Gesandtschaft zurückgekehrt. Das Wohlwollen dieser Männer, die fast alle hoch in Jahren standen, schmeichelte mir so sehr, dass ich während der zwei Monate, die ich in Holland zubrachte, fast keine an-

deren Bekanntschaften anknüpfte als nur mit Leuten, die zu ihnen hielten, oder mit solchen, die in irgendwelchen Beziehungen zu Kauderbach standen, der bereits damals dort sächsischer Gesandter war (auf seine Bitten hin hatte ich bei ihm Wohnung genommen); zu letzteren gehörte ein alter portugiesischer Jude namens Svasso, der mir anscheinend grosse Zuneigung schenkte als er sah, dass ich mich gegen die Prinzipien der Judenverfolgung auflehnte, welche kurz vorher infolge eines Dekrets des Kiewer Bischofs Sołtyk elf Juden in Polen zum Scheiterhaufen verurteilt hatten; bei dieser Gelegenheit wies er mir eine Bulle des Papstes Martin V., die sich stark gegen jene Vorurteile richtet, welche die Juden abergläubischer Praktiken verdächtigen, bei denen sie das Blut von Christenkindern gebrauchen.

Einen sehr seltsamen Mann sah ich noch im Haag: den Baron Cröning; er stand im Rufe eines lebenden Wörterbuchs und zwar in solchem Masse, dass fremde Minister und die Einwohner des Landes lieber ihn befragten als ihre Bücher, wenn es ihnen nur gelang, von ihm empfangen zu werden; doch das war nicht einfach seit jenem Augenblick, der ihn zu einem so traurigen Beispiel eines Menschen gemacht hatte, der trotz grosser Bildung und einem wohldisziplinierten Gehirn dennoch von einer einzigen zu stark erfassten Idee übermannt werden kann. Eines Tages, als er gerade nach Hause zurückkehrte, begegnete er dem Chirurgen, der seiner Frau soeben zur Ader gelassen hatte; zufällig fragte er ihn, ob er am gleichen Tage irgend einer anderen Person zur Ader gelassen hätte; als er erfuhr, dass er wirklich einem tollwütigen Manne zur Ader gelassen und das gleiche Eisen bei

seiner Frau angewandt hatte, ergriff ihn eine so übermässige Furcht, seine Frau könnte auch tollwütig werden, dass er, der zärtlichste Gatte seiner schönen Frau, plötzlich jede Beziehung zu ihr abbrach; bald keimten allerlei kollaterale Ideen über irgend eine Art von Ansteckung in seinem Geiste und zwar so stark, dass er nach und nach für sich und sein Haus eine genau abgestufte Quarantäne einführte, die unverletzlich war; und zwar galt sie für jeden, der aus irgend einem Lande nach dem Haag kam, das ungefähr in der Gegend jenes Erdstrichs lag, wo die Pest zu Hause ist. Es war so weit mit ihm gekommen, dass er die Berührung irgend einer menschlichen Hand fürchtete, so dass er sich selbst rasierte und anzog; um von ihm empfangen zu werden, bedurfte es so vieler Vorsichtsmassregeln und Gesundheitsatteste wie in einem Pestlazarett. Mir, als Polen, also einem Nachbarn der Türken, war der Zutritt besonders schwierig.

Ich war erstaunt, einen kleinen Mann im Schlafrock vorzufinden, ohne Unterhosen, in Pantoffeln, stets eine abscheuliche Perücke und einen noch abscheulicheren Hut auf dem Kopfe; in diesem Aufzug ging er manchmal, aber nur selten, auf die Strasse; während der Unterhaltung mit seinen Gästen lief er im Zimmer auf und ab, öffnete fortwährend seinen Schlafrock, trat an einen der zur Hälfte mit Sand gefüllten Eimer heran, die in regelmässigen Abständen auf dem Parkett aufgestellt waren, und verrichtete seine Notdurft.

FÜNFTES KAPITEL

ANKUNFT IN PARIS. MADAME DE BEZENVAL. — MADAME DE BROGLIE. IHR BRUDER, BARON DE BEZENVAL. GRAF FRIESE. — MYLORD ALBEMARLE. — HERZOGIN DE BRANCAS. — HERZOG VON RICHELIEU. — LUDWIG XV., DIE KÖNIGIN. — MADAME DE POMPADOUR. DER DAUPHIN, VATER LUDWIGS XVI. SEINE FRAU. SEINE SCHWESTERN. — MARSCHALL DE NOAILLES. SEINE FRAGEN. MEIN ABENTEUER. — MADAME GEOFFRINS RÜGE. — REISE NACH PONTOISE. — MADAME DE LA FERTÉ-IMBAULT. — PORTRÄT VON MADAME GEOFFRIN. — MONTESQUIEU. — FONTENELLE. — DER HERZOG DE GÈVRES. FRANZÖSISCHE UND ITALIENISCHE MUSIK. EXIL DES PARLAMENTS. — PRINZ CONTI. — SEIN SOHN UND SEINE SCHWESTER, DIE HERZOGIN VON ORLÉANS. — DER HERZOG VON ORLÉANS. — SEIN HOF. — ABBÉ ALLAIRE. — MARSCHALL DE BELLE-ISLE. — HERZOG DE NIVERNAIS UND GRAF DE GISORS. — MADEMOISELLE DE CHAROLAIS. — MAHNUNG ZUR BESCHEIDENHEIT FÜR JENE, DIE NACH PARIS GEHEN. — FONTAINEBLEAU. — LA CHÉTARDIE UND VALORY. — JAKUBOWSKI. — VORSTELLUNG. — MYLORD NORTH. MYLORD DARTMOUTH. — VERSAILLES. DER LOUVRE. — DIE KÜNSTE. MADAME DE POMPADOUR. MONSIEUR DE MARIGNY. — ALLGEMEINE KONVERSATION IN PARIS. NATIONALCHARAKTER. — SYMPATHIE DER POLEN FÜR DIE FRANZOSEN. — LA TOUR. ABBÉ BARTHÉLEMI. D'ALEMBERT. PRÄSIDENT HÉNAULT. — DER TANZMEISTER MARCEL. — HERZOG DE CHOISEUL. — KAPITÄN STANHOPE. MEINE ABREISE. — CHANTILLY.

Zwei Monate hielt ich mich in Holland auf, dann begab ich mich nach Paris, wo ich am letzten August anlangte; fünf Empfehlungsbriefe vermittelten mir den Zutritt zu fünf ganz verschiedenen Gesellschaftskreisen und allerlei Bekanntschaften.

Der erste Brief war von meinem Vater an Madame de Bezenval, geborene Bielińska, eine leibliche Cousine meiner Mutter, Witwe eines Schweizers, der früher französischer Gesandter in Polen gewesen und als erster Offizier der Schweizer Garden in Frankreich gestorben war. Das Haus dieser Tante gewährte mir vor allem die Annehmlichkeit, in Paris eine Art Heim zu haben; ich konnte dort jederzeit ein und aus gehen; dieser Vorteil wurde für mich um so bedeutungsvoller, als meine Tante zwei Kinder hatte; ihr Sohn, Baron de Bezenval, bekleidete bereits einen hohen Rang in demselben Korps, das sein Vater kommandiert hatte, und galt in der schönen Welt als erstklassiger Elegant; er empfahl mich dem Herzog von Richelieu, dem ersten diensttuenden Kammerherrn, der mich dem König vorstellen sollte. Die Schwester des Barons de Bezenval, die Witwe eines Marquis de Broglie, begann jetzt, nachdem sie früher in der grossen Welt gelebt, den Ton der Reform und beinahe der Frömmelei anzu-

schlagen und sich auf den Verkehr mit den respektabelsten Personen (so wurden sie genannt) zu beschränken; die Allüren dieser beiden Menschen beeinflussten die Art der Bekanntschaften, die sie mir vermittelten.

Der zweite Brief, auch von meinem Vater, empfahl mich an Madame Geoffrin.

Den dritten Brief hatte General Fontenay aus Dresden an den Grafen Friesen geschrieben, den Neffen des Marschalls von Sachsen, damals intimen Freund des Barons Bezenval, der mit ihm die Gunst der allerbesten Gesellschaft teilte und den die Öffentlichkeit als einen jener Feldmarschälle der französischen Armee bezeichnete, die sich im nächsten Kriege am meisten auszeichnen würden. Acht Tage nach meiner Ankunft reiste er nach Dresden ab; während dieser kurzen Zeit liess er es sich ganz besonders angelegen sein, mich in dem Hause des Herzogs von Orléans und der Herzogin von Luxemburg, geborenen Villeroi, vorzustellen und noch in einigen anderen führenden Häusern und zwar solcherart, dass mir ein Empfang zuteil wurde, wie er sonst den in jenem Lande debütierenden Fremden gewöhnlich nicht bereitet wird. Ich kann sagen, dass ich den grössten Teil der dort genossenen Annehmlichkeiten dem Grafen Friesen verdanke.

Der Chevalier Williams hatte mir einen Brief an den Grafen d'Albemarle mitgegeben, damals englischen Gesandten in Paris, aber erst einen Monat nach meiner Ankunft gelang es mir ihn zu sehen, als der Chevalier Williams ihm durch seinen Hof anempfahl, für mich nicht unerreichbar zu sein; er war dann sehr honett zu mir, und ich lernte in

ihm nicht nur einen schätzenswerten Menschen kennen, wie viele Engländer es sind, sondern auch einen Menschen von so besonderer Liebenswürdigkeit, dass die Franzosen wetteiferten, um ihm ihre Zuvorkommenheit zu beweisen, und sich nur beklagten, dass er sie nicht genügend erwiderte; er genoss auch den für einen fremden Minister seltenen Vorzug, dass Ludwig XV. sich in seiner Gesellschaft wohl fühlte und sich oft und gerne mit ihm unterhielt; sein Haus bedeutete für mich in Paris jedoch nur eine englische Gesellschaft, die ich als solche ziemlich oft und mit viel Vergnügen aufsuchte, die mir aber keine französischen Verbindungen einbrachte.

Die Gräfin Brühl hatte mir einen Brief für Madame de Brancas mitgegeben, die erste Hofdame der damaligen Dauphine (Tochter König Augusts III. von Polen). Diese bejahrte Dame schien mir ein lebendiges Abbild der Damen des Hofes Ludwigs XIV. zu sein. Ihr Stil, ihr Gebaren, ihre Art der Höflichkeit erinnerten mich in jedem Augenblick an alle Anekdoten, die ich über jenen Hof gelesen, mit Ausnahme einer einzigen Frage, die sie bei unserem zweiten Zusammentreffen in Gegenwart von zwanzig Personen an mich richtete: sie fragte mich, ob ich wisse, wer den Herzog von Aquitanien gemacht habe (den älteren Bruder des jetzt regierenden Königs Ludwig XVI., der vor ihm gestorben ist). Man kann sich meine Verlegenheit leicht vorstellen; es freute sie, diese Verlegenheit noch zu vergrössern, indem sie die Frage wiederholte und mich zu einer Antwort drängte. Errötend sagte ich endlich, es könne doch offenbar nur der Herr Dauphin gewesen sein. „Nun," sagte sie, „er ist es nicht gewesen, raten Sie besser."

„Ach! Madame! Ich kann nicht; erlasset es mir gnädigst."

„So muss ich es Ihnen sagen; der heilige Franziskus-Xaver ist es gewesen. Die Königin von Polen hatte ihrer Tochter geschrieben, sie solle ihm gewisse Höflichkeiten erweisen; Madame la Dauphine ermangelte nicht, und das trug uns den Herzog von Aquitanien ein."

Fast jedesmal, so oft ich in Versailles war, dinierte ich bei Madame de Brancas und hörte stets mit grösstem Interesse ihren Erzählungen von der Vergangenheit und von der Gegenwart zu. Ohne sich selbst zugunsten des alten Hofes zu erklären, verstand sie es doch, den Geist ihrer Zuhörer zu dieser Ansicht zu führen. Hätte ich nicht gewusst, dass sie Madame de Maintenon gekannt, so hätte ich es aus ihrem Stil und ihrem ganzen Gebaren erraten.

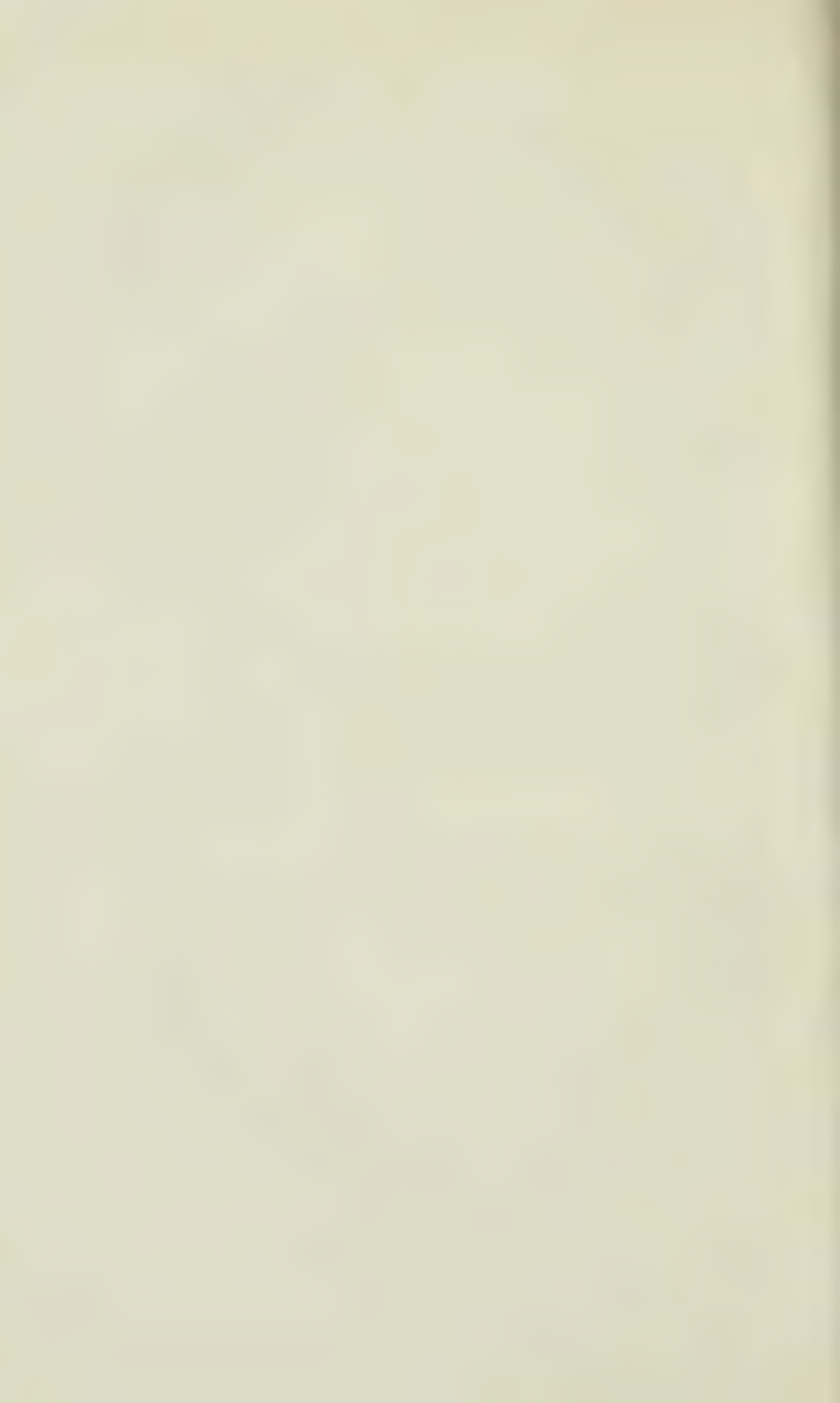
Ich könnte den Stil ihrer Konversation nicht besser schildern als durch die Antwort, welche sie der Gräfin Brühl in bezug auf meine Person erteilte. Ich darf wohl vom Leser erwarten, dass er in Anbetracht meines Alters, da ich dies niederschreibe, neunzehn Jahre nach dem Datum des Briefes, die hier folgende Kopie nicht meiner Eitelkeit zur Last legen sondern lediglich meinem Wunsche zuschreiben wird, er möge durch diese Probe die Sprache einer Persönlichkeit kennen lernen, die Madame de Maintenon gekannt hatte. Hier folgt der Brief.

Kopie des Briefes, den die Herzogin de Brancas an die Gräfin Brühl unter dem Datum vom 7. Dezember 1753 in Versailles schrieb, nach der Rückkehr von Fontainebleau:

„Man muss Ihnen wohl Rechenschaft ablegen, Madame, über das Kind, das Sie mir anvertraut haben; ich habe es hier vorgefunden, aber so glänzend, so befähigt mit eigenen Flügeln zu fliegen, dass meine Hilfe ihm ganz unnötig war. Alle, die seinen Herrn Vater gekannt haben, waren entzückt, den Sohn jenes Mannes wiederzufinden, den man mit dem Vers bezeichnet: *‚c'était lui qui était l'ami, le compagnon et le rivale d'Alcide.'* Ich habe der Verehrung, die man ihm in Frankreich bewahrt, nichts hinzuzufügen gehabt; die Tugenden der Frauen jedoch sind verborgener, und so habe ich alles, was mir über Ihre ausgezeichnete Freundin in den Sinn gekommen ist, erzählt und habe Sie als Bürgen der höheren Vorzüge genannt, deren Spuren in dem Grafen Poniatowski leicht wiederzufinden sind. Und in der Tat, Madame, man kann von ihm nicht genug Gutes sagen; ich bin nie einem Ausländer begegnet, der mit so vielen Vorzügen hier angekommen und befähigter wäre, so viel Nutzen aus seinen Reisen zu ziehen. Er scheint nicht allein die Gesetze, Sitten und Gebräuche Polens zu kennen sondern auch aller Länder, die zu ihm in Beziehung stehen. Er kennt unsere Geschichte und die Anekdoten einer jeden Regierung; seine Konversation ist angenehm und steht hoch über jener der Mehrzahl unserer Franzosen. Er versucht es, sich über alles zu instruieren, und ist in gleicher Weise um die Wissenschaften, um die Regierungsmaximen, um militärische und kriegerische Dinge beflissen. Es gibt nichts, womit er sich nicht beschäftigen würde, worüber er nicht sprechen könnte und zwar sehr gut, ohne Überhebung, bescheiden; er ist ein guter Gesellschafter sowohl für einen Minister als auch für



Marie Leszczyńska, Königin von Frankreich



einen Armeegeneral, für einen Akademiker oder für eine alte Hofdame, und ich höre, unsere jungen und schönen Damen glauben, er verstehe es wohl zu gefallen und habe überall Erfolg. Er gibt all diese Vorzüge seiner Person nicht zu, sagt aber, dass die unendliche Sorge seiner Frau Mutter um die Erziehung ihrer Kinder ihn so gestaltet haben müsste, als man ihm einreden wolle, dass er es sei. Er spricht von ihr mit einer Verehrung und Achtung, die darauf hindeuten, dass die Eigenschaften seines Herzens denen seines Geistes und seines Charakters nicht nachstehen. Ich sehe voraus, dass aus ihm sicher ein nützliches Mitglied seines Landes werden wird. Er hat es übernommen, Ihnen ein Porträt meiner Fürstin zu entwerfen, um Sie vor dem Schrecken und dem Schmerz zu bewahren, den Ihnen das Porträt verursachen würde, welches sie der Gräfin von Loss gegeben hat und das scheusslich ist und nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem so jungen, dem reizendsten und lieblichsten Gesichtchen aufweist; wahrlich, man könnte sie noch für die Prinzessin Marie Josèphe halten, trotz ihrer dreifachen Mutterschaft. Ich weiss nicht, Madame, ob Sie der Meinung sind, ich würde den Mangel einer Antwort von Ihnen geduldig hiunehmen und den Glauben, Sie hätten mich ganz vergessen; Sie würden sich im grössten Irrtum befinden, Sie, die doch die Wahrheit lieben, denn ich kann versichern, niemand verlangt mehr danach, sich von Ihrer Güte umschmeichelt zu sehen, niemand ist Ihnen mehr ergeben und hat die Ehre es zu sein als ich, Madame, Ihre niedrigste und gehorsamste Dienerin,

Herzogin de Brancas."

Ich habe bei dieser Dame des öfteren den Herzog

von Richelieu[1]) gesehen. Die ungewöhnliche Neugierde, die seine sonderbare Berühmtheit in mir geweckt, wurde zum Teil durch verschiedene Reden befriedigt, die er in meiner Anwesenheit gehalten hat; was mich am meisten frappierte, war sein Nachweis der Ungültigkeit einer Art Zwischentribunals *(tribunal intermédiaire)*, das die Regierung damals an Stelle des für einige Monate nach Pontoise verbannten Parlaments eingesetzt hatte, weil es einigen ihrer Wünsche nicht willfahren wollte. Ich fand den Herzog von Richelieu ebenso beredt wie kühn; es schien mir, dass Voltaire mit Recht sich über ihn so wohlwollend und lobend geäussert hat und dass Mazulhim nicht immer nur ein galanter Held war; damals hatte er schon ein Denkmal in Genua; seither hat er Minorka im Sturm genommen, zur Placierung Madame du Barrys beigetragen und die Parlamente aufgehoben; Voltaire hat aufgehört ihn zu loben und er gilt nur noch als die Mumie eines veralteten Hofmanns. Er war es, der mich dem König von Frankreich vorgestellt hat, welcher der Sitte gemäss nichts zu mir sagte, sondern den Herzog von Richelieu fragte, ob ich mehrere Brüder habe. Man liess mich diese Worte als einen Beweis unter tausend anderen dafür bewerten, wie genau dieser Fürst die Daten der Genealogie im Gedächtnis behält sowie das Alter und das

[1]) Louis François Armand Duplessis, Herzog von Richelieu, Marschall von Frankreich (1696—1788), in seinen jungen Jahren berühmt durch seine Liebesabenteuer, nahm später am Kriege gegen Österreich teil, übernahm 1748 das Kommando zu Genua und war so tapfer, dass die Genuesen bei dem König seine Erhebung zum Marschall erwirkten. Anm. d. Herausg.

Gesicht der ihm einmal gezeigten oder vorgestellten Personen.

Die Königin Marie Leszczyńska empfing mich wie jeden Polen mit jener Höflichkeit, die bei ihr einer besonderen Zärtlichkeit für das Land entsprang, wo sie zwar geboren war, das sie aber in der Wiege verlassen, um es nie wieder zu sehen; sie sprach ausgezeichnet die Sprache ihrer Heimat und unterhielt sich nie französisch mit solchen, die Polnisch kannten.

Obwohl diese Begebenheit sehr schmeichelhaft war und trotzdem die Königin ihren Landsleuten einen ausgesprochenen Vorzug gewährte, hatte ihre Gunst kein grosses Relief, besonders seitdem sie aus schlecht verstandener Devotion ihren Gemahl gezwungen hatte, ihr Bett zu verlassen, das sie aus diesem Grunde mit für ihn unerträglichen Gerüchen anfüllte; er hatte sie innig und ausschliesslich geliebt und zwar so sehr, dass er, sobald man in seiner Gegenwart eine Frau lobte, gewöhnlich fragte: „Ist sie schöner als die Königin?" Und erst seit die Königin nach asketischer Reinheit verlangte, hat sich der König Mätressen angeschafft.

Madame de Pompadour, die es seit mehreren Jahren war, strahlte damals noch im Glanze ihrer Schönheit; das ist alles, was ich von ihr sagen kann, denn mein Missgeschick verursachte immer einen Zwischenfall, der mich hinderte, sie sprechen zu hören und sie ausser dem einen Augenblick, wo ich ihr vorgestellt wurde, auch nur zu sehen.

Damals ahnte man in Frankreich noch nicht all die Qualitäten des Dauphins, des Sohnes Ludwigs XV., die man dann kurz vor seinem Tode entdeckte; seine Gemahlin galt als geistvoll, war aber nicht beliebt;

von den Töchtern des Königs von Frankreich sprach man nur, um die grosse Zärtlichkeit des Vaters zu ihnen hervorzuheben.

Noch ein Mann figurierte damals am Hofe von Frankreich, dessen Name, seine Art sich zu kleiden und seine Redeweise an die Zeiten Ludwigs XIV. erinnerten und dessen Charakter notwendigerweise Respekt und Anhänglichkeit heischte. Dieser Mann war der alte Marschall de Noailles[1]; er hatte meinen Vater sehr geliebt; mich empfing er mit dem grössten Wohlwollen, nannte mich sein Kind und gefiel sich so sehr darin, mich über allerlei zu befragen, dass er eines Tages auch folgende Frage an mich richtete:

„Was spricht man in den Ländern, aus denen Sie kommen, über uns Minister von Frankreich?"

„Befehlen Sie mir aufrichtig zu sein?" antwortete ich.

„Ja," sagte er, „ich will und verlange es."

„Nun, Herr Marschall, so gestatten Sie mir zu sagen, dass Deutsche, Holländer und Engländer darin übereinstimmen, würde die französische Politik immer im Geiste des Marschalls de Noailles geleitet, so könnte man Vertrauen zu ihr fassen, denn man würde glauben, sie liesse sich von den Prinzipien der Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit leiten, die Frankreich dienlich sein und die anderen beruhigen könn-

[1]) Adrien Maurice Herzog de Noailles, Marschall von Frankreich (1678—1766), befehligte im spanischen Erbfolgekrieg ein französisches Armeekorps; während der Regentschaft des Herzogs von Orléans wurde er an die Spitze des Finanzwesens gestellt. Später brachte er die Leitung aller auswärtigen Verhältnisse in seine Hand und söhnte 1746 den spanischen Hof mit Frankreich aus. Anm. d. Herausg.

ten; der Marschall de Noailles ist, wie die Engländer sagen, ein *gentleman*, man kann auf seine Worte bauen. Und ich habe dieselben Leute ungefähr dasselbe vom Marquis de Puisieux[1]) sagen hören."

Der Marschall erwiderte nichts, wechselte das Thema und verliess das Zimmer, wo ich mit der Gräfin de la Marck, seiner Tochter, und Madame de Brancas zurückblieb, die man ihrer Gestalt wegen die Grosse nannte. Ich sah, wie diese Frauen eine Zeitlang ganz leise, scheinbar aber sehr animiert, miteinander sprachen; endlich erhob die Gräfin de la Marck die Stimme und sagte zu mir:

„Monsieur de Poniatowski, ich kann mich nicht beherrschen, ich muss Ihnen sagen, dass wir erstaunt und bis zum Äussersten chokiert waren als wir hörten, wie Sie den Herrn mit dem Lakaien verglichen; wissen Sie denn nicht, dass Herr de Puisieux alles was er ist dem Herrn Marschall de Noailles verdankt und dass er nicht der Mann ist, um je an dessen Seite gestellt zu werden?"

„Ich schwöre es Ihnen, Madame," antwortete ich, „dass ich das alles nicht wusste und dass ich weit davon entfernt war, irgend etwas sagen zu wollen, was Ihnen hätte missfallen können."

Je mehr ich mich entschuldigte, um so mehr schimpfte sie, und nur mit Mühe gelang es dem Marschall, der hinzukam, sie endlich mit den Worten zum Schweigen zu bringen: „Er hat es nicht boshaft gemeint."

Diese Worte liessen mich trotz des wohlwollenden

[1]) Marquis de Puisieux (Puyzieulx) war in den Jahren 1748 bis 1751 Sekretär im Amt der auswärtigen Angelegenheiten. Anm. d. Herausg.

Tones, den der Greis mir gegenüber bewahrte, doch fühlen, dass er mich nicht frei von Schuld fand, und ich konnte mich nicht von meiner Bestürzung erholen, einen Puisieux Lakai schimpfen zu hören, der doch im Amte eines französischen Ministers so vielen seiner Ahnen, deren Namen bereits der Geschichte angehörten, gefolgt war.

Drei Tage später ging ich zu Madame Geoffrin; seit meiner Ankunft hatte sie mich mit Höflichkeiten, Zärtlichkeiten und sogar übermässigen Schmeicheleien überhäuft. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich sie bei meinem Eintritt mit in die Hüften gestemmten Fäusten auf mich zukommen sah und sie mich mit einem zornigen Ausdruck im Gesicht fragte:

„Was haben Sie denn, Sie Jüngling, dem Marschall de Noailles über Monsieur de Puisieux gesagt?"

Ich erzählte ihr die Geschichte ganz genau. Nachdem sie mich angehört hatte, sagte sie:

„Merken Sie sich, *grosse bête*, dass wenn ein Mann Sie fragt: ‚was spricht man von mir?', er haben will, dass man ihn lobt und nur ihn allein lobt."

Ich unterwarf mich gelassen der Belehrung und versuchte mich an die verschiedenen Ausdrücke zu gewöhnen, die Madame Geoffrin je nach den Umständen anwandte, und ich überzeugte mich bei dieser Gelegenheit wie noch bei tausend anderen, dass ein zu glänzendes Debüt das Vorzeichen einer unabwendbaren Niederlage ist. Die Gunst, die ich während der ersten zwei Wochen bei Madame Geoffrin genossen, grenzte an Enthusiasmus, — sie hat sich später dafür ordentlich schadlos gehalten! Aber der Augenblick meiner grössten Drangsal war noch nicht gekommen.

Sie liess mich mit ihrer Tochter, der Marquise de la

Ferté-Imbault, eine Reise nach Pontoise unternehmen, um dort die Revue des Regiments de la Mestre-de-Camp anzusehen, eines Dragonerregiments, das damals als Vorbild der Taktik und der Kavallerieausbildung in Frankreich galt, seitdem ein gewisser la Porterie, Major in jenem Regiment, dort sein Talent entfaltete.

Mein Bruder, der Grosskämmerer, hatte sich mir gegenüber oft lobend über den Wert dieses Korps geäussert, mit dem er die Österreicher im Jahre 1741 in Sahaj (Böhmen) bekriegt hatte, unter Führung dieses selben Herzogs von Chevreuse, den kennen zu lernen es mich brennend verlangte und dem ich bei dieser Gelegenheit vorgestellt wurde; es ist derselbe, der im Jahre 1772 als Gouverneur von Paris gestorben ist. Er war ein Urenkel von Jean d'Albert, dem Bruder des Konnetabel von Luynes, und durch seine Frau mit dem Grafen d'Egmont-Pignatelli verschwägert, dem heutigen Schwiegersohn des Herzogs von Richelieu.

Ich hätte gewünscht, auf dieser Reise die bedeutendsten Persönlichkeiten des Pariser Parlaments kennen zu lernen, die damals nach Pontoise verbannt waren; ich werde es immer beklagen, dass ich diese Klasse der französischen Würdenträger nicht kennen lernte; es heisst, sie besässen in hervorragendem Grade gewisse Vorzüge, die anderen Franzosen wenig eigentümlich sind: Besonnenheit, Gelehrsamkeit, tief eingewurzelte Prinzipien über die Rechte des Menschen und des Bürgers, welche Vorzüge dennoch stets von der französischen Grazie umrahmt werden.

Nach drei Tagen musste ich mit Madame de la Ferté-Imbault nach Paris zurückkehren; sie war etwas

schwerhörig, sehr gesprächig (sie machte sich jedoch selbst über die Weitschweifigkeit ihrer Konversation lustig), gütig und äusserst liebenswürdig; sie wohnt im selben Hause wie ihre Mutter, deren einziges Kind sie ist; ihre Mutter erweist ihr zwar viel Gutes und schätzt sie sehr, findet jedoch an dem Zusammenleben durchaus kein Gefallen. Madame Geoffrin sagte mir wiederholt: „Meine Tochter hat einen guten Charakter und ist geistreich, aber wir passen zu einander wie eine Ziege zu einem Karpfen." Und ich muss gestehen, dass, obgleich ich beide sehr gerne hatte, ich doch froh war, sie nicht zusammen zu sehen; denn ob Madame Geoffrin gut aufgelegt oder von einer gewissen Abneigung erfasst ist, das ist ein Unterschied wie zwischen dem schönen, heiteren Himmel im Lande des mildesten Klimas und dem Sturm im unwirtlichsten Erdstrich.

Diese sonderbare Frau erfreut sich seit vierzig Jahren einer hervorragenden Achtung bei fast allen Personen Frankreichs, denen Verdienst, Talent oder Schönheit ein grosses Ansehen verleiht, und sie verdankt diese Achtung der Anmut ihres Geistes, den Gefälligkeiten, die sie mit Eifer und grosser Geschicklichkeit willig leistet, und zahlreichen wirklich generösen Handlungen. Ihr Leben wird gewiss beschrieben werden und könnte, obgleich in ganz verschiedener Art, ein Gegenstück zum Leben der Ninon de Lenclos bilden.

Noch mit siebzig Jahren geht sie rüstig zu Fuss, schreibt, bemüht sich für ihre Freunde, zankt mit ihnen und tyrannisiert sie sogar mit derselben Lebhaftigkeit wie vor dreissig Jahren. Am stolzesten ist sie auf ihre tiefe Menschenkenntnis, es geschieht je-


MADAME GEOFFRIN
Née le 2. Juin 1699 Morte à Paris le 6. Octobre 1777
Son Eloge est dans le Cœur de tous ceux qui l'ont connue.



doch, dass sie sich auch hierin täuscht, ebenso wie im Ressort der schönen Künste; aber wehe jenem, der es sich anmerken lässt, er hätte sie auf einem Irrtum ertappt! Ihre überaus grosse Lebhaftigkeit gibt sowohl ihrem Lob wie ihrem Tadel einen besonders energischen Ausdruck; oft wird sie von ihr fortgerissen, was jedoch nicht hindert, dass Madame Geoffrin gewöhnlich sehr viel Haltung, grosse Ordnung in ihren Angelegenheiten und sogar eine grosse Geschicklichkeit besitzt, die Mächtigen und Einflussreichen auf jedem Gebiet für sich einzunehmen. Sie ist zu auffallend und zu lebhaft, um keine Feinde zu haben; verschiedene von ihren Feinden gefallen sich darin, Anekdoten über ihre Jugend zu verbreiten, und unter anderem sagen sie, sie sei barmherzige Schwester bei den Nonnen gewesen; doch das wäre in Wirklichkeit der beste Beweis ihres Könnens und der überaus grossen Anmut ihres Geistes — sobald sie bei guter Laune ist —, wenn sie aus solcher Tiefe zu so hoher Stufe der allgemeinen Achtung emporklimmen und dort festen Fuss fassen konnte.

Ich habe bei ihr den Präsidenten Montesquieu kennen gelernt; er hat ihr grosse Freundschaft bezeugt, sie vergötterte ihn jedoch durchaus nicht, wie man es aus einigen Briefen an einen gewissen Abbé Guasco herausgelesen hat, die dieser aus Rache gegen Madame Geoffrin veröffentlichte. Ich werde es nie vergessen, dass ich diesen bedeutenden Mann bei ihr ein Lied singen hörte, das er selbst auf die berühmte Herzogin de la Vallière komponiert hatte, die sehr schön und noch mit siebenundfünfzig Jahren jung zu sein schien und die ich gleichfalls bei Madame Geoffrin kennen lernte, deren Freundin sie seit dreissig Jahren

ist. Nur der langjährige Verkehr mit Madame Geoffrin konnte den Präsidenten Montesquieu aus seiner überaus grossen Schlichtheit, Bescheidenheit und Zurückhaltung heraustreten lassen, die ihn für gewöhnlich wie mit einem Schleier umhüllen, in den er sich anscheinend oft verwickelt und verwirrt; er schien durchaus nicht zu wissen, welchen Respekt der Ruf seiner Bücher allen einflösste.

Madame Geoffrin erlaubte mir, etlichemal an jenen Tagen bei ihr zu dinieren, an denen sie einige Gelehrte bei sich zu Gast hatte; ich war so glücklich, bei ihr Fontenelle noch lebend zu sehen. Madame Geoffrin liess einen kleinen eisernen Ofen neben ihn hinstellen, um ihn mit jener Temperatur zu umgeben, die sein Alter von sechsundneunzig oder siebenundneunzig Jahren erheischte. Bei meiner Grossmutter hatte ich es mir angewöhnt, zu tauben Leuten zu sprechen, — es ist nicht nötig zu schreien, man muss nur die Silben deutlich und langsam aussprechen, — das brachte mir die Gunst einiger sehr schmeichelhafter Unterhaltungen mit Fontenelle ein; am Schlusse seiner Laufbahn bewahrte er noch die Koketterie des Geistes und die gezierte Ausdrucksweise seiner besten Zeit; einmal fragte er mich mit ganz ernster Miene, ob ich genau so gut Polnisch spräche wie Französisch.

Ich weiss nicht, welcher Laune zufolge Madame Geoffrin mich niemals zu einem ihrer Künstlerdiners zuziehen wollte; aus einigen Anekdoten, die ich später erfuhr, schliesse ich, sie wollte nicht, dass ich mit anhörte, wie jene Herren sich die Freiheit nahmen, ihr gar oft zu widersprechen und sogar ihre Ansichten lebhaft zu tadeln. Mein Vater hatte mich ihr wie einer zweiten Mutter empfohlen; sie hatte sich diese

Rolle zugelegt und wachte eifersüchtig über alles, was dazu dienen konnte, ihr ihre Rechte über mich zu wahren; gewiss ist, dass sie mir auch die aufrichtige Zärtlichkeit einer Mutter bezeugte.

Ich kann es mir nicht versagen, hier einer Persönlichkeit zu gedenken, die mir zu sonderbar erschien, als dass man sie vergessen dürfte. Ich spreche vom Herzog von Gèvres, damals Gouverneur von Paris. Ich wurde ihm um die Mittagsstunde vorgestellt; er lag zu Bett, die Vorhänge waren zurückgeschlagen und zu beiden Seiten an der Wand festgehalten, wie es sonst bei Damen gegen Ende ihres Wochenbetts üblich ist, wenn sie bereits Besuche empfangen. Er war sechzig Jahre alt, trug eine Frauenhaube, die unter dem Kinn mit Bändern schloss, und war mit einer Knüpfarbeit beschäftigt, ganz wie eine Frau. Und dieser Mann hatte Kriege geführt! Seine weibischen Gewohnheiten verwunderten bereits niemanden und das Publikum schien ganz mit ihm zufrieden. Ich sagte mir: „Man unternimmt Reisen, um anderswo Dinge zu sehen, die man zu Hause nicht sehen kann; und die Äusserlichkeiten zeigen nicht immer das, was auf dem Grunde vorhanden ist, und man muss lernen über nichts mehr zu staunen.“

Es spielte sich damals in Paris eine Revolution ab, die man in Anbetracht des Interesses, das ein grosser Teil der Franzosen ihr entgegenbrachte, wichtig nennen konnte; es war gerade die Epoche der Einführung der italienischen Musik in den Theatern von Paris; dem Eifer der Neuerer wohnte jener Enthusiasmus inne, der neue Sekten kennzeichnet, und die Schriften Jean-Jacques Rousseaus über diese Sache lieferten Argumente dafür und verliehen ihnen die grösste Au-

torität; die Anhänger der alten Musik Lullys dagegen hielten sich für die kühlsten Köpfe der Nation und für so überlegene Menschen, dass sie so weit gingen zu behaupten, man wäre kein Patriot, wenn man die *Bouffons* begünstigte. So nannte man die wandernde Truppe der komischen Oper, die aus Italienern bestand und der es durch irgendwelche glücklichen Zufälle gelungen war, zwei Monate lang das Theater der grossen französischen Oper ausschliesslich zu behaupten. Man hörte die stoischen Geister darüber stöhnen, dass elende Histrionen den Platz einzunehmen wagten, wo so lange die falschen Töne der Mademoiselle Fel und das Meckern des grossen Chassé vernommen wurden, zum grossen Erbauen der französischen Ohren.

Da inmitten oder vielmehr an der Spitze der Gönner der italienischen Musik mehrere der hervorragendsten Enzyklopädisten standen, die man damals für gewöhnlich noch nicht mit dem Namen der Philosophen bezeichnete, die aber schon von vielen der Irreligiosität und der Huldigung republikanischen Maximen angeklagt wurden, so geschah es ganz unmerklich, dass die theologischen Leidenschaften und der Geist verschiedener mehr oder weniger monarchisch gesinnter Parteien ihren Einfluss in der Diskussion dieses Musikstreites geltend machten. Er trug während meines Aufenthalts in Paris nicht wenig dazu bei, die Aufmerksamkeit der Interessierten von dem verbannten Parlament abzulenken.

Jene Verbannung war eines von den Beispielen der absoluten Macht, die sich seit Ludwig XIV. die Könige von Frankreich von Zeit zu Zeit anmassten. Die Parlamentarier behaupteten indessen, ihr Exil wäre nur

ein vorüberziehendes Gewitter und ihre Ausdauer würde sie endlich doch dazu führen, eine von der Nation geachtete und vom Hof selbst anerkannte Repräsentation des Volkes zu werden. Ludwig XV. wagte es, das Parlament aufzulösen, Ludwig XVI. richtete es aber wieder auf, und obwohl er in einen Artikel die ausdrückliche Klausel hineinbrachte, *er behalte sich das Recht vor, das Parlament nach Bedarf wieder aufzulösen*, ist die allgemeine Stimmung in Frankreich von dem Glauben erfüllt, die Hoffnungen der Parlamentarier könnten sich schliesslich doch realisieren lassen.

In jener Zeit ahnte man noch gar nicht, dass die Auflösung des Parlaments überhaupt ein Ding der Möglichkeit wäre. Der Prinz de Conti [1]), damals der einzige Bourbon, der die Aussöhnung des Parlaments mit dem König zu betreiben schien als eine für beide Teile gleich notwendige Sache, erfreute sich deshalb der Achtung und der Dankbarkeit der Öffentlichkeit, trotz der Abnahme seines Ansehens beim König, der ihm gegenüber sehr kühl geworden war, seitdem der Prinz offensichtlich seine Unlust bezeugt hatte, sich vor der Favoritin zu beugen.

Eine Zeitlang arbeitete der Prinz de Conti regelmässig alle acht Tage mit dem König zusammen, unter Ausschluss der Minister, die jedoch, wie man sagt, deswegen wenig Eifersucht verspürten, da sie voraussahen, die Umstände würden es so fügen, dass der

[1]) Louis François Prinz de Conti (1717—1776), von der jüngeren Linie des bourbonischen Hauses Condé, leitete die geheime Diplomatie Ludwigs XV., die den Ministern völlig verborgen blieb. Mit der Favoritin Marquise de Pompadour verfeindet, wurde er schliesslich vom König in Stich gelassen. Anm. d. Herausg.

Prinz die Krone Polens schliesslich doch nicht erlangen würde. Er war jedoch von dieser Idee dermassen erfüllt, dass ein Witzbold sagte, noch drei Tage nach dem jüngsten Gericht würde der Prinz de Conti daran denken, König von Polen zu werden. Er hatte es sich zur Regel gemacht, jeden Polen, der nach Frankreich kam, bestens aufzunehmen; so auch mich, und das gab mir die Gelegenheit, ihn oft und ziemlich genau zu sehen. Trotz der Popularitäts-Maximen, die er anfänglich sorgfältig zur Schau trug, entschlüpften ihm einzelne Züge, die andeuteten, Polen würde in seiner Person einen König erhalten, der unumschränkt Herr sein wollte. Im übrigen war er in Gesellschaft liebenswürdig, liebte es, Heiterkeit, Behaglichkeit und viele Leute bei sich zu sehen; im allgemeinen dünkte mich seine Rede die eines gebildeten und sogar fleissigen Mannes; obgleich viele Leute in Frankreich ihn nicht zu lieben schienen und nicht an seinen guten Charakter glaubten, sprachen ihm dennoch die meisten ein gewisses Genie und verschiedene Talente zu. Sehr sonderbar fand ich, dass, trotzdem man zugab, niemand machte im Kriege kühnere Projekte als er, dennoch mehrere Personen an seiner persönlichen Tapferkeit zu zweifeln vorgaben.

Damals hegte man in Frankreich ziemlich allgemein grosse Hoffnungen bezüglich seines Sohnes, des Grafen de la Marche[1]); in der Zwischenzeit ist man davon ganz abgekommen, man meint jedoch, der häusliche Verdruss, den der Prinz de Conti seinem

[1]) Louis François Josèphe Prinz de Conti, bis zum Tode seines Vaters Graf de la Marche (1734—1814), unterstützte 1791 die Parlamente gegen die Regierung. Er war der letzte Spross des Hauses Conti. Anm. d. Herausg.

Sohne verursachte, indem er ihn gegen dessen Willen verheiratete, hätte ihn seinem Vater entfremdet, ihn so niedergeschlagen und ihn gänzlich aus seiner Bahn geschleudert. In unseren Tagen hat man gesehen, dass er allein von allen Prinzen von Geblüt bei Ludwig XV. blieb, indes sein Vater mit den anderen Prinzen nach der Auflösung des alten Parlaments den Hof verliess.

Die Schwester des Prinzen de Conti, die mit dem Herzog von Orléans verheiratet ist, verschönte oft durch ihre Anwesenheit den Aufenthalt in Isle-Adam, dem Landhaus des Prinzen. Das Antlitz dieser Prinzessin, ihre ganze Person in Ruhe oder in Bewegung, zu Fuss, zu Pferd, tanzend oder sitzend, erinnerte beständig an die schönsten Gemälde Watteaus, und alles was sie tat hätte für diesen berühmten Künstler ein ganz natürliches Vorbild abgegeben. Ihr Gatte [1]), der sehr in sie verliebt gewesen war, begnügte sich jetzt damit, ihr die grössten Gefälligkeiten zu erweisen. Schon damals hatte dieser Prinz den Ruf eines ausgezeichneten Menschen; anfänglich neuen Bekanntschaften gegenüber etwas schüchtern, wurde er bald der beste Gesellschafter, lief, trotzdem er sehr dick war, gerne viel herum und eignete sich dadurch ausgezeichnet für die Rolle des Financiers. Es gereichte mir in Anbetracht meiner herben Erziehung zu nicht geringem Erstaunen, den ersten Prinzen aus königlichem Geschlecht vor fünfhundert Personen die närrischen Rollen spielen zu sehen; seither habe ich es bedacht und bin zu der Überzeugung gekommen, dass,

[1]) Louis Philippe, Herzog von Orléans, gest. 1785, der Vater von Philippe „Egalité". Nach dem Tode seiner Gemahlin zog er sich auf sein Landgut zu Bagnolet zurück, wo er seine Zeit Theateraufführungen widmete. Anm. d. Herausg.

solange sein Ansehen nicht darunter litt, es ihm eigentlich erlaubt sein durfte, sich einem Amüsement hinzugeben, durch das er wirklich ebensosehr sich selbst wie den anderen eine Freude bereitete; andere Zeiten und andere Länder ändern auch die Ansichten und mit ihnen den wirklichen Wert aller Dinge, die ihrem Wesen nach weder gut noch schlecht sind.

Es war für mich eine grosse Freude, inmitten der Personen, die bereits in der dritten und vierten Generation den Hof des Herzogs von Orléans bildeten, fast alle Namen wiederzufinden, die mir aus den Beschreibungen bekannt waren, welche die berühmte Mademoiselle[1]) aus der Zeit Ludwigs XIV. und der Kardinal Retz in ihren zeitgenössischen Memoiren über das Haus Orléans uns hinterlassen haben. Die alte Madame de Polignac, eine Hofdame der Herzogin von Orléans, spendete diesem Hofe mit ihrem Geist fast ebensoviel Unterhaltung und Vergnügen als ihre Nichte, die Marquise de Blot, durch die Anmut ihrer Gestalt. Graf de Friesen, der in sie verliebt war ohne Gegenliebe zu finden, erfreute sich ebenso wie Baron de Bezenval an diesem Hofe eines besonderen Vorzuges, verkehrte hier ganz intim und verschaffte mir Zutritt. Ich fand dort den Abbé Allaire, den damaligen Lehrer des Herzogs von Chartres. Früher war er einige Monate lang mein Lehrer, nachdem er meinen ältesten Bruder, der Abbé gewesen war (er lebt nicht mehr), nach Polen zurückgebracht hatte. Mein Vater hatte ihn bei seiner letzten Reise in Frankreich aus dem

[1]) Anne Marie Louise d'Orléans, Herzogin von Montpensier, bekannt unter dem Namen *La Grande Mademoiselle,* schrieb sehr interessante Memoiren, reich an Material für die Sittengeschichte des französischen Hofes. Anm. d. Herausg.

Hause der Bezenvals mitgenommen. Sie waren es, die mich jetzt beim Marschall de Belle-Isle[1]) einführten.

Ich war begierig, jenen Mann kennen zu lernen, der sich so sehr um die Berühmtheit bemüht hatte; die Öffentlichkeit billigte ihm einige wirkliche Qualitäten zu; aber es war auch bekannt, dass ausser den gewöhnlichen Mitteln, welche das Kommando der Armeen, die Gesandtschaften und das Ministerium jenen verleihen, die mit geeigneten Ämtern bekleidet sind, um sich Kreaturen und Anhänger zu verschaffen, der Marschall de Belle-Isle auch Renten für allerlei Leute jeden Alters und jeden Berufs aussetzte, darunter auch für Ärzte und Beichtväter, nur damit sie unter ihrer Kundschaft die Ansicht von seiner Überlegenheit und seinem Verdienst verbreiteten.

Er liebte es, stets mit den wichtigsten Dingen beschäftigt zu scheinen, und bemühte sich auch stets diesen Schein zu wahren. Mit Vorliebe sprach er in Sentenzen und konferierte; so oft ich ihn in seinem Hause sah, hatte er immer eine ernste, geschäftige Miene aufgesetzt, obwohl er damals noch nicht Minister war; unter anderen trieb er oft einen verdienstvollen, angenehmen Menschen ganz in die Enge, der seinem Charakter nach von jeder Wichtigtuerei frei war: es war dies der Herzog de Nivernais, den man später auf verschiedenen Gesandtschaften wichtige Posten ehrenvoll versehen sah und dessen Tochter soeben den Grafen de Gisors geheiratet hatte, den Sohn des Marschalls de Belle-Isle. Schon wegen der eigentümlichen Erziehung, die ihm durch seinen Vater

[1]) Charles Louis Auguste Fouquet, Herzog von Belle-Isle, Marschall von Frankreich (1684 — 1761), erwarb sich Verdienste um das französische Heerwesen. Anm. d. Herausg.

zuteil wurde, war dieser junge Mann beachtenswert: bis zu seiner Verheiratung hatte er nie einen Wagen besessen, er ging in Paris zu Fuss und reiste stets nur zu Pferd; seit seiner frühesten Kindheit hatte sein Vater ihn an alle Härten des militärischen Dienstes gewöhnt und ihn angehalten, der Reihe nach alle Grade durchzumachen. Auch hatte er ihn ernsthaft zu allen möglichen Arten der Wissenschaften anhalten lassen und ihm gleichzeitig den Ton der Bescheidenheit, der Zurückhaltung und der notwendigen Zuvorkommenheit eingeschärft, was im Verein mit dem ehrenhaftesten Naturell und den glücklichsten Eigenschaften ihm sowohl in dem Lande, das er bereiste, als auch in Frankreich den Ruf eintrug, er wäre nicht allein das beste Werk seines Vaters, sondern auch der höflichste und achtbarste unter allen Franzosen seiner Zeit.

Durch die Marquise de Broglie, die Schwester des Barons de Bezenval, wurde ich auch Mademoiselle de Charolais[1]) vorgestellt, einer Prinzessin aus königlichem Geschlecht, die man damals kurz Mademoiselle nannte; sie war unter vielen anderen ein Beispiel für die Richtigkeit des Bonmots einer Frau, die, von einer alten Tante wegen ihres Benehmens zurechtgewiesen, durch das sie sich selbst einen (wie die Tante meinte) nicht wieder gutzumachenden Schaden zugefügt, erwiderte: „Beunruhige dich nicht, liebe Tante, ich werde mich rechtzeitig bessern, und in Paris wächst der gute Ruf nach wie die Fingernägel."

Mademoiselle de Charolais hatte in ihrer Jugend ihre

[1]) Mademoiselle de Charolais, der Tochter des Herzogs von Bourbon, wurde durch ein besonderes Diplom Ludwigs XV. der Titel „Mademoiselle" zuerkannt. Anm. d. Herausg.

Schönheit in der weitesten Bedeutung des Wortes genossen; ich habe die wunderlichsten Geschichten über sie gehört von denselben Leuten, die zu meiner Zeit sie bereits als eine der achtbarsten Prinzessinnen und Frauen Frankreichs bezeichneten, als eine Frau der besten Gesellschaft, in deren Hause die schlimmsten und klatschsüchtigsten Devotinen verkehrten, obgleich sie gerade damals einen offiziellen Amant hatte, der bei ihr wohnte. Am gleichen Tage, an dem ich ihr vorgestellt wurde, sagte sie zu mir, als ich ihr mit ihrer ganzen Gesellschaft in den Garten folgte: „Monsieur, bringen Sie mir bitte meinen Popo." Sie wiederholte ihre Bitte, und als sie mich dann noch immer regungslos und bestürzt dastehen sah, fragte sie mich mit einer gewissen Ungeduld, ob ich denn nicht gehört hätte, dass sie mich gebeten, ihr ihren Popo zu bringen? Ich erwiderte, dass ich der Meinung wäre, sie hätte ihn stets bei sich; sie erbarmte sich meiner Unwissenheit und man belehrte mich unter grossem Gelächter, das Gewünschte sei ein Kissen, das sie sich bei ihren Spaziergängen um den Körper schnalle, um es stets bei sich zu haben, wenn sie sich setzen wolle.

Doch gerade diese Unwissenheit diente dazu, mir die Gunst in diesem Hause zu gewinnen, wo ich sogar vor Madame de Puisieux (der Gattin des Ministers, von dem oben die Rede war) Gnade fand, die gerne boshaft war. Alles fügte sich gut, bis ich eines Tages, als Mademoiselle eine Kollekte für irgend ein Nonnenkloster veranstaltete, hörte, wie einige Franzosen scherzend Schwierigkeiten machten und vor der Prinzessin die Geizigen spielten. Es ergriff mich zu unrechter Stunde das Verlangen, sie nachzuahmen, was Mademoiselle de Charolais so reizte, dass sie

ihrem grössten Zorn an mir freien Lauf liess; ich trug eine so beträchtliche Verminderung der Gunst davon, dass die Kunde bis zu Madame Geoffrin drang, die, um mein Missgeschick zu vollenden, mich aus diesem Anlass drei Wochen lang schalt. In ihrem Unwillen ging sie sogar so weit, mir etwas vorzuwerfen, das anfangs den Gegenstand ihrer Belobungen gebildet hatte; sie warf mir vor, ich hätte eine Miene, als wüsste ich zu früh tausend kleine Dinge, welche die Ausländer in Frankreich gewöhnlich nur sehr langsam erfahren.

So ungerecht mir damals ihr Vorwurf erschien, habe ich doch seither begriffen, dass in einer Welt wie Paris, wo so viele Leute ihr ganzes Leben mit nichts verbringen, der ausschliesslichen Kenntnis tausend kleiner Dinge grosser Wert beigelegt wird, neuen Worten, gewissen Geschichtchen, verschiedenen Geschicklichkeiten im Umgang mit Menschen, wodurch sie sich von den profanen Ausländern unterscheiden und die französische Eleganz hoch über jene stellen; diese Geheimnisse muss man respektieren, man muss es sich verdienen, allmählich in sie eingeweiht zu werden; es ist sehr von Nutzen, sie zu kennen, um Tölpeleien zu vermeiden; ebenso notwendig ist es aber, den Schein zu erwecken, als kenne man sie nicht, um mit gebührender Demut jenen zu nahen, von denen man dem Anschein nach sie zu erlernen wünscht. Ein Ausländer, der zum erstenmal in Paris auftritt, wird immer gut tun, dort noch mehr als in jeder anderen Hauptstadt den Schein zu erwecken, als hielte er sich für ein untergeordnetes Wesen im Vergleich zu den hohen Intelligenzen, die die Stadt bewohnen, weil sie die Rolle der Protektoren lieben.

Als der König von Frankreich nach Fontainebleau übersiedelte, sah ich mit Staunen, dass der französische Hof in jenem Schlosse, das im Grunde genommen nur eine formlose Anhäufung meist gotischer Bauten ist, denen, wie man sagt, jeder König seit dem heiligen Ludwig noch einen hinzugefügt hat, sich prächtiger ausnahm als in Versailles; alle Prinzen von Geblüt und alle Minister verweilen in Fontainebleau für gewöhnlich mit ihren Gemahlinnen, scheinen hier zu Hause zu sein, und fast alle geben Diners; ohne das Schloss zu verlassen, findet man hier gewissermassen eine Reihe von benachbarten Höfen und Häusern, während mir in Versailles die Menge, so zahlreich sie sich auch manchmal versammelt haben mochte, in der Mehrzahl immer aus Menschen zu bestehen schien, die nur auf den Augenblick der Rückkehr nach Paris warteten.

Fontainebleau erschien mir imposanter als das, was ich in Hubertusburg gesehen, mit dem Hauptunterschied, dass mir hier weder die Gräfin Brühl noch der Chevalier Williams zur Seite standen; ich verweilte hier nur zwei Wochen; vor meiner Abreise war ich Zeuge einer für mich neuen und frappierenden Begebenheit, obwohl sie naturgemäss an den Höfen absolutistischer Monarchen sehr oft vorkommen muss, solange es solche geben wird.

Seit meiner frühesten Kindheit war meine Einbildungskraft mit den Beweisen der Wichtigkeit der Rollen genährt worden, die eine Reihe von Jahren hindurch die Herren de la Chétardie und de Valorie in Petersburg und in Berlin gespielt hatten. Eines Tages sah ich in einem Winkel des Vorzimmers zwei bejahrte Männer, die von niemandem beachtet wurden

und die nur deshalb miteinander zu sprechen schienen, weil alle anderen sie mieden; ich erkundigte mich, wer sie seien, und man nannte mir ihre Namen: die Herren de la Chétardie und de Valorie. Eine Art Entrüstung mischte sich in mein Erstaunen; dies wurde von einem geistreichen und sehr belesenen Manne bemerkt, einem gebürtigen Polen, der jedoch lange Zeit in Frankreich gelebt hatte, einem gewissen Jakubowski; er erinnerte mich bei dieser Gelegenheit an eine Stelle im Tacitus: Corbulon hat seinem Vaterlande in fremden Ländern die grössten Dienste geleistet, als er jedoch nach Rom zurückkehrt, begrüsst ihn sein Herr nur mit einigen Worten des Lobes, dann wird er *servientium turbae inmissus*, und dabei blieb es.

Selten verwandte Frankreich (bis dahin) Männer aus den ersten Familien zu auswärtigen Missionen; fast stets waren es Protegés der Günstlinge; so grosse Dienste sie Frankreich im Ausland auch leisten mochten, blieben sie den Höflingen dennoch fremd und wurden von ihnen wenig geschätzt, denn die unermüdliche Tätigkeit der Höflinge kennt nur ein Ziel: ihre eigene Persönlichkeit, und jener Franzose, der seinen Fürsten zehn Jahre hindurch nicht nur ehrenvoll, sondern oft geradezu pomphaft und manchmal mit Insolenz vertreten hat, ist am Hofe seines eigenen Fürsten ein Fremder, kennt weder den Ton noch die Parole des Tages und spielt ungefähr die Rolle eines Gespenstes, dem ein um so schlechterer Empfang zuteil wird, je mehr Menschen auf seine Erbschaft gerechnet haben.

Ein Umstand liess mich am öftesten die Verschiedenheit der französischen Sitten und jener unseres

Landes erkennen: die Schwierigkeit des Vorgestelltwerdens. Hundert Ausländer hatte ich in Warschau ankommen sehen, die an den Hof oder in irgend ein Haus geführt und von dem Einführenden allen im Augenblick dort Anwesenden auf einmal vorgestellt wurden; das genügte, um bekannt zu sein; man gewann dadurch die Möglichkeit, zu allen, von denen man also einmal gesehen wurde, hinzugehen, und man konnte sicher sein, überall gut und sogar zuvorkommend aufgenommen zu werden. In Frankreich bat ich, so oft ich eine angesehene Persönlichkeit nennen hörte, um die Gunst, ihr sofort vorgestellt zu werden; manchmal konnte ich noch so oft wiederholen, jene Person hätte bei verschiedenen Gelegenheiten mich bereits angesprochen, ich hätte mit ihr diniert oder soupiert und man wisse sicher, wer ich sei, stets erhielt ich zur Antwort: „Ich muss erst jenen Herrn oder jene Dame in Ihrer Abwesenheit um die Erlaubnis bitten, Sie in ihrem Hause einzuführen," was oft Monate hindurch unmöglich war; es kam mir vor als befinde ich mich in einer Vorhölle diesen Leuten gegenüber, denen ich angeblich fremd war, obgleich sie sehr gut wussten, wer ich war.

Nach Paris zurückgekehrt (keine Katze ist jetzt dort, so sagten die Höflinge, obgleich sieben- oder achthunderttausend Einwohner in Paris waren, aber freilich keine Höflinge) traf ich dort einige Engländer, die ich in Leipzig kennen gelernt, darunter auch Mylord North, den heutigen Premierminister, und seinen Bruder Mylord Dartmouth. Wir fuhren zusammen nach Versailles, um uns während der Abwesenheit des Hofes das Schloss mit Musse ansehen zu können. Ich will hier nicht wiederholen, was so oft bereits

gedruckt und graviert worden ist, aber es bleibt mir unvergesslich, wie betrübt ich war, als ich das berühmte Gemälde von Le Brun, die Familie des Darius, das ich den Engländern im voraus schon so sehr gerühmt hatte, den schönsten Schmuck der königlichen Gemächer nicht mehr vorfand. Ich erkundigte mich und erfuhr endlich, dass die Gemälde in diesen Gemächern alle drei Monate gewechselt werden. Ich verlangte sie zu sehen, und nur mit Mühe gelang es mir, in die Mobilienkammer eingelassen zu werden, wo jenes Meisterwerk der französischen Malerei verwahrt wurde. Aber wie gross war mein Erstaunen, als man mir einen Stoss von Gemälden wies, höher als ich, deren unterstes gerade jener Le Brun war; es lag mit der bemalten Seite auf dem Boden. Zu jener Zeit sah ich auch mitten im Hof des Louvre ein dreistöckiges Haus aus Quadersteinen, das einem Privatmann gehörte; es bedurfte ausser den Intrigen des Hofes, ausser den Vorstellungen aller Liebhaber der Architektur noch der Schriften Voltaires, bis dieses Haus erst viele Jahre später niedergelegt wurde.

Die Künstler und die Kunstliebhaber beklagten damals ziemlich allgemein, dass der französische Hof den Talenten so wenig Unterstützung und Gunst erweise; kurz darauf schien jedoch Madame de Pompadour mit Erfolg ihre Protektion walten zu lassen; sie selbst sang, zeichnete und gravierte; ich besitze fünfzig Stiche, die meisten von ihrer Hand, einige dagegen sind Reproduktionen von ihr selbst gemeisselter Skulpturen; man ist sich ziemlich einig, dass der Posten eines Oberintendanten der Bauten Frankreichs, den der Marquis de Marigny, Madame de Pompadours Bruder, bis 1773 bekleidet hat, ihm vor zwan-



Mademoiselle de Charolois



zig Jahren nicht nur seiner Verdienste wegen, sondern im gleichen Masse durch Begünstigung zuteil wurde.

Nach einem zweimonatigen Aufenthalt in Frankreich musste ich mir gestehen — wenn ich mir Rechenschaft ablegte über den Eindruck, den alles, was ich dort sah, auf mich machte —, dass ich mich einer Reihe von angeblichen Verpflichtungen unterordnete, aus Furcht, „die ganz besonders gute Gesellschaft“ könnte mich verurteilen; dass es mich empfindlich störte, bestrebt sein zu müssen alles zu vermeiden, was mir den Anschein gegeben hätte, dass ich in der sogenannten schlechten Gesellschaft verkehrte; dass das Kartenspiel für mich überall eine gar traurige Notwendigkeit war, ausgenommen bei Madame de Bezenval und bei Madame Geoffrin, wo ich wie ein Kind des Hauses behandelt wurde; dass jedoch, wenn man nicht spielte, der Konversationston für einen Ausländer sehr anstrengend war, denn nur selten wartete man die Antwort auf eine Frage ab, ehe man die nächste Frage stellte, die wieder von einer dritten Frage über ein ganz anderes Thema durchkreuzt wurde, und nie sah ich jemanden, der sich bemüht hätte, seine ersten Fragen wieder aufs Tapet zu bringen; je mehr ich wünschte, der Unterhaltung zu folgen und meine Bemerkungen einzuflechten, um so mehr versagte meine Aufmerksamkeit, denn sie wurde nie befriedigt und es ging ihr sozusagen der Atem aus, um so mehr auch staunte ich, wie diese Menschen, die einander nie anhörten und sich nicht zu bemühen schienen, über irgend etwas folgerecht nachzudenken oder irgend eine Tatsache, irgend einen Vorfall genau kennen zu lernen, sich amüsieren

konnten. Beim kleinsten Spiel, beim geringfügigsten Vorfall brachen sie in laute Ausrufe und Schreie aus, gebrauchten Superlative, die mich veranlassen mussten zu glauben, diese Sache gehe ihnen sehr nahe, von der bereits eine Viertelstunde später nicht mehr die Rede war; ich habe nicht ein Beispiel gesehen, dass jemand sich nach vierundzwanzig Stunden erinnert hätte, was am Tage vorher gesagt oder getan worden war; oft dachte ich daran, wie doch in den Ländern, die ich vor Frankreich kennen gelernt, eine ganze Koterie und oft eine ganze Stadt wochen- und monatelang an einem Bonmot, einem Schwank, irgend einem Ereignis zehrte; hiermit vergleichend konnte ich den unerschöpflichen Reichtum an immer neuen Gegenständen, die ohne Unterlass die leicht erregbare Aufmerksamkeit der Franzosen nähren, gar nicht genug bewundern. Mit einem Wort, jeden Abend kehrte ich erschöpft heim und fühlte, dass ich mich alles in allem genommen doch langweilte.

Doch das änderte sich, und als ich nach Verlauf von fünf Monaten den Auftrag erhielt, nach England abzureisen, schmerzte es mich, Paris zu verlassen, und wieder fragte ich mich, weshalb? Denn es hatte sich doch weder die Art der Unterhaltung bei meinen Besuchen noch die Menschen des Landes verändert, welches zu verlassen mich schmerzte. Aber je mehr ich in gewissen Häusern festen Fuss fasste, um so weniger wurde ich gezwungen dort zu spielen; dank meiner Ausdauer, nach den Soupers zu verweilen, war ich endlich bei den Stunden angelangt, wo die Ruhe der Nacht sich auch auf den Geist der Konversation zu übertragen schien; manchmal sprach man sogar vernünftig; da man an mich bereits gewöhnt war,

wurde in meiner Gegenwart offener medisiert, und je mehr Diskretion von mir erwartet wurde, um so enger schloss ich mich an; und wenn ein Ausländer erst einmal die Schwierigkeiten des Anfangs überwunden und seinen Teil der Langeweile bezahlt hat, die die Franzosen anscheinend nach Übereinkommen den Ausländern auferlegen (offenbar um nicht von ihnen überschwemmt zu werden), so kommt er oft noch mehr *en vogue* als ein Franzose. Sobald die Franzosen sich daran gewöhnen, von einem Ausländer etwas Gutes zu sagen, so sind sie jederzeit bereit alles, selbst die gewöhnlichsten Dinge, bei ihm zu loben, und sie scheinen ganz erstaunt zu sein, wenn er gewisse Kenntnisse von Dingen besitzt, die im Augenblick — wie sie meinen oder zumindest es sagen — über ihr Wissen gehen, während sie kurz vorher diesen selben Ausländer über die Achsel ansahen und auch bereit sind, beim ersten Rückschlag ihrer eigenen Gunst in das gleiche Gefühl zurückzufallen.

Im allgemeinen schienen mir die Frauen, trotz dem ersten Anschein extremer Seichtheit, in ihrem Charakter mehr Tiefe zu haben als die Männer; und da sie überdies eine gefälligere Bildung besitzen als die Frauen eines jeden anderen Landes, da der Schmuck, die Mode und fast alle Erfindungen der Üppigkeit und des Geschmacks zusammenarbeiten, um sozusagen ihre neue Existenz zu verdoppeln, ist es schwer möglich sich dem magischen Zauber zu entziehen, der nach und nach selbst das herbste Gemüt ummodelt und den Wunsch erweckt, das Leben inmitten dieser Nation zu verbringen, die manchmal herzlich, immer aber leichtlebig und heiter ist; das Volk ist hier wirklich gut, die Bourgeoisie im allgemeinen sehr arbeit-

sam, und obgleich man von dieser Nation annimmt, dass sie leichtfertig und oberflächlich ist, bringt sie doch tausende von durchaus beherzigenswerten Beispielen jeder Art hervor. Übrigens, je länger man in Paris lebt, desto mehr hat man Gelegenheit dort auf Männer zu stossen, die tiefgründige Kenntnisse in jeder Wissenschaft besitzen und eine Überlegenheit in allen Künsten; seit mehr als einem Jahrhundert haben sie in ununterbrochener Folge ihr Vaterland mit Denkmälern jeglicher Art angefüllt, die allein genügen, um den Geist eines jeden wissbegierigen Fremden zu beschäftigen, zu belehren und zu bereichern. Schon allein die französische Sprache, die heutzutage jeder junge Mann in Europa zum Beweis einer sorgfältigen Erziehung lernen muss, flösst, ohne dass man es merkt, die Meinung von einer gewissen Überlegenheit der französischen Nation ein. Ausserdem hat eine gewisse Analogie der guten und schlechten Eigenschaften zwischen der französischen und der polnischen Nation eine Sympathie geknüpft, die schon seit langem bemerkt wurde und die wirklich vorhanden ist, genau so wie die Antipathie, die letztere für ihre Nachbarn hat; dies war für mich ein weiterer Grund.

Das Ballett und die Vorstellungen in der Oper, das französische und italienische Theater brachten mir oft angenehme Zerstreuung. Einige Franzosen rechneten es mir als Verdienst an, dass mehrere Lieder der alten französischen Oper vor meinem Ohr Gefallen fanden. Der Pastellmaler La Tour hatte mir, so schwer zugänglich er sonst auch ist, den Zutritt zu seinem Atelier gestattet; dem Abbé Barthélemy hatte es gefallen, dass ich die antiken und modernen Denkmünzen des Königs von Frankreich, die seiner Obhut

unterstehen, so eifrig studierte; der berühmte d'Alembert, der strenge Geometer, liess sich herab, in meiner Gegenwart die italienischen Buffos sehr amüsant und erheiternd zu kopieren. Man hatte mich zu einigen jener üppigen und köstlichen Gelage zugezogen, die der Präsident Hénault veranstaltete und von denen er mehr Aufhebens zu machen schien als von seinem Buche; die bösen Zungen behaupteten, dies geschähe mit Recht, weil doch nicht er sein Buch geschrieben hätte; und in Anbetracht seiner leichtsinnigen und zu seinem Stand und Alter nicht passenden Redeweise bekam man Lust dies zu glauben. Ich muss mich jetzt durch die Niederschrift meiner Meinung über ihn schadlos halten, denn Madame Geoffrin schalt mich ernsthaft, als ich damals, zwanzigjährig, jenen berühmten Mann so beurteilte.

Monsieur Marcel, der berühmte Tanzmeister, der damals achtzig Jahre alt war und die Gicht hatte, lebte von seinem einstigen Ruhme; das Haupt mit einer Zipfelperücke bedeckt erteilte er Unterricht von seinem Fauteuil aus, auf dem er sich taktmässig hin und her wiegte und sich zierte; versammelt waren bei ihm abwechselnd alle jungen Ausländer und alle jungen Französinnen, denn alle glaubten, sie könnten auf keinem Ball, auf keinem Fest Erfolg haben (selbst wenn sie dort nur zu gehen brauchten), würde ihre Grazie nicht von diesem einzigen Manne geformt, den sechzig Jahre unausgesetzter Arbeit mit einer aufrichtigen und tief empfundenen Ehrfurcht für seine Kunst erfüllt hatten: eines Tages, als man ihn behutsam aus einer tiefen Träumerei weckte, der er sich mit aufgestützten Ellenbogen und verdeckten Augen hingegeben hatte, entfielen ihm im Orakelton folgende er-

habene Worte: „Oh, meine Herren, was liegt nicht alles in einem Menuett!“ Von jedem, der in seinem Hause und vor seinen Augen Unterricht bei seinem Vortänzer nahm, durfte er für die Stunde sechs Franken verlangen, ausserdem stand ihm das Recht zu, die schönsten Frauen manches Mal mit den strengsten Worten zu schelten, wenn er geruhte, sie zurechtzuweisen. Die Absonderlichkeit seines Wesens und die Menschen, die man bei ihm sah, gestalteten sein Haus zu einem der merkwürdigsten von Paris; ich sah dort manchen englischen Dünkel sich der französischen Zurechtweisung unterwerfen, nicht ohne gar oft in den Versuch einer Rebellion zu verfallen; drei solcher Engländer umarmten mich eines Tages, weil ich eine formelle Argumentation gegen Monsieur Marcel gewagt hatte; er hatte bestritten, dass ich in der Lage sein könnte, sitzend und mit gekreuzten Beinen mich in einer Ehrensache genau so gut wie ein anderer zu behaupten. Dort hörte ich auch wie eine Französin, der man gesagt hatte, ich sei ein Ausländer und, was noch schlimmer war, ein Pole, ausrief:

„Das ist nicht möglich! Der ist ja angezogen wie ein anständiger Mensch, der hat ja einen Anzug aus geschorenem Samt, und ich habe doch schon zwanzig Deutsche gesehen (und wer nicht Franzose ist, der ist für diese Art Damen *ipso facto* Deutscher, ehe sie wissen, aus welchem Lande er stammt) mit Anzügen aus schwarzem Trauertuch.“

Es wurde mir berichtet, dass eine Freundin dieser selben Dame, als sie sah, wie der König von Dänemark in Paris fetiert wurde, ganz mitleidig sagte: „Was wird der nur anfangen, wenn er in sein Land

zurückkehrt! Der wird vor Langeweile und Sehnsucht sterben!"

Ich kann Paris nicht verlassen ohne einige Worte über den Herzog von Choiseul[1]) zu sagen, einen damals in Frankreich sehr beachtenswerten Mann; von sehr hässlichem Angesicht, von ziemlich kümmerlicher Gestalt und bekanntermassen auf die Frauen äusserst schlecht zu sprechen, fühlte er sich doch in ihrer Gegenwart sehr glücklich. Eine der schönsten und der distinguiertesten Frauen war damals mit ihm liiert und blieb es bis ans Ende ihres Lebens; die Erfolge, die er damals in seiner politischen Karriere erlangte, schrieb man grösstenteils seinen Liaisons zu. Man hatte ihn kurz vorher zum Gesandten in Rom ernannt und man prophezeite ihm bereits einen noch höheren Posten, indem man sagte: „Er ist boshaft, aber er hat Talent und ist unternehmungslustig." Die öffentliche Meinung nannte ihn als Nachfolger Ludwigs XV. bei Madame de Pompadour, sobald sie nur noch die Freundin des Königs war. Die Anhänglichkeit und die Achtung, die eine grosse Zahl seiner Freunde ihm bewahrten, als er beim König in Ungnade fiel, sprechen zu seinen Gunsten; vielleicht aber spielte da nur die Mode mit und seine Ungnade wurde nur durch die Gunst der ersten Damen des Landes verschönt, so wie sie auch die Ursache dieser

[1]) Etienne François Herzog von Choiseul (1719—1785) unterstützte das Bündnis mit Österreich gegen Friedrich den Grossen und übernahm 1758 das Ministerium des Auswärtigen. Er bewog den König zur Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich, wodurch er sehr populär wurde. Später brachte er die Vermählung Marie Antoinettes mit dem Dauphin zustande. Anm. d. Herausg.

Ungnade waren, indem sie ihn veranlassten in zu offene Opposition gegen Madame du Barry zu treten. Ich werde in der Folge dieser Memoiren wieder auf ihn zu sprechen kommen; jetzt muss ich nach England aufbrechen.

Ein Kapitän aus dem angesehenen Geschlecht der Stanhopes bot sich mir als Reisebegleiter an. Ich willigte freudig ein, und wir verliessen Paris an einem der letzten Februartage des Jahres 1754.

Auf der fünften Post brach die Achse meines Wagens; dieser Unfall zwang mich zu einem unerwarteten Aufenthalt, und ich unternahm eine ganz eigenartige Sache: ich schrieb einen Brief an eine Frau, die ich in Paris oft gesehen hatte und die ich nie mehr wiederzusehen glaubte, und erklärte ihr meine Liebe, was ich, solange ich sie sprechen konnte, niemals gewagt hatte, obgleich sie, wie ich vermute, die Absicht in mir erraten haben musste; ich dachte nicht, jemals eine Antwort zu erhalten; das Gegenteil trat ein; obgleich ich ihr meine Londoner Adresse nicht angegeben hatte, spürte sie mich dort auf und ihre Antwort gab den Anstoss zu einer Korrespondenz, die ein Jahr lang währte; ich habe die Briefe aufbewahrt und wenige gibt es, die angenehmer zu lesen wären.

Auf dem Wege nach Calais sah ich Chantilly mit der begierigen Erwartung, welche dieser Ort, wo der grosse Condé [1]) gelebt hat, natürlicherweise erweckt;

[1]) Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé, der grosse Condé genannt (1621—1686), einer der grössten Feldherren seiner Zeit, trat als Generalissimus in spanische Dienste und kämpfte gegen Frankreich. In dem 1659 mit Spanien geschlossenen Frieden erlangte er völlige Verzeihung und Wiedereinsetzung in die früheren Würden. Anm. d. Herausg.

reges Interesse hatte ich dort für eine Wachsbüste Heinrichs IV., die, so heisst es, auf dem Antlitz des Königs selbst modelliert wurde; ich gestehe jedoch, dass ich nicht wenig erstaunt war, gleich daneben ein Denkmal zu sehen, das dem aufgeklärten Geschmack, der unter Ludwig XIV. herrschte und dessen eine Quelle der grosse Condé selbst war, wenig Ehre machte. In einer der Galerien von Chantilly ist dieser Prinz in ganzer Gestalt zu sehen, an seiner Seite eine Ruhmesgöttin, die in jeder Hand eine Trompete hält; auf der Fahne der einen Trompete sind in Form einer geographischen Karte all jene Orte verzeichnet, wo der grosse Condé Kriegstaten im Dienste Frankreichs verrichtete; auf der Fahne an der anderen Trompete sind in gleicher Weise jene Orte verzeichnet, wo er gegen Frankreich kämpfte. Aus dem Munde des Helden entrollt sich eine Schrift, die nach der zweiten Fahne hinweist und also lautet: „*oh, quantum poenituit!*“ Im übrigen will ich hier nicht wiederholen, was schon so oft über die prachtvollen Stallungen von Chantilly gesagt wurde, die der Enkel des grossen Condé erbauen liess, jener, der nach dem Tode des Herzogs von Orléans, des Regenten, Premierminister war, der Vater des jetzt lebenden Condé[1]).

[1]) Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz von Condé (1736—1818), bildete 1792 in Koblenz eine Emigrantenarmee, trat später in russischen und österreichischen Dienst und kehrte erst 1814 nach Paris zurück. Anm. d. Herausg.



SECHSTES KAPITEL

ÜBERFAHRT NACH DOVER. CANTERBURY. — ANKUNFT IN LONDON. CHEVALIER SCHAUB. — DAS OBERHAUS. — DER KANZLER YORKE, LORD HARDWICK. — SEINE KINDER UND SEIN SCHWIEGERSOHN MYLORD ANSON. — TRAGISCHES ENDE VON CHARLES YORKE. — LORD STANLEY. — SEINE KOTERIE. DODINGTON. — MYLORD STRANGE. — HAHNENKAMPF. — ICH WERDE GEORG II. VORGESTELLT. SEIN PORTRÄT. — POPE IST IHM ÜBEL GESINNT. DIE DARAUS FOLGENDE POLITISCHE WIRKUNG. — DER HERZOG VON CUMBERLAND. DER HERZOG VON NEWCASTLE. — SIR WALPOLE. — WAHL ZU WESTMINSTER. — PITT. — MEINE TOURNEE NACH BATH, WILTON, OXFORD, STONE-HINGE. — SIR ALLEN, DESSEN HAUS POPE BEWOHNT HATTE. MYLORD LITTLETON. — STOW. MYLORD TEMPLE. SIR GRENVILLE. — ENGLISCHE ERZIEHUNG. — PITTS EGOISMUS. — VERÄNDERUNG DER ENGLISCHEN SITTEN. — ERZIEHUNG DER MATROSEN. — MYLORD CHESTERFIELD. — MYLORD GRANVILLE.

Unsere Überfahrt von Calais nach Dover dauerte neun Stunden und war folglich sehr schlecht; je enger die See und je kürzer die Wellen bei ungünstigem Winde, um so mehr leiden jene, die wie ich aufs heftigste von der Seekrankheit befallen werden. Ich litt noch, als ich bereits in Dover auf festem Boden stand, bald jedoch war ich wieder hergestellt, aus Freude, in England zu sein und gutes Wasser trinken zu können, denn während meines ganzen Aufenthalts in Paris hatte ich kein gutes Wasser getrunken.

Wir brachen nach Canterbury auf. Die erste Bekanntschaft, die ich dort beim Verlassen der Postchaise machte, war die eines Domherrn der dortigen Kathedrale; bevor er vom heiligen Thomas zu erzählen begann, erbot er sich, mir eine Büste von Cromwell zu zeigen und ein durch Kanonenpulver verursachtes Erdbeben.

Diese beiden Sehenswürdigkeiten schienen mir recht unkanonisch zu sein; ich verfehlte die letztere, weil es mir an Zeit gebrach; ich hörte nur noch, wie die Herbergsmagd sich mit meinem Postillon herumstritt, aus welchem Lande ich stammen möge, und behauptete, ich könnte kein Franzose sein und wäre sicher etwas Besseres als ein Franzose, denn ich hielte

die Gabel mit der linken Hand; ich war gewarnt, während meines Aufenthalts in England die Gabel niemals mit der Rechten zu halten.

Der erste Mensch, der sich meiner in London annahm, war Chevalier Schaub, ein geborener Schweizer und naturalisierter Engländer. Man hatte ihn zu verschiedenen Missionen gebraucht, hauptsächlich unter Georg I. Unter Georg II. war er ziemlich lange eine Art Bureauchef für die französische Sprache, wenn auch ohne speziellen Titel. Sein hohes Alter und die gewöhnliche Wandelbarkeit der höfischen Gunst waren der Grund, dass er seit einiger Zeit keine Beschäftigung hatte. Unter der Regierung Augusts II. Gesandter in Polen, hatte er sich dort aufs innigste mit meiner Familie befreundet und diese Freundschaft so bewahrt, dass er sobald er mich sah sich als mein Vormund betrachtete; diese Bevormundung wäre mir noch vorteilhafter gewesen, hätte ich ihn jünger vorgefunden. Er ging selten aus, und bei unserer Konversation sah ich in ihm nur einen wohlwollenden Greis, dessen Geist jedoch bereits in hohem Masse dem leider nur zu gewöhnlichen Tribut des Alters verfiel. Bei dieser Meinung wäre ich verblieben, hätte ich nicht zufällig eines Abends länger bei ihm verweilt als gewöhnlich. Mitternacht war vorüber, und ich war ganz erstaunt zu hören, dass er sich plötzlich mit einer Genauigkeit, Knappheit und Richtigkeit ausdrückte und mit einem genialen Feuer, wie ich es noch nie an ihm bemerkt hatte; das verlockte mich, während mehr als zwei Stunden über allerlei Gegenstände höchst ergötzlich mit ihm zu konversieren. Je mehr ich staunte, desto mehr war ich bestrebt zu erraten, weshalb er diesmal sich selbst so unähnlich schien.

Am nächsten Morgen war ich ganz betrübt, ihn in seinen Reden und in den Äusserungen seines Geistes noch greisenhafter als gewöhnlich zu finden. Wenige Tage später, um Mitternacht, war er wieder so geistreich wie das erste Mal. Mein dritter Versuch und alle späteren bekräftigten meinen Schluss, dass der Lärm und die Bewegung einer so ungeheuren Stadt wie London tagsüber die physischen Organe des Greises zu stark beeinflussten, was seinen Geist beeinträchtigte, und dass folglich erst die Ruhe und Stille der Nacht seine Seele befreite.

Gleich anfangs hatte er mir gesagt: „Das jetzige Parlament tagt nur noch morgen, Sie müssen noch zum mindesten den ganzen Apparat sehen." Und er empfahl mich dem Grafen Sussex, der mich im Oberhaus einführte. Ich gestehe, dass ich nicht wenig überrascht war, als ich diesen Saal betrat; ich hatte mir von ihm eine so erhabene Vorstellung gemacht und fand ihn, was Material, Grösse und Pracht anlangt, weit unter unserem polnischen Senatssaal; hingegen gab mir nichts einen solchen Ansporn, die englische Sprache zu erlernen, wie das Bedauern, fast kein einziges Wort von dem zu verstehen, was in diesem Oberhaus gesprochen wurde, obgleich ich meinen Shakespeare beim Lesen zur Hälfte begriff.

Ich darf hier eine Begebenheit nicht unerwähnt lassen, die ich, obgleich sie für mich sehr schmeichelhaft war, mit Schweigen übergehen würde, könnte ich nicht dadurch einen ziemlich allgemein erhobenen Vorwurf widerlegen, den man den Engländern macht (oder wenigstens damals machte), sie gäben sich keine Mühe, Ausländern einen guten Empfang zu bereiten.

Lord Hardwick, der Grosskanzler Englands und

damals Sprecher des Oberhauses, bemerkte meine Anwesenheit mitten in der Ausübung seines Amtes und erkundigte sich nach meinem Namen; hierauf grüsste er mich und liess mir durch einen Dolmetsch sagen, er freue sich über meine Ankunft in England und würde mich mit Vergnügen bei sich empfangen. Ich verstand sehr wohl, dass ich diese Auszeichnung dem Bericht verdankte, den seine Söhne, die jungen Yorkes, die ich in Holland kennen gelernt, ihm über mich gegeben hatten. Dennoch, ich konnte die hervorragendsten Persönlichkeiten aller Länder, die ich bis dahin gesehen, in meinem Geiste an seine Stelle setzen und fand doch keine einzige, die — so weit ich sie kannte — während der Ausübung eines so hohen Amtes in gleicher Weise gehandelt hätte.

Ich beeilte mich, von einer so liebenswürdigen Einladung Gebrauch zu machen; ich wurde mit der grössten Höflichkeit, ja sogar Herzlichkeit empfangen und während meines ganzen Aufenthalts in England dort immer gleich freundlich aufgenommen. Ausser dem wohlverdienten Ruhm dieses Grosskanzlers, dem das Oberhaus während seines achtzehnjährigen Dienstes keinen einzigen Spruch aufhob, hatte sein Haus für mich noch einen besonderen Anreiz, denn es war fast das einzige von allen, die ich kennen lernen durfte, wo zwischen Vater und Kindern eine patriarchalische Hierarchie herrschte; bei allen anderen Engländern, welche ich während der kurzen Zeit, die ich unter ihnen verbringen durfte, kennen lernte, schienen die gegenwärtigen Sitten dieses Verhältnis abgestreift zu haben.

Ich sah diesen ehrwürdigen Mann gewöhnlich von seinen fünf Söhnen umringt, deren ältester, damals

Lord Royston genannt, den Ruf eines der befähigtesten Männer Englands geniesst, den allein die Bescheidenheit stets von jedem Amt fernhält. Charles Yorke, der zweitälteste Sohn des Kanzlers, damals Generaladvokat des Königs, wurde von der öffentlichen Meinung bereits als Nachfolger im Amte seines Vaters bezeichnet. Den dritten habe ich schon früher vorgeführt, er ist bis jetzt Gesandter Englands in Holland. Von den beiden jüngsten bereitete sich der eine für den Dienst der Kirche vor, der andere war sich über seine Berufung noch nicht im klaren.

Ihre Schwester war mit dem berühmten Admiral Anson verheiratet, dem sanftmütigsten und geselligsten aller Menschen; der einzige Vorwurf, den man ihm machen konnte, war, dass der Gegenstand, über den zu sprechen man ihn am schwersten bewegen konnte, gerade sein Beruf und seine berühmten Abenteuer waren. Man konnte es fast wörtlich meinen, wenn man von dieser Familie sagte, bei ihren einzelnen Mitgliedern könne man jede Wissenschaft lernen: Kriegskunst, Politik, Schiffahrt, Jurisprudenz, Nationalökonomie, Literatur jeden Genres, all dies war teils aus Beruf, teils aus Neigung unter ihnen vertreten. Ihre Einigkeit und das mir bezeugte Wohlwollen liessen mich dieses Haus als eine Quelle des Wissens und der guten Beispiele ansehen.

Am innigsten jedoch befreundete ich mich mit Charles Yorke; mir schien, dass ihm ausser all den Tugenden seiner Eltern noch eine ganz besondere Liebenswürdigkeit des Charakters eignete, die mich sein tragisches Ende niemals hätte voraussehen lassen, und doch war gerade sie dessen wirkliche Ursache. Er hat sich nur deshalb die Gurgel durchschnitten,

weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, von Mylord Royston, seinem Bruder, so heftig missbilligt worden zu sein; dieser war ganz aus seiner gewöhnlichen Beherrschung herausgetreten, um dem jüngeren Bruder zu sagen, er werde den Verkehr mit ihm abbrechen, weil er die Grosskanzlerwürde von Georg III. in einem Augenblick und in einer Weise entgegengenommen hatte, die der ältere mit den Überzeugungen der Partei, welcher sie angehörten, unvereinbar fand. Obgleich dies sich neunzehn Jahre, nachdem ich England verlassen, ereignete, ergriff es mich doch schmerzlich. Charles Yorke hatte mancherlei Beziehungen zu mir aufrechterhalten; je älter man wird, um so schmerzlicher empfindet man den Verlust eines Herzensfreundes, wohl aus egoistischen Gründen, denn je älter man wird, desto schwerer erwirbt man sich neue Freunde. Aber selbst wenn Charles Yorke nicht mein Freund gewesen wäre, ist es nicht entsetzlich zu denken, dass einer der trefflichsten Menschen aus übertriebener Empfindlichkeit mit eigener Hand seinen Lebensfaden durchschneidet?

Ich fühle, dass es mir bei meinem Bericht ebenso schwer fällt, dieses Haus zu verlassen, wie es mir damals in Wirklichkeit schwer fiel, in andere Häuser zu gehen, obgleich mein Glück mir den Zutritt zu einigen anderen auch auf ganz besondere Art ermöglichte.

Am übernächsten Tage nach meiner Ankunft führte Mylady Schaub mich an einem Empfangstag bei Mylady Petersham ein; ein Herr der Gesellschaft, dem ich nicht vorgestellt worden war, kam auf mich zu und sagte zu mir:

„Sie sind hier fremd, Sie haben gewiss eine Menge

Fragen auf dem Herzen; ich bitte Sie, mich nur zu fragen; ich heisse Stanley, ich bin Madame Geoffrin Dank schuldig für den Empfang, den sie mir in Paris bereitet hat; sie hat mir über Sie geschrieben, ich will den Dank, den ich ihr schulde, bei Ihnen abtragen; ich bitte Sie, morgen zum Diner zu mir zu kommen, ich werde Sie vier oder fünf Freunden vorstellen, mit denen ich gewöhnlich zusammen bin."

Es war derselbe Stanley, der im Jahre 1761 als erster den Frieden zwischen Frankreich und England vermittelte, dessen Erfolg später dem Herzog von Bedford zugeschrieben wurde. Ich ging zu ihm und traf dort unter anderen Mylord Barrington, heute Staatssekretär im Kriegsdepartement, Mylord Strange, einen gewissen Dodington und einige andere.

Zu allererst baten sie mich, ihre schlechte Angewohnheit (so nannten sie es) zu entschuldigen, in Gegenwart eines Ausländers Englisch zu sprechen, denn sie wüssten, trotz der besten Vorsätze würden sie oft in diesen Fehler verfallen. Ich beschwor sie bei dem Wohlwollen, das sie mir bezeugten, ja nicht Französisch zu sprechen, und auf diese Weise lernte ich viel rascher Englisch als durch Hastings, meinen Lehrer.

Dodington, den ich oben erwähnte, war einer der seltsamsten Einwohner Englands; obgleich er das sechzigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, war er im Park, im Theater, im Parlament gewöhnlich in reich gestickter Kleidung anzutreffen, sogar seine Jagdausrüstung war reich verziert, im Gegensatz zu der Tracht der meisten Engländer; seine Equipagen, seine Livreen, kurz alles strotzte vor Üppigkeit, und um so bemerkenswerter ist dies, als es nur die Folge

seiner Sparsamkeit war. Dieser Mann hatte einige Missionen im Ausland übernommen, bei denen er mit Pomp auftreten musste, er fand es unvernünftig, nicht alles bis auf den letzten Rest aufzubrauchen, was er einst hatte anschaffen müssen; er war der Ansicht, dass, vom Spott der Einfältigen abgesehen, ein gestickter Rock genau so dienlich wäre, die Blösse zu bedecken, wie irgend ein Frack oder ein Überrock; und er war so dagegen abgebrüht, dass alle Makler und die Aufseher bei den Hahnenkämpfen und der ganze Hof seit fünfzehn Jahren seine alte, reiche Garderobe genau kannten. Im übrigen liebte er es, den jungen Leuten gegenüber, die seine Gesellschaft bildeten, einen väterlichen Ton anzuschlagen, und man brauchte bloss seine antike Marmorsibylle zu loben (sie war abscheulich und bildete die Zierde einer Marmorgalerie oben an seinem Hause), dann konnte man sicher sein, Papa Dodington in die beste Laune zu versetzen und in ihm den angenehmsten alten Schwerenöter zu finden, den man sich vorstellen könnte.

Mylord Strange bildete in dieser Gesellschaft den vollendetsten Konstrast zu Dodington. Erbe des sehr reichen Grafen Derby und selbst bereits sehr begütert, trieb er die Schlichtheit in der Kleidung nicht nur so weit wie ein Quäker, sondern sogar bis zur Unsauberkeit. Er führte mich zu einem Hahnenkampf; dieses Schauspiel war mir völlig neu und um so merkwürdiger, als ein geringfügiger Umstand hierbei mich über den Nationalcharakter der Engländer sonderbar aufklärte. Man stelle sich drei- bis vierhundert Personen jeden Standes vor (ich sah dort gleichzeitig den Herzog von Cumberland und einige Sänftenträger), in einem kleinen Zimmer zusammengedrängt, all ihre

Leidenschaften aufs heftigste durch das Wettspiel aufgestachelt, das dem Fremden völlig unverständlich ist: man wähnt sich inmitten eines Hexensabbats, solch ein entsetzlicher Lärm herrscht dort, denn gleichzeitig stossen alle vierhundert Münder grauenhafte Rufe aus, entweder um auf tausend verschiedene Arten durch ebensoviel verschiedene Wetten ihr Hab und Gut zu riskieren, oder um ihren Eifer für die Partei des einen oder des anderen Hahnenchampions zu bekunden. Der Sturm dauert so lange, als in einem der kämpfenden Hähne noch ein Lebensfunke glimmt; man meint, das Haus müsse einfallen. Im Moment, wo einer der Hähne verendet (über diesen Augenblick täuschen die Fremden sich leicht, denn es kommt vor, dass diese stolzen Tiere bis zu dreimal wieder auferstehen), im Moment also, wo er wirklich den letzten Lebenshauch ausatmet, stirbt sozusagen die ganze Versammlung mit ihm eines plötzlichen Todes; auf den heftigsten Lärm und die schrecklichste Erregung folgt mit einem Schlag die vollkommenste Ruhe; und dieser plötzliche Übergang widerspricht — ich glaube nur in England — jener alten Metapher, die sich bisher sonst überall bewahrheitet hat: dass eine erregte Menge dem stürmischen Meere gleicht, dessen Wogen noch lange, nachdem die Ursache des Sturmes sich gelegt, unruhig sind. In England wird ein Aufstand von fünfzigtausend Londoner Einwohnern, der Staat und Thron zu bedrohen scheint, fast augenblicklich auseinandergesprengt, sobald nur das Gesetz vorgelesen wird, das die Strassenansammlungen verbietet. Die Aufständischen kennen dieses Gesetz auswendig, aber sie scheinen ihren Ruhm darein zu setzen, es sich von einem einzigen Friedens-

richter oder von einem einzigen Konstabler vorlesen zu lassen; gewöhnlich scheinen sie nur auf diese Formalität gewartet zu haben, um sich dann ohne Lärm und ohne Zwang zu zerstreuen und hierdurch zu bezeugen, dass sie das Gesetz lieben und achten. Da es nun ein Gewohnheitsgesetz ist, bei den Hahnenkämpfen keinen Laut von sich zu geben, sobald auf der Arena keine zwei lebenden Champions vorhanden sind, so geben die Engländer keinen Laut von sich, sobald dieser Fall eintritt; ich habe während einer Sitzung diesen Wechsel von Sturm und Schweigen einigemal erlebt; sie scheinen stets Herr ihrer Leidenschaften zu sein, oder aber es hängt deren Dauer von einer mechanischen Triebfeder ab.

Der Leser erwartet vielleicht, dass Chevalier Williams mich bei Hofe einführen wird, aber ich traf ihn nicht in London. Ich wurde von meinen Bekannten nur an den Kammerherrn vom Dienst gewiesen, der mich dem damals regierenden König Georg II. vorstellen sollte. Als Williams sechs Monate vorher nach England zurückgekommen war, hatte der König ihn gefragt, weshalb er mich nicht mitgebracht, und Williams hatte geantwortet, ich sei nach Paris gegangen um Englisch zu lernen, ehe ich nach London käme. Dieses sonderbare Motiv versetzte den König in gute Laune und beeinflusste, so glaube ich, die ungemein liebenswürdige Aufnahme, die mir zuteil wurde. Ich erinnere mich, dass er unter anderem sich bei mir detailliert über die Ostrog-Affäre erkundigte, die damals ganz Polen beschäftigte. Ich wusste ihm Dank dafür, um so mehr als ich von den anderen Souveränen, die ich gesehen, in dieser Hinsicht nicht verwöhnt worden war.

Wenn ich alles, was ich über diesen Fürsten gelesen und gehört habe, zusammenstelle, glaube ich daraus schliessen zu können, dass er ein durchaus rechtlich denkender Mensch war, der die Angelegenheiten mit der nötigen Beflissenheit betrieb, ohne sich jedoch hervortun zu wollen wie jene, die alles selbst getan und selbst erdacht haben wollen. Er war tapfer wie alle Braunschweiger und liebte es, über den Krieg zu sprechen; er hatte mehreren Schlachten persönlich beigewohnt, dennoch galt er nicht als geschickter General; die Minister und Diener, die lange in seinem Dienst standen, haben ihn geliebt, obgleich er im allgemeinen nicht freigebig war; es wurde sogar erzählt, er habe versucht bei den Subsidien, die die Nation den Ausländern aussetzte, Ersparnisse zu machen und schicke jährlich ungefähr hundert Millionen Dukaten nach Hannover, um dort seinen persönlichen Schatz zu mehren. Über letzteres sind die Ansichten sehr geteilt, aber gerade das hat seinen Widersachern den meisten Stoff geliefert, ebenso wie seine konstante Vorliebe für alles, was zu Hannover Bezug hatte, wodurch seine politischen Entschlüsse manchmal in einer Weise beeinflusst wurden, über die die Engländer sich mit Recht zu beklagen glaubten; dennoch meine ich, hier eine Ansicht wagen zu können: wäre nicht der Dichter Pope gewesen, so hätte Georg II. sich fünfzehn Jahre früher der Achtung, der Verehrung und sogar des grenzenlosen Vertrauens erfreut, mit dem sein Volk ihn während seiner letzten Lebensjahre ehrte.

Die Natur hatte es diesem Fürsten versagt, an der Poesie Gefallen zu finden; es waren ihm einige Bemerkungen entschlüpft, die den Dichtern im allgemeinen und Pope im besonderen Gleichgültigkeit und

beinahe Verachtung bezeugten; in Pope sah er überdies einen Mann, der seiner Regierung wenig gewogen sein konnte, weil er katholisch und ein intimer Freund von Mylord Bolingbroke[1]) und Doktor Swift war und als solcher im Verdacht stand, gegen die hannoversche Erbfolge mit dem Geist des Widerspruchs erfüllt zu sein. Es ist lange her, seit Horaz gesagt hat: *genus irritabile vatum*, und Pope dementierte nicht diese Maxime des alten Meisters; seine Berühmtheit war so gross, dass jeder Schöngeist *en titre*, jeder Mann aus altem Geschlecht, der nach literarischem Ruhme strebte, und sogar jene, die sich nur durch ihre Bonmots auszeichnen wollten, sich zu kompromittieren fürchteten, wenn sie einer Meinung huldigten, der Pope[2]) entgegentrat; er hatte in seinem Lande fast ebensoviele Anbeter wie Voltaire heute in Frankreich. Addison, der einzige hervorragende Schöngeist seines Jahrhunderts, der es wagte, nicht immer Popes Freund und ein entschiedener Whig zu sein, war bereits lange tot, und die Regierung Georgs II. erfreute sich noch nicht jener glänzenden militärischen und kommerziellen Erfolge, die geeignet sind jede Nation zu begeistern und die englische Nation mehr als jede andere.

[1]) Henry Saint John Bolingbroke (1678—1751) gehörte zur Torypartei, musste 1715 nach Frankreich fliehen, da er wegen hochverräterischer Verbindungen mit den Stuarts angeklagt war, durfte zwar 1723 nach England zurückkehren, blieb aber vom Oberhaus ausgeschlossen und bekämpfte deshalb das Ministerium Walpole. Anm. d. Herausg.

[2]) Alexander Pope (1688—1744) gründete mit Swift und Arbuthnot eine satirische Zeitschrift „*Miscellanies*", in der die zeitgenössischen Schriftsteller schonungslos gegeisselt wurden. Anm. d. Herausg.

Noch ein anderer Umstand trug dazu bei, dass Georg II. die Huldigung und die Liebe der Nation erst so spät gewann; als Prinz von Wales war er ein Gegner der Minister seines Vaters gewesen; als eine Art Vergeltung war sein ältester Sohn der Feind seiner Minister. Mylord Carteret, der spätere Lord Granville, Mylord Chesterfield, Sir Pulteney und zahlreiche andere der gewandtesten und begabtesten, die Sir Robert Walpoles[1]) steigendes Glück mit scheelen Augen ansahen, hatten es für richtig befunden, den Prinzen von Wales zum Haupt ihrer Partei zu ernennen, und sowohl dieser Prinz als auch sein ganzer Anhang glaubten sich selbst zu ehren, indem sie Pope ehrten, welcher es so gut verstanden hatte, gegen Georg II. den Ton der Kritik und, was noch schlimmer ist, den Ton der Ironie anzuschlagen, dass es eines besonderen Mutes bedurfte oder einer ungewöhnlichen Beflissenheit, durch Minister Walpole Karriere zu machen und — wenn man so sagen kann — es zu wagen, sich in schlechte Gesellschaft zu begeben, indem man sich für den König erklärte. Doch schliesslich, wie alles ein Ende hat, starb auch Pope, der Prinz von Wales folgte ihm, und noch zu dessen Lebzeiten waren fast alle seine Anhänger Royalisten geworden, indem sie sich in Walpoles Erbe teilten.

Der Herzog von Cumberland, Georgs II. zweiter Sohn, war nach der Schlacht von Culloden einige

[1]) Robert Walpole, Graf von Oxford (1676—1745), war 18 Jahre hindurch erster Lord des Schatzes und Kanzler der Schatzkammer, unterstützte Industrie und Handel und förderte die amerikanischen Kolonien. Unpopulär war er durch seine Begünstigung der hannoverschen Politik des Königs. Anm. d. Herausg.

Jahre hindurch der Abgott der Engländer. Als ich nach England kam, wurde er noch von den vernünftigsten Leuten sehr geschätzt; er war seinem Vater stets ein sehr zärtlicher und überaus respektvoller Sohn und stützte in bedeutendem Masse dessen Ansehen in der Öffentlichkeit. Als ich in England war, verlor Georg II. den Oberschatzmeister Pelham. Der Herzog von Newcastle[1]), sein älterer Bruder, übernahm sein Amt, das in England gewöhnlich mit dem Titel des Premierministers verbunden ist.

Dieser wirklich merkwürdige Mensch, eine bizarre und oft sogar komische Zusammensetzung mehrerer einander widersprechender Eigenschaften, verwaltete sein Amt genau so unumschränkt wie einst Walpole; aber er wurde weniger gehasst als sein Vorgänger, denn jener hatte sich erlaubt zu sagen, „er besitze den Tarif jeder englischen Redlichkeit", eine geistreiche Bemerkung, die Walpole um so teurer zu stehen kam, als er bei verschiedenen Gelegenheiten es nur zu deutlich zeigte, wie sehr er seine Zeitgenossen missachtete, und ohne Hehl die Korruption zur hauptsächlichsten und beinahe einzigen Triebfeder seiner Verwaltung erhob.

Walpole, der von niedriger Herkunft war, gelangte ans Ruder und hinterliess seinen Kindern eine Pairschaft und ein grösseres Vermögen, als er von seinem Vater geerbt hatte.

Der Herzog von Newcastle hatte bei seinem Amtsantritt eine Rente von fünfundzwanzigtausend Pfund

[1]) Thomas Pelham Holles, Herzog von Newcastle (1694—1768), gehörte zu den eifrigsten Anhängern des hannoverschen Hauses. 1754 wurde er zum Oberschatzmeister ernannt, 1765 zum Geheimsiegelbewahrer. Anm. d. Herausg.

Sterling, bei seinem Abgang hatte er nur noch eine Rente von neunzehntausend Pfund.

Walpole erschien immer gelassen und heiter, erhaben über alle Geschehnisse und über die Sarkasmen, die ihm ins Gesicht geschleudert wurden und über die er gewöhnlich hinwegging, ohne darauf zu erwidern.

Die Bewegungen, die Allüren, die Sprache, das ganze Gebaren des Herzogs von Newcastle war ein Bild der Sorge und Geschäftigkeit; man sagte von ihm, er laufe gewöhnlich den ganzen Tag einer Sache nach, die er am Morgen vergessen habe; bei seinen Levers oder Audienzen kam es oft vor, dass er sich auf einen Mann stürzte, von dem er glaubte, dass er mit ihm etwas zu tun habe; diesen schleppte er dann eine Stunde lang mit sich herum, während er durch die Menge eilte und zu fünfzig anderen Personen sprach; plötzlich packte er aus dem gleichen Grunde einen zweiten Mann und beide stiess er dann ganz plötzlich mit erstaunter Miene zurück, als er merkte, dass er sie mit sich herumführte, ohne im geringsten zu wissen, was er ihnen eigentlich zu sagen hatte. Zerstreutheiten und Missgriffe folgten einander, er stammelte Entschuldigungen, verschwendete die Beteuerungen seiner Dienstfertigkeit und die banalen Popularitätsphrasen, an die er sich in seiner Jugend gewöhnt hatte, denn damals hatte er — wie er selbst gestand — sich mit Vorliebe an die Spitze des Wahlmobs gestellt. Er war durchaus kein guter Redner und schien niemals irgend eine Sache auch nur mit der geringsten Exaktheit anpacken zu können, so rasch und verworren war seine Rede; seine geschäftlichen Briefe dagegen (und er schrieb viele eigenhändig) waren beispiellos genau und lakonisch, ohne dass

der Stoff durch die Kürze gelitten hätte; ich habe mehrere gelesen. Er liebte nicht die geistreich-witzigen Gespräche, denn er war nicht schlagfertig und litt sehr unter der strengen und oft ungerechten Kritik, der jeder englische Minister von Amts wegen ausgesetzt zu sein scheint; er schien in beständiger Sorge um sein Amt und um sein Ansehen sowohl bei der Nation als auch beim König, der ihm Mylord Carteret vorgezogen hätte, aus Neigung oder weil er ihn für befähigter hielt, sich jedoch genötigt sah, den Herzog von Newcastle zu behalten, weil die eifrigen Whigs übereinstimmten, in ihm ihren berufenen Führer zu erblicken.

Im übrigen bot die Zeit meines Aufenthalts in England keine stürmischen Szenen dar, wie sie eine Regierung in Verlegenheit bringen und für die Ausländer ein merkwürdiges Schauspiel abgeben. Es gab damals fast keine Opposition, so dass ich mir ohne Fährlichkeit die Westminsterwahlen ansah, ohne Geleit irgend eines Engländers. Ich hatte sogar den Vorzug von einer Austernhändlerin herzlich umarmt zu werden, die mir die beiden Kandidaten des Tages nannte, Cross und Cornwallis, denen ich den gleichen Erfolg wünschte wie diese Dame. Ich nenne die Händlerin mit Absicht so, weil ich hörte, wie ein Mann in ihrer Gesellschaft einen Kameraden, der sich vor ihr aufgestellt hatte, mit folgenden heftigen Worten zurechtwies: „*It is a scoundrels behaviour to stand before the ladies.*“ [1])

England erfreute sich damals der tiefsten Ruhe; kaum dass man über einen Hader in Amerika

[1]) Ein Schurke, wer sich vor die Damen hinstellt.

zwischen französischen und englischen Kolonisten sprach, die man nur als einen jener unvermeidlichen Zwischenfälle an den fernsten Grenzen der Metropolen betrachtete. Man dachte so wenig an den Krieg, dass ich, ganz im Gegenteil, aufgeklärte Menschen oft prophezeien hörte, was sich erst drei Jahre später offenbarte: so sehr habe der Krämergeist den grössten Teil der Navigatoren und der Kriegsmarine erfasst, so sehr scheine die Regierung alles zu vernachlässigen, was die Wehrfähigkeit des Landes betreffe, dass das Debüt des ersten kommenden Krieges für England unbedingt schlecht sein und auch schlecht bleiben werde, bis die Schmach verschiedener Misserfolge den Nationalstolz erwecken und der englischen Regierung einen neuen Impuls verleihen würde. Diesen Impuls gewann sie sich erst wieder, als Georg II. den drängenden Bitten des Herzogs von Newcastle nachgab und seinen persönlichen Widerwillen gegen Herrn Pitt beiseite liess, den letzten seiner berühmten Gegner, die seine ersten Regierungsjahre bedrängt hatten, von dessen Begabung und dessen Ansehen es jedoch in der Öffentlichkeit hiess, sie seien zur Stütze des Staates unumgänglich nötig.

Ich habe Pitt gesehen; aber ich will von ihm sagen wie Pope von Dryden: *Virgilium vidi tantum.* Ich hatte nicht den Vorzug, mich mit ihm zu unterhalten. Jedoch allein schon sein Anblick wird mir eine interessante Erinnerung bleiben: von grosser Gestalt, hager, die Physiognomie eines Adlers; mehrere Reisende, die verschiedene Cäsarbüsten gesehen hatten, sagten mir, er sei diesen ähnlich.

Ich bemerkte schon damals manches heimliche Entgegenkommen des Hofes oder zumindest der Minister,

die Herrn Pitt durch jenen oben erwähnten Charles Yorke zu gewinnen versuchten, mit dem ich eine Reise ins Innere des Landes unternahm, wo wir mit Pitt zusammentrafen.

Diese Reise brachte mir ausser dem Vergnügen, Bath, Wilton, Oxford, Stone-Hinge und einige andere benachbarte Orte kennen zu lernen, noch die Bekanntschaft einiger hervorragender Persönlichkeiten ein. In der Nähe von Bath (dessen Schönheit damals erst im Aufblühen begriffen war) kam ich in das Haus eines gewissen Sir Allen, den Pope in seinen Werken erwähnt und dessen Tochter mit Doktor Warburton verheiratet war. Er hatte mit Pope intim verkehrt und sprach mit solchem Enthusiasmus über ihn, dass ich gewissermassen die Nähe jenes berühmten Mannes zu fühlen begann, so lebhaft war auch der Eindruck all dessen, was mir in diesem Hause, wo Pope so lange gelebt und wo jedes Möbelstück an ihn erinnerte, über ihn berichtet wurde, und ich verstand, wie die Geschichte der ersten Zeitalter durch mündliche Tradition überliefert werden konnte. Der Chevalier, nachmals Lord Lyttleton [1]), nahm mich mit ganz besonderem Wohlwollen auf und bezeugte es mir bis an sein Lebensende von Zeit zu Zeit immer wieder. Er ist der Autor der Briefe über die Troglodyten und hat auch noch andere Werke verfasst.

In Stow traf ich Mylord Temple an, den gegenwärtigen Besitzer, und seine Brüder, die Herren Grenville; einer von ihnen ist inzwischen zum ersten Schatzmeister ernannt worden. Mylord Temple zeigte mir inmitten seiner riesigen Gärten einen Tempel der

[1]) George, Lord Lyttleton (1709—1773), englischer Staatsmann, Historiker und Dichter. Anm. d. Herausg.

Freundschaft, worin Mylord Cobham, weiland sein Schwiegervater, von dem alle Dekorationen dieses Ortes, sowohl die Gartenkünste wie die Bauten, stammen, die Büste des Prinzen von Wales, Georgs II. Sohn, aufstellen liess, sowie die Büsten aller berühmten Männer, die unter des Prinzen Auspizien Walpole angegriffen und schliesslich gestürzt hatten. Und er erzählte noch folgende Anekdote: Ein Spassvogel, der es mit erlebt hatte, wie die meisten jener illustren Männer und schliesslich Mylord Cobham selbst aus der Partei des Prinzen von Wales desertierten, um sich der Hofpartei anzuschliessen, fragte diesen Mylord Cobham, als er ihm seinen Tempel zeigte, wem er die Schlüssel übergeben werde und wer diesen armen, verlassenen Prinzen weiter bewachen solle?

Das Haus und die Gärten von Stow, dazumal der grösste Privatbesitz in England, fesselten um so mehr meine Aufmerksamkeit, als an diesem Orte der Geschmack der chinesischen Gartenkunst zum erstenmal zur Schau gestellt worden war. Zu meiner Zeit hatte sich dieser Geschmack auf anderen Landsitzen bereits verfeinert und vervollkommnet. Auf Stow blickte man jedoch mit einer Art Verehrung, weil es die Wiege dieses neuen Geschmacks war, der die symmetrischen Gärten in Verruf brachte, die traurigen Taxusbäume und all jene holländischen Spielereien, die Wilhelm III. in England eingeführt hatte. Diese neue Geschmacksrichtung, die hauptsächlich darin bestand, künstliche Landschaften zu erzeugen, hatte sich zu einer Art neuer Sekte ausgebaut und trat mit dem Eifer und der unduldsamen Antipathie einer solchen gegen die alte Lehre auf. Ich wagte nur ein- oder zweimal, ein gewisses Bedauern zu äussern

über die völlige Verbannung der Geradlinigkeit bei Alleen und künstlichen Teichen. Ich sah, dass ich Gefahr lief, die Gunst zu verlieren, die mir ziemlich allgemein zuteil wurde, da Charles Yorke mich als seinen Freund einführte; meine aufrichtige Geneigtheit, die Engländer und fast jede ihrer Geschmacksrichtungen und ihr ganzes Gebaren zu verehren und zu lieben, verhinderte doch nicht, dass sich verschiedenes in ihrer Art zu sehen und zu fühlen mit meinen Anschauungen nicht deckte.

Am meisten erstaunte mich ihre Erziehung; im Gegensatz zu allem, was ich sonst überall gesehen, dass man sich nämlich beeifert, die Kinder gut zu erziehen, schien mir in den englischen Schulen das Ehrgefühl völlig vernachlässigt zu werden. Die Peitsche und nur die sehr freigebig angewandte Peitsche scheint dort den Ausschlag zu geben, und die Erfahrung spricht bei den Engländern für den Erfolg. Es gibt heutzutage keine Nation, wo so viele Individuen die lateinischen und sogar mehrere griechische Klassiker verstehen und auswendig kennen; jedoch scheinen die Lehrer an diesen Schulen sich nur zu dieser Unterweisung verpflichtet zu fühlen; sobald die Schulstunden vorüber sind, werden die Kinder völlig sich selbst überlassen, als wären sie Handwerker, die ihr Tagewerk vollbracht; sie machen absolut nur das, was ihnen beliebt, und man ist so weit davon entfernt, ihnen wie anderwärts gute Manieren beibringen zu wollen, dass man nichts auszusetzen findet, wenn ein Kind aus einem englischen College niemanden grüsst, sich vor niemandem erhebt und niemandem, wem es auch sei, irgend eine Zuvorkommenheit erweist. Im Hause ihrer Eltern sieht man

die zehn- und zwölfjährigen Knaben sich auf Sofas und Tischen herumwälzen, den Fremden ihre Füsse auf die Knie legen, wenn man sie fragt, geruhen sie keine Antwort zu geben, — und die nachsichtigen Eltern sagen hierzu: „*t'is a true rough school boy*“ [1]).

Ich habe die Engländer behaupten gehört, dass, wenn die Jugend nach den in anderen Ländern üblichen Höflichkeitsmaximen erzogen wird, man ihr die frische Originalität des eigenen Charakters raubt und der Verlust dieser Originalität nicht wieder gutzumachen ist; tatsächlich trifft man sie — wenigstens dem Anschein nach — in England häufiger an als anderswo; ich glaube es in der Folge verständlich zu machen, weshalb ich sage „dem Anschein nach“.

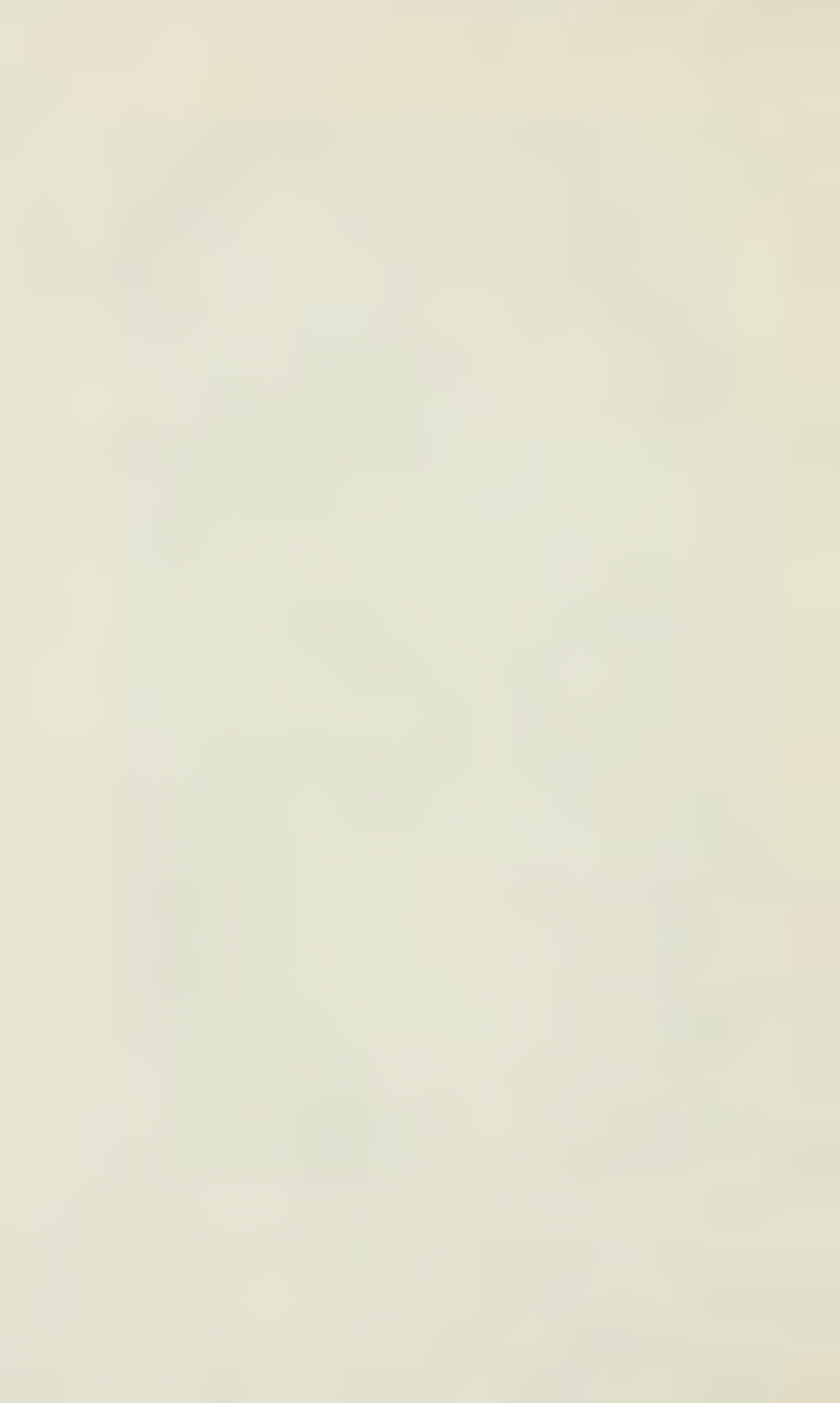
Nach vollendetem fünfzehnten Lebensjahr schickt man gewöhnlich die jungen Engländer von den niederen Schulen an die Universitäten von Cambridge oder Oxford, und es wird von ihnen erwartet, dass sie dort Geschichte, Jurisprudenz, Mathematik, Philosophie und sogar Theologie lernen. Ich glaube jedoch, die Engländer werden mich nicht desavouieren, wenn ich behaupte, dass trotz der wirklich sehr tüchtigen Lehrer kaum zehn von hundert Schülern dort etwas lernen, so gross ist die Freiheit der Studenten.

Wenn sie endlich das achtzehnte Jahr vollendet haben, manchmal auch früher, sollen sie nach allgemeinem Übereinkommen auf Reisen gehen; ich war nicht wenig erstaunt zu sehen, dass diese Nation, die im allgemeinen den Ruf der grössten Besonnenheit geniesst, in der Wahl eines Mentors als Reisebegleiter genau so wenig oder noch weniger wählerisch ist als andere Nationen (und nicht immer gibt man den

[1]) Er ist ein richtiger ungestümer Schulknabe.



Josef Potocki, Woiwode von Kiew, Grosshetman der Krone und Kastellan von Krakau, † 1751



Jünglingen überhaupt einen Mentor mit). So ziehen sie denn aus, das Gehirn gespickt mit gutem Latein und einigen englischen Klassikern und von der Überzeugung erfüllt, dass die Regierung, das Erdreich, die Sitten, der Geschmack, überhaupt alles in England besser ist als irgendwo anders. Solchermassen ausgerüstet und voller Missachtung für die Nationen, die sie aufsuchen gehen, sind sie sehr erstaunt, dass sie überall, wo sie hinkommen, von vornherein wie Wilde angestaunt werden, weil sie nicht einmal zu grüssen verstehen, nicht einmal wissen, wie man ein Zimmer betritt und verlässt; da sie die „nichtssagenden französischen Übungen“ stets verachtet haben und gewöhnlich ausser ihrer Sprache keine andere beherrschen, fallen sie notwendigerweise allen zur Last und infolgedessen auch sich selbst.

Da jedoch die meisten Engländer klug und stolz sind, empfinden sie diese Demütigung aufs lebhafteste, die zwei Rückwirkungen auf sie ausübt, eine gute und eine schlechte: die Langeweile treibt sie fast alle dem Spiel zu und den niedrigsten Ausschweifungen, der Überdruss nach diesen Ausschweifungen führt sie jedoch zur Lektüre, und so lernen sie notdürftig eine andere Sprache. Da jedoch diese Lektüre wieder ganz ungeregelt ist, erlangen sie oft eine, wenn man so sagen kann, bizarre Gelehrsamkeit in gewissen Dingen, mit denen sie sich zufolge der völligen Freiheit ihrer Gedanken und Handlungen vorzugsweise beschäftigen, während sie meist auf anderen Gebieten nicht über die krasseste Unwissenheit hinauskommen. Einige wieder (ihre Anzahl ist sehr beschränkt) geben sich den Bemühungen um die „guten Manieren“ hin oder, um es besser auszu-

drücken, geraten auf die Irrwege der Geckenhaftigkeit. Wenn sie sich aber einmal dieser Neigung hingeben, dann übertreffen sie die berüchtigtsten Vorbilder aller anderen Nationen, denn auch darin fordert der englische Stolz für sich den Vorrang.

Von der ersten ausländischen Stadt, wo sie die äusserste rauhe Schale bereits etwas abgestreift haben, begeben sie sich gewöhnlich nach Italien oder nach Wien. Ihre Ausgaben bewirken, dass man sie in ersterem Lande gut aufnimmt. Die langjährigen Verpflichtungen Österreichs gegenüber England, die Antipathie, welche die Deutschen Jahrhunderte hindurch gegen Frankreich genährt haben, gestalteten auch Wien zu einem den Engländern günstig gesinnten Orte. Erfolge ermutigen und entfalten, ehe sie verderben, — und so kommt es, dass diese jungen Engländer, die vor einem Jahre beim Antritt ihrer Reise wie Menschen von der anderen Halbkugel angestaunt wurden, uns jetzt durch ihre Sicherheit und Anmut in Erstaunen setzen; man darf jedoch nicht vergessen, dass sie bei Antritt ihrer Reise eine gewisse Grundlage guter literarischer Bildung besassen, dass sie im allgemeinen klug sind und dass die Demütigung bei ihrem ersten Debüt sie gezwungen hat, ihr notdürftiges Wissen zu erweitern. Der Wahrheit gemäss muss man hinzusetzen, dass die politische Bedeutung ihrer Nation, die Berühmtheit ihrer wirklich überlegenen Männer und schliesslich sogar die Absonderlichkeit ihrer Individuen in vielen Ländern ein ihnen günstiges Interesse erweckt; all das zusammengenommen bringt es zuwege, dass diese jungen Engländer nach beendigter Reise zu sich sagen: „So, wie wir nun einmal sind und indem wir nur das taten, was uns passte,

ist unsere Reise dennoch ganz gut verlaufen.“ Und das bestärkt sie in der bequemen Angewohnheit, nicht so zu sein wie alle Welt, sondern jeder nach seinem Belieben.

Mit den Ideen und den Gewohnheiten der grössten Freiheit erfüllt gebrauchen sie sie gar oft gegen den eigenen Hof, und je vermögender sie von Haus aus sind, um so länger beharren sie in dieser Opposition, die stets von einer gewissen dem Selbstbewusstsein schmeichelnden Volksgunst begleitet wird. Im Parlament und in allen Bureaus treffen sie Männer von grösster Versiertheit in den Wissenschaften der Berechnung, der Politik, des Rechts, der Geschichte usw., neben denen sie nicht bestehen können, wenn sie nicht so viel dazulernen, um wenigstens annähernd ihnen zu gleichen; dadurch werden sie gezwungen, ihre Dosis an Wissen noch zu vergrössern. Ich will hier nicht von der Art ihrer Beredsamkeit sprechen, denn dies würde eine besondere Abhandlung erfordern.

Solange also diese jungen Republikaner die patriotische Rolle (oder was dafür gehalten wird) durchführen, beglückwünschen sich jene, die einst die *true rough school boys* lobten, zu ihrer Erziehung, aber sie sind um die Antwort verlegen, wenn man sie fragt, warum so viele dieser Engländer, die anscheinend doch so originell und einander so unähnlich sind, in einem Punkte einander gleichen, nämlich im Eintreten für folgende Ansicht:

„Die Republik, — sehr schön, dennoch muss vor allem mein Individuum dort den Platz finden, der mir passt; meine Originalität, die ich nicht abstreifen will, hat mir bizarre und kostspielige Liebhabereien

angewöhnt; ich bedarf grosser Mittel, um ihnen zu genügen, also ergreifen wir, was sich bietet; die Volksgunst wird mich beim Hofe in Ansehen bringen, er wird mich brauchen; wenn ich ihn nur recht in Verruf bringe, wird er mich schliesslich kaufen, und dann kann ich mich über den Götzen der Popularität lustig machen, dem ich zuerst scheinbar geopfert habe; ich bin nicht so einfältig, habe selbständig denken gelernt und die Vorurteile zu gut abgeschüttelt, um mich in eine lächerliche Abhängigkeit von jenen Gemeinplätzen zu begeben, die in den alten Büchern Pflichten genannt werden: *Primo mihi*, das ist unser Wahlspruch."

Ich frage jene, die fünfzehn oder zwanzig Jahre später in England waren, ob sie nicht unendlich viele Engländer jeden Standes diese Moral ganz öffentlich vertreten gehört? Und woraus resultiert dieser allgemeine Egoismus? Was hat ihn so üppig ins Kraut schiessen lassen, wenn nicht jene Erziehung, die, anstatt die Schüler zu lenken und zu zügeln, ihnen zuzurufen schien: „Jeder für sich, Gott für alle, sehet zu, wie ihr vorwärts kommt!"

Vielleicht wird man mir einwenden, es sei wohl leichtfertig und ungerecht, so schwerwiegende Folgen einer so geringfügigen Ursache entspringen zu lassen, wie es die Ausseracbtlassung der „Manieren" ist; man wird einwenden, wenn es daran in England gebricht, so gibt es dagegen kein Land, wo man mehr von der Gutmütigkeit *(good nature)* spricht und wo man sie häufiger antrifft. Darauf entgegne ich, genau so wie jedes Übel schrittweise fortschreitet, so wird auch das Kind, das man daran gewöhnt, sich keinerlei Zwang aufzuerlegen, niemandem gefällig zu sein, dessen ein-

ziges, all seine Handlungen bestimmendes Motiv die Willkür ist oder die zwingende Macht der Peitsche, die sich ihm mit dem Begriff des Schicksals verbindet, — so wird ein solches Kind sich notwendigerweise einer Geistesrichtung nähern, deren einzige Richtschnur der Eigennutz bildet.

Man wird mir entgegnen, da müsste ja aber England seit langem verraten und verkauft sein . . . Worauf zu erwidern ist: „Das Leben der Staaten währt etwas länger als das Leben der Menschen; prüfen wir jedoch, ob auf die Apotheose des Ruhmes und der Bedeutung, in der sich England vor kaum zwölf Jahren [1]) befand, nicht ein zu rascher und sicht barer Absturz erfolgt ist, der vielleicht ein tiefwur zelndes Übel verkündet."

Und wieder wird man mir entgegnen: Wäre Herr Pitt bis jetzt an der Spitze des Ministeriums seines Landes geblieben, so wäre England noch jetzt die erste Macht in Europa. Und ich würde die Antwort wagen: Wäre Herr Pitt etwas weniger egoistisch, so wäre er noch Minister, hätte (nach seiner Verabschiedung) nicht die Kabalen geschürt, hätte die amerikanischen Kolonisten nicht so aufgehetzt, und die Regierung befände sich nicht in der unangenehmen Zwangslage, entweder eine Nachsicht zu üben, die bereits an Schwäche grenzt und ihren Rechten Abbruch tut, oder eine Strenge zu zeigen, die stets grausam erscheint und die leicht verhängnisvoll werden kann, wenn man gezwungen wird, das Blut der Bürger zu vergiessen.

Aber weiter, ist Herr Pitt denn der Inbegriff der ganzen Nation? Nein, gewiss nicht, und eben weil er es nicht ist, weil die alten nationalen Tugenden und

[1]) Anm. des Königs: Dies habe ich 1775 niedergeschrieben.

die Wirkungen der früheren Ereignisse der englischen Geschichte auf diese Nation den Rest eines Einflusses ausüben — ungefähr so wie die religiösen Grundsätze, die uns in der Jugend eingeprägt wurden, manchmal noch einen bejahrten Libertin zurückhalten können —, läuft die politische Maschine durch diesen ursprünglichen Impuls weiter. Ich bin weit entfernt zu behaupten, dass sie sich nicht wieder herstellen liesse, und vielleicht wird gerade ein Umstand, den die Engländer als ein Symptom des Verfalls ansehen, ihr zur Läuterung dienen.

Vor zwanzig Jahren geruhte kaum eine von vierzig englischen Frauen französisch zu sprechen; alle Frauen ohne Ausnahme, sogar die rothaarigen, legten weder Puder noch Schminke auf; sie vernachlässigten ihre Zähne; in ihrer Kleidung und in ihrem Benehmen bildeten sie den vollständigen Gegensatz zu den Französinnen. Heutzutage hat nicht nur in all diesen Punkten eine grosse Annäherung an ihre Nachbarinnen stattgefunden, sondern sie haben auch bereits einen bemerkenswerten Umschwung in dem Gebaren der Engländer bewirkt. Die Rigoristen wollen darin nur eine Annäherung an den monarchischen Geist erblicken; ich im Gegenteil würde zu glauben wagen, dass wenn diese beiden Nationen mehr miteinander verkehrten, als in der Vergangenheit, sie sich gegenseitig nützen könnten: die Franzosen sind besonnener geworden und weniger leichtlebig, und die Engländer glauben zwar, dass sie nur aus Entgegenkommen für die Frauen ihres Landes einen Teil der französischen Lebensart annehmen, doch sie werden vielleicht unmerklich den Fehler ihrer nationalen Erziehung ausmerzen, die ihnen zuerst eine über-

mässige Freiheit verleiht, sie jedoch in der Folge durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände in eine zu grosse Abhängigkeit von ihren Leidenschaften geraten lässt.

Da ich von ihrer Erziehung spreche, kann ich es mir nicht versagen, ein Wort über die Erziehung einer Klasse von Männern verlauten zu lassen, die in jenem Lande eine wichtige Rolle spielen, nämlich die Matrosen. Wenn man sie kennen lernt ist man geneigt zu sagen, hier sei der Versuch gemacht worden, mit welchem Mindestmass an Ideen und Kenntnissen es möglich ist, menschliche Wesen existieren und agieren zu lassen. Gewöhnlich treten sie bereits im zartesten Kindesalter in den Dienst; sie hören so wenig von Gott und dem Teufel, dass man allen Grund hat zu glauben, jene Geschichte habe sich tatsächlich ereignet, die da berichtet: ein Schiffskaplan hielt seinen Schäflein eine Predigt und wusste sie nicht besser vor der Übertretung der Gebote zu warnen als durch die Versicherung, sie würden in die Hölle kommen, so wahr er die Fliege in seiner Hand halte, die er soeben gefangen; als er jedoch die Hand öffnete und die Fliege nicht fand, erlaubte er ihnen über diesen Umstand zu glauben, was ihnen beliebte.

Ich meine, dass diese selbe Gedankenarmut am meisten dazu beiträgt, den englischen Matrosen jene Bravour einzuflössen, die sie so auszeichnet. Sie denken nicht an das, was im anderen Leben ihrer wartet, und bemühen sich in diesem Leben nur dem drückendsten Ungemach aus dem Wege zu gehen; ein solches sind die sehr strengen körperlichen Strafen, die ihnen für die geringste Übertretung oder Nachlässigkeit im Dienst zuteil werden; Gewohnheit und Erziehung

befreunden sie so gut mit dem, was man gemeinhin Gefahr nennt, dass sie das physische Gefühl der Furcht verlieren oder vielmehr niemals erwerben. Sie sind stets guter Laune, denn sobald der Dienst beendet ist, lastet keine Sorge auf ihnen. Ihre Nahrung und die Befriedigung all ihrer Bedürfnisse ist ihnen gesichert; das einzige Verlangen, das sie in Ermanglung der Frauen an Bord nicht stillen können, wird dann in den Häusern, die von der Regierung *ad hoc* begünstigt werden, vollauf befriedigt. Sobald sie den festen Boden betreten, vergeuden sie ihre ganze Löhnung; sie erhalten die Löhnung erst an Land und zwar für die ganze Dauer der vollbrachten Reise oder Kampagne; sobald sie alles verausgabt haben, sehen sie sich wieder genötigt und sind geneigt, neuen Dienst zu nehmen und sich sofort einzuschiffen.

Wenn es einmal vorkommt, dass sie nicht ihr ganzes Geld bei den Weibern lassen, so geben sie das, was ihnen noch bleibt, dem ersten besten, der sie darum angeht. Es beunruhigt sie keine Sorge um die Zukunft, aber auch kein Gedanke an die Schicklichkeit. Eine ganz besondere Art Menschen, deren Leben von einer einzigen Triebfeder gelenkt wird, der Furcht vor körperlicher Züchtigung, doch sind sie deshalb weder feig noch traurig. Jeder Matrose will, sobald er seinen vierstündigen Dienst beendigt hat, von seinem Recht Gebrauch machen und sich ruhig niederlegen, obgleich ein Gewitter heraufzieht oder das Wasser steigt, denn er meint, jetzt ist an einem andern die Reihe, das Schiff zu retten; es sei denn, dass der Kapitän von seiner Macht Gebrauch macht; dann fürchtet der Matrose nur die Strafe, nicht den Tod, denn so wurde er auferzogen. Man könnte sagen, die Land-

truppen gewisser Mächte seien ihnen darin gewissermassen ähnlich, dennoch erreichen sie nicht diese Macht der Matrosenschule, die tatsächlich den Vorteil hat, die Schüler in noch jüngeren Jahren abzurichten. Die Engländer erfreuen sich auf ihrer Insel der Freiheit — das ist richtig, dagegen gibt es nirgends ein despotischeres Kommando noch eine gehorsamere Unterwürfigkeit als jene, der man auf ihren Kriegsschiffen begegnet.

Ich kann England nicht verlassen, ohne noch zweier hervorragender Persönlichkeiten dieses Landes Erwähnung zu tun, deren man voraussichtlich einige Zeit gedenken wird.

Nach dem, was Doktor Mathy, Sekretär der Royal Society, vor kurzem über Mylord Chesterfield gesagt hat, bliebe seiner Beschreibung des Lebens und Charakters des Lords fast nichts hinzuzufügen, hätte er nicht gewisse Eigentümlichkeiten dieses berühmten Mannes ausser acht gelassen, die mich gerade in dem Gedanken bestärkten, dass, wenn ein Engländer sich irgend einer Manie hingibt, er auch darin viel weiter geht als irgend ein Mann einer anderen Nation. Mylord Chesterfield sprach ein viel korrekteres und sogar ein viel besseres und eleganteres Französisch als alle anderen Engländer, die ich damals gehört, zu einer Zeit, wo der antigallikanische Geist und Ton noch viel weiter getrieben wurde als heute; er liebte es jedoch so sehr, mit dieser Gabe zu prahlen, dass er sich einen besonderen Korrespondenten in Paris hielt, der ihm alle neuen Ausdrücke und Redensarten mitteilen musste, die die Mode aufkommen liess.

Noch eine andere sonderbare Gewohnheit hatte er: er behauptete, sein Sehorgan sei ganz anders wie das

aller anderen Menschen, und er lobte die Eleganz meines grünen Fracks, während dieser doch von kaffeebrauner Farbe war. Auch merkte man ihm bald eine leichte Manieriertheit der Ausdrucksweise an, die auch aus einigen seiner Schriften spricht.

Trotz alledem und trotz seiner wirklich empfindlichen Taubheit fand man doch grossen Gefallen an seiner Konversation, da er sehr geistreich und gebildet war und auf seinen Reisen und den hervorragenden Ämtern, die er im eigenen Lande bekleidet, viele Leute kennen gelernt hatte. Er war einer der Schönredner von Walpoles Gegenpartei, sprach jedoch niemals *ex tempore*. Stets bereitete er sich auf seine Reden vor; man sagte von ihm: *his oratory is not in ready money, but in bills* (sein Rednertalent ist keine Münze, sondern ein Wechsel).

Sein Zeitgenosse, Mylord Granville (früher Carteret), war damals Präsident des Kabinettsrats; er sprach nicht so gerne Französisch wie Chesterfield, dagegen hatte er eine unglaubliche Leidenschaft für die spanische Sprache und ganz besonders für den Don Quijote, den er auf seine Kosten gar prächtig drucken liess. Auch er war einer der heftigsten Gegner Walpoles, dennoch gelang es ihm, Georgs II. Gunst völlig wiederzugewinnen, so dass dieser Fürst wiederholt den Wunsch äusserte, ihn an die Spitze des Ministeriums zu stellen, doch konnte er sich dort nicht lange halten.

Er war ein Whig, das Gros der Whigs hatte jedoch kein Vertrauen zu ihm, obgleich alle sich über seine hohe Begabung einig waren. Als im Jahre 1745 der König darauf bestand, ihm die Stelle des Herzogs von Newcastle zu übertragen, den er seines Amtes enthob,

legten einige hundertvierzig Personen in den höchsten Stellungen ihre Ämter nieder. Mylord Carteret sah sich genötigt dem König zu sagen: „Geruhen Ew. Majestät mich meines Amtes zu entheben, denn ich kann die Geschäfte nicht führen; ich sehe, dass ich die Mehrzahl des Parlaments gegen mich haben werde." Der König sah sich gezwungen, zwei Tage nach Mylord Granvilles Erhebung dieser Bitte zu willfahren; die Witzbolde liessen ein kleines Buch in Folio-Format jedoch in Daumengrösse drucken, das betitelt war: „Geschichte des Ministeriums Granville"; die zweihundert Seiten dieses Buches bestanden jedoch nur aus zwei Zeitungsartikeln: der eine kündigte Granvilles Berufung, der andere seine Demission an.



SIEBENTES KAPITEL

MEINE ABREISE. ANKUNFT IN HOLLAND. BANGIGKEIT. — DER JUDE TOBIAS BOAS KOMMT MIR ZU HILFE. — WOHLWOLLENDER EMPFANG MEINER MUTTER. — DER OSTROG-REICHSTAG. — FRANKREICHS ABSICHTEN. — DIE WOIWODIN VON SMOLEŃSK. — DIE FÜRSTIN-GENERALWACHTMEISTERIN. — MORALISCHER UND POLITISCHER STAND MEINER FAMILIE. — DAS TRIBUNAL VON WILNO UNTER FLEMMING. — WILNO UND EINE REASSUMPTION IN WILNO. — PARTEIGEIST IN LITAUEN. — FLEMMINGS UND SAPIEHAS EIFERSUCHT. — FRAUSTADT. — ICH WERDE TRUCHSESS. — MEIN BRUDER HÄLT MIR EINE PREDIGT. — RENDEZ-VOUS. ABENTEUER. — ABREISE NACH RUSSLAND.

Im Juni 1754 erhielt ich von meinem Vater die Order, nach Polen zurückzukehren. Ich machte eine sehr glückliche Überfahrt von Harwich nach Helwet-Sluyss in vierzehn Stunden. Aber noch nie hatte ich solch eine Bangigkeit und Herzbeklemmung verspürt als wie bei meiner Ankunft im Haag. Ich hatte weder getrunken, noch gespielt, noch mich mit Frauenzimmern abgegeben, hatte nichts von jenen Dingen getan, die man gemeinhin Jugendtorheiten nennt, und hatte doch das ganze Geld, das meine Familie mir für die Reise mitgegeben [1]), restlos verbraucht, so dass ich zusammen mit Cieński, einem jungen Gardeoffizier, der mich begleitete, und meiner ganzen Dienerschaft nach Bezahlung der letzten Postpferde keinen roten Heller übrig behielt. Ich zitterte, dass irgend ein Unfall mich in die Verlegenheit bringen könnte, meine Mittellosigkeit gestehen zu müssen, eine Verlegenheit, die überall peinlich, in Holland aber viel schrecklicher als anderswo ist, da die angeborene Ge-

[1]) Anm. d. Königs: Mein Vater hatte mir für diese Reise 3500 polnische Gulden gegeben, meine Grossmutter 1000, der Woiwode von Ruthenien schickte mir 500 Dukaten; damit reiste ich fünfzehn Monate in Österreich, Sachsen, Holland, Frankreich und England und liess mir in Paris eine Garderobe anfertigen.

schicklichkeit der unteren Klassen dieser Nation in Gaunerstückchen und ihre Keckheit die Ausländer tausend Missgeschicken ausliefern.

Kaum war ich ausgestiegen, so liess ich Kauderbach bitten, bei mir vorzusprechen; ich hatte ihm bei einer früheren Zusammenkunft einen Gefallen erwiesen, jetzt bat ich ihn um Hilfe, und eine Stunde später brachte er mir dreihundert Dukaten, die mir auf seine Gutsage hin ein Jude namens Tobias Boas vorstreckte; an diesen Dienst erinnernd schrieb er mir später nach meiner Erwählung einen Glückwunschbrief, den ich aufs freundlichste beantwortete.

Am nächsten Tage reiste ich weiter und kehrte eiligst über Hannover und Dresden nach Warschau zurück in der sicheren Annahme, Landbote zu werden.

Bei meiner Ankunft liess meine Mutter mir nur die Zeit, meinen Vater zu begrüssen, dann nahm sie mich sofort beiseite um mich zu fragen, wie viel Schulden ich gemacht. Als ich ihr antwortete, ich wäre nur dreihundert Dukaten im Haag schuldig, glaubte sie einen Augenblick, dass ich ihr nicht alles gestehen wollte; meine Wahrhaftigkeit kennend, schenkte sie jedoch meinen Beteuerungen bald Glauben und sagte: „Das wird bezahlt.“ Gleich darauf führte sie mich an ein Fenster, um mir eine (für jene Zeiten) prächtige Equipage zu zeigen, die für mich bestimmt war, und alles an diesem Tage schien mir eine weitere Reihe angenehmer Tage zu verkünden. Aber das war nur ein trügerischer Traum von kurzer Dauer, der bald den drei traurigsten Monaten meines Lebens weichen musste.

So zärtlich und wohlwollend meine Eltern beim ersten Empfang waren, ebenso missmutig und mit

tausend kleinen Dingen unzufrieden waren sie hernach, und die geringfügigen Ursachen ihrer Unzufriedenheit liessen mich diese um so schmerzlicher empfinden, als ich fand, dass sie ungerecht waren, und ich sie doch herzlich liebte. Später glaubte ich zu verstehen, dass diese Übellaune seitens meiner Mutter mehr gewollt als aufrichtig war und sie mich dadurch zu grösserer Sorge um meine häuslichen Angelegenheiten anzuhalten gedachte, die ich ihrer Ansicht nach zu leicht nahm.

Doch jetzt versetzte es mich in eine tiefe Melancholie, die sich noch bedeutend durch die Idee verstärkte, dass man mich nicht lange genug in Frankreich und England gelassen, wo ich tatsächlich nur ein Viertel von allem gesehen hatte, was ich zu sehen und zu studieren gewünscht. Noch viel schmerzlicher wurde dieses Bedauern, als meine Eltern mir erklärten, sie wünschten nicht, dass ich mich zum diesjährigen Reichstag als Landbote wählen liesse, und zwar aus dem Grunde, weil mein Schwager wegen der berühmten Ostrogaffäre in offenem und sehr lebhaftem Gegensatz zu meinen Oheimen Czartoryski stand und meine Eltern nicht wollten, dass ich auf dem Reichstag in die Lage geriete, entweder gegen meinen Schwager oder gegen meine Oheime aufzutreten.

Diese aufgezwungene Untätigkeit kränkte mich tief, sie erschien mir demütigend; ich beneidete jene, die Gelegenheit hatten, sich auf diesem Reichstag auszuzeichnen.

Vier Landboten lenkten die meiste Aufmerksamkeit auf sich. Von diesen sind Skrzetuski und Dąbrowski tot, Sosnowski (heute litauischer Feldhetman) und Czaplic (jetzt Oberjägermeister der Krone)



Franziskus Salesius Potocki, Woiwode von Kiew, † 1772



erlangten damals den Ruf mutiger und beredter Patrioten. Sie gehörten zur Partei meiner Oheime, waren also Gegner des Grosshetmans und des Hofes. Man kann sich leicht vorstellen, wie verlockend es für einen jungen, aus England heimgekehrten Menschen sein musste, eine Rolle zu übernehmen, die nicht nur Mut erforderte, sondern auch gerecht war.

Folgende Umstände hatten in mir diesen Glauben erweckt: Der Rezess des Reichstags vom Jahre 1677 hatte diese Angelegenheit in Schwebe gelassen. Kein einziger späterer Reichstag hatte sie entschieden, und offensichtlich konnte nur ein Reichstag sie gesetzlich regeln. Die Zulassung der Malteser zur Nutzniessung der Ostrogskischen Besitzungen wurde allgemein als dem Staate schädlich erachtet und unvereinbar mit dem Wortlaut des Gesetzes vom Jahre 1609, welches als Erben der Ostrogskischen Besitzungen nur Blutsverwandte näheren oder entfernteren Grades zuzulassen schien.

Und doch sah ich, dass der Grosshetman durch militärische Übermacht eine Sache entscheiden wollte, die zum mindesten zweifelhaft war, und zwar auf solche Weise, dass ein begüterter Edelmann, Fürst Janusz Sanguszko, Marschall des litauischen Hofes, ohne richterliches Dekret von seinem sehr ansehnlichen Gute vertrieben wurde und dieser sehr reiche Magnat sich plötzlich sogar der grössten Armut gegenübersah, aus der er sich nur dadurch retten konnte, dass jene, zu deren eventuellen Gunsten er seinen Besitz verschrieben, zu seinem Unterhalt beisteuerten.

Der verstorbene König hatte sich verleiten lassen, die Schritte des Grosshetmans durch königliche Akte zu unterstützen und zu ermutigen; diese Akte wurden

damals ziemlich allgemein als ungesetzlich angesehen und verletzten mich um so mehr, als man Grund zu der Annahme hatte, sie wären niemals zustande gekommen ohne den neuerlichen Einfluss Mniszechs, des Marschalls der Krone und eines Schwiegersohnes des Grafen Brühl, der durch diese Sache eine Gelegenheit suchte, meinen Oheimen entgegenzuarbeiten und sie zu demütigen.

Auch Frankreich hatte seine besonderen Absichten und Gründe (sie sind fast aller Welt verborgen geblieben), den Grosshetman zu unterstützen. Diese Absichten Frankreichs waren (wie ich es erst viel später erfuhr): durch die Unruhen, die diese Angelegenheit in Polen verursachte, der Partei des Grosshetmans und der ihm günstig gesinnten Krone ein solches Übergewicht über die von Russland unterstützte Partei der Czartoryskis zu verschaffen, dass schliesslich der Vorwand zu einer Konföderation gegeben wäre; diese nun gedachte Frankreich durch Geld und Waffenlieferungen (einige tausend Stück gelangten tatsächlich heimlich nach Danzig) und durch die Truppen des Königs von Preussen zu verstärken, und das alles sollte gemeinsam gegen Russland auftreten, denn es hatte Frankreich schmerzlich berührt, dass Russland bereits zweimal durch die Anwesenheit seiner Truppen in Deutschland die Entscheidung der Kriege der Bourbons gegen das Haus Österreich beeinflusst hatte. Frankreich gedachte sogar, zur Ausführung dieses Projektes nach und nach Schweden mit der Pforte zusammenbringen zu können, und dieses Projekt hätte vielleicht dahin geführt, dem sächsischen Hause die Sukzession des polnischen Thrones zu sichern.

Die wirklichen Motive Frankreichs waren mir damals unbekannt; da jedoch der König von Preussen, sein damaliger Bundesgenosse, in dieser Affäre mit ihm gemeinsam handelte, erschien mir diese preussische Unterstützung noch als ein weiterer Makel der Partei des Grosshetmans.

Da andererseits mein Herz und mein Verstand einen grossen Unterschied zwischen dem Grosshetman und meinen Oheimen machte, und zwar zugunsten der letzteren, erfüllte es mich in Anbetracht all der Umstände mit bitterem Schmerz, in diesem Augenblick zur Untätigkeit verdammt zu sein.

Da kam Williams an; er dachte genau so wie ich, weil er sich einerseits gegen Frankreich und den König von Preussen auflehnte, andererseits auch den Woiwoden von Ruthenien ungemein schätzte.

Nichts konnte mich über meine Untätigkeit trösten, ich war aller Vergnügungen überdrüssig und glaubte nicht einmal an die Möglichkeit, dass irgend eine Frau an mir Gefallen finden könnte, so närrisch und widerwärtig kam ich mir vor.

In dieser Geistesverfassung traf mich mein guter Freund Graf Rzewuski an, der damals als der eleganteste junge Mann Polens galt und von dem schönen Geschlecht sehr begünstigt wurde; er kam, um mir zu sagen: „Ich gratuliere dir zu deinem Glück: eine sehr hochstehende und bisher unbescholtene Frau will dich haben!"

Anfänglich wollte ich ihm nicht glauben, ihn nicht einmal anhören. Als er nicht nachgab, erkundigte ich mich endlich nach dem Namen der Dame[1]). Ich sollte

[1]) Es war Johanna Sapieha, die Gattin von Peter Sapieha, Woiwoden von Smoleńsk. Anm. d. Herausg.

raten. Ich nannte alle Frauen Warschaus ehe ich auf jene verfiel, die meiner Überzeugung nach bei ihrer extremen Heiterkeit, Jugend und Beliebtheit am wenigsten mit einem so grämlichen Manne sympathiesieren konnte, der so wenig sprach und auch noch nie das Wort an sie gerichtet hatte. Ich konnte kaum annehmen, dass sie mich überhaupt kannte, da doch eine ganze Schar sie umdrängte. Doch Rzewuski (der mit ihr sehr liiert war) sagte zu mir:

„Nun ja, als ich ihr mein Erstaunen ausdrückte, dass sie noch keine Wahl getroffen, und sie mich raten liess, wem sie am günstigsten gesinnt sei, habe ich genau dasselbe getan wie du jetzt: ich habe dich zu allerletzt genannt! Und doch hat sie gerade dich erwählt, und wenn du mir nicht glauben willst, so sprich mit ihr und du wirst sehen!"

Derselbe Abend überzeugte mich, dass er die Wahrheit gesprochen. Mein Erstaunen, meine Dankbarkeit, die Traurigkeit, in der ich dahingeschmachtet, und vor allem die geschmeichelte Eigenliebe beeinflussten mich mehr als eine wirkliche Neigung. Ich hielt mich für verpflichtet, dieses Abenteuer regelrecht weiterzuführen. Vierzehn Tage hindurch war die Dame mir huldvoll geneigt, aber sobald sie sah, dass ich mich ernsthaft engagierte, stiess sie mich plötzlich zurück und liess auch den sonderbarsten Launen freien Lauf, die je eine Schöne sich erlaubt, um mich zur Verzweiflung zu treiben. Ich war noch ein Neuling und nahm alles wörtlich, vor allem redete ich mir ein, nur durch fortgesetzte Treue, Aufrichtigkeit und eine genaue Protokollierung meines Tuns und Lassens mit allen seinen Folgen und Konsequenzen würde ich schliesslich meine Dame doch

bezwingen, so wie man ein Rechenexempel löst. Ich sah nicht, dass ich für diese lustige Kokette ein Spielzeug war, ein neues und ganz anderes Spielzeug als alle ihre bisherigen Courtisans; es belustigte sie, einen zweiundzwanzigjährigen Menschenfeind Feuer fangen zu lassen. Solchermassen amüsierte sie sich zwei Monate, dann reiste sie in die Provinz zu ihrem Gatten, von dem sie erzählte, er wäre sehr eifersüchtig; vor und nach ihrer Abreise ehrte sie mich durch ihre Korrespondenz und ich fand stets, dass sie mich schriftlich innig liebte, in Präsenz jedoch ganz und gar nicht; das alles bildete einen Kontrast, der mich quälte und mich oft fühlen liess, ich hätte meine wirkliche Bestimmung verfehlt.

Täglich kam ich mit meiner Cousine zusammen, die sogar Gefallen daran fand, meine Beziehungen zu der Dame zu begünstigen; damals gab sie vor, sie sehr zu lieben. Über alles waren wir ein und derselben Ansicht: über die Leute, das Vorgehen, die Lektüre, die Kunst, die Vergnügungen; wir besprachen alles und waren uns in unserem Geschmack und Urteil stets einig. Es war für mich das zärtlichste Verhältnis und ich fühlte unwillkürlich, dass ich in die andere nur aus einer Art Hartnäckigkeit verliebt war, dass diese jedoch mein Herz, meine Achtung und mein Vertrauen besass. Ich fand, dass ihr mehr Verstand und mehr Gefühl eignete als allen anderen Frauen. Sie schien damals über alle Schwächen ihres Geschlechts erhaben, als stammte sie aus einer höheren Sphäre, und es beglückte mich bereits, wenn sie nur geruhte das Wort an mich zu richten. Dies alles band mich immer fester an den Fürst-Woiwoden von Ruthenien, der seinerseits die ganze Grazie und Scharfsinnigkeit

seines Geistes auf mich wirken liess und es besser als jeder andere verstand, meiner Treuherzigkeit und Sensibilität zu schmeicheln.

Ich sah meinen Vater sich mit fortschreitendem Alter mehr und mehr von den Geschäften zurückziehen, während alle politischen Manöver und Handlungen durch meine Oheime aufs beste geführt wurden. Meine Mutter befasste sich meiner Meinung nach zu sehr mit dem Unrecht, das ihr Bruder ihr einst zugefügt, und mit der Sorge um meine Zukunft, indem sie mich allzu sorgfältig jegliches vermeiden liess, was mich mit den Machthabern in Kollision bringen konnte.

Sechs Monate später durfte ich mich jedoch schadlos halten. Fürst Radziwiłł, der Woiwode von Wilno und litauische Grosshetman, derselbe, von dem bereits früher die Rede war, hatte seinen Sohn, den heutigen Woiwoden von Wilno, auf dem Landtag von Mariä Lichtmess des Jahres 1755 zum Landboten wählen lassen mit der Absicht, ihm das Marschallsamt des diesjährigen Tribunals zu verschaffen. Allein schon der Gedanke, ein so junger, schlecht erzogener, unwissender und übel beratener Mensch könnte der Gerichtsbarkeit der ganzen litauischen Provinz vorstehen, versetzte alle Notabeln in grösste Bestürzung. Mein Onkel, der Kanzler, sah darin ausserdem noch einen Versuch der Hofpartei, zu der Radziwiłł gehörte, sich ein Übergewicht zu verschaffen. Er verdoppelte seine Umsicht und veranlasste seine beiden Schwiegersöhne Flemming und Sapieha, sich nach Wilno zu begeben, um wenn möglich dort Einspruch zu erheben oder zumindest zu versuchen, diesem sonderbaren Marschall die grösstmöglichste

Anzahl rechtschaffener und befähigter Richter beizugesellen.

Meine Eltern meinten, dies Schauspiel könnte für mich interessant und belehrend werden, und liessen mich daher in Begleitung des Grossschatzmeisters Grafen Flemming hinfahren.

Flemming liebte mich damals sehr. Dieser merkwürdige Mann verdient es, dem Leser besser bekannt zu werden. In Pommern geboren und auferzogen, hatte er in seiner Jugend in Frankreich gedient; der Titel eines Neffen des Feldmarschalls Flemming, ersten Ministers Augusts II., führte ihn nach Sachsen und später hierher; als August II. starb, war Flemming mit der Fürstin Wiśniowiecka in einer Weise liiert, die ihm einen grossen Einfluss auf den Geist ihres Mannes sicherte, damals einer der Hauptpersönlichkeiten Litauens[1]). Flemming gelang es, ihn so stark zu beeinflussen, dass er während der Wahl Leszczyńskis im Jahre 1734 beinahe als einziger polnischer Magnat für August III. eintrat, und das brachte Flemming alsbald die Starostei von Szereszów und das Amt eines litauischen Artilleriegenerals ein.

Bald gesellte sich seinem beginnenden Glücke der Ruf eines geschickten Landmanns und Financiers, so dass er zum Pächter der königlich-litauischen Ökonomie ernannt wurde. Hier bereicherte er sich sehr und erlangte die Mittel, das Amt eines Grossschatzkanzlers zu kaufen, gestützt auf seine Eigenschaft eines Schwiegersohnes des litauischen Kanzlers, dessen zwei ältesten Töchter er hintereinander geheiratet hatte.

[1]) Der Kanzler Michael Wiśniowiecki wurde später litauischer Grosshetman.

So sehr er durch seine originellen und lustigen Einfälle oft gefiel, so beschwerlich war er seinen Freunden durch seine plötzliche sprunghafte Übellaunigkeit, der er sich häufig hingab. Sein ganzes Wesen und Gebaren schien durchaus nicht mit den Sitten und dem Wesen der Polen und der Sarmaten zu sympathisieren, mit denen er oft zusammenleben musste, deren Sprache er jedoch nur schlecht beherrschte, obgleich er ebenso wie sein Onkel als gebürtiger Pommer im Besitz des polnischen Indigenats war. Er verweigerte oft die Erfüllung der Wünsche verschiedener Petenten und brüskierte sie, trotzdem war es ihm gelungen, sich in Litauen grosses Ansehen und Einfluss zu verschaffen. Einerseits vertraute man mit Bestimmtheit seinem gegebenen Worte, andererseits verschaffte ihm sein Amt eines Generalpächters der königlichen Ökonomie und eines Grossschatzmeisters für Litauen häufig die Gelegenheit, all jene, mit denen er zufrieden war, sich zu verpflichten und jene, die ihm missfielen, zu verdriessen, und er verstand dies auszunützen.

Mit ihm also ging ich nach Wilno. Diese Hauptstadt Litauens bewahrte noch, trotz dem Verfall ihres Handels, dem Mangel an Ordnung und den häufigen Feuersbrünsten, die Spuren einstiger Herrlichkeit und man begriff, dass die früheren Herzöge und Könige aus dem Hause der Jagiellonen dort prunkvoll residieren konnten. Die Kapelle des heiligen Kasimir ist wirklich ein schönes Stück Architektur. Ich fand eine Brücke über die Wilia vor, doch gab es noch keine über die Weichsel. Was meine Aufmerksamkeit jedoch festhielt, war der Unterschied einer Wiedereröffnung oder (um den im Lande üblichen Aus-

druck zu gebrauchen) einer Reassumption des Tribunals in Litauen und einer Reassumption des Tribunals der Krone.

In der Krone begaben sich die Parteihäupter, vor allem die bejahrten, nur selten persönlich zur Reassumption von Piotrków, und wenn ihre Vertreter in der Zahl eine Stütze suchten, so bemühten sie sich gewöhnlich, die dazu erforderlichen Individuen aus Einwohnern der an Piotrków angrenzenden Woiwodschaften zusammenzubringen; hauptsächlich lieferte solche die Woiwodschaft von Sieradz, oder vielmehr dort wurden sie zu Hunderten ausgeliehen, denn dort lebte ein zahlreicher armer Adel.

Manchmal geschah es, wie im Jahre 1749, dass die Befehlshaber der Staatstruppen diese missbrauchten; gewöhnlich war jedoch das Schauspiel einer Reassumption von Piotrków weit weniger imposant als jener von Wilno, denn der Woiwode von Wilno vereint gleichzeitig in seinem Amt auch die Würde eines Starosten des adeligen Gerichtshofes dieses Ortes und somit die Funktion, den Eid der Deputierten in einem Saale des Schlosses entgegenzunehmen, dessen Gouverneur er ist. Ausserdem war der Woiwode von Wilno meist gleichzeitig auch Grosshetman von Litauen, weil damals noch kein Gesetz die Unvereinbarkeit dieser beiden Würden vorschrieb, und ferner war entweder ein Radziwiłł oder ein Sapieha, immer aber ein Mann aus den ersten Geschlechtern der Provinz Träger dieser Würden und es folgte ihm zu dieser Reassumption eine zahlreiche Schar von Edelleuten und hervorragenden Militärs.

Das Gesetz vom Jahre 1717 untersagte in Wirklichkeit den Grosshetmans, der Zusammensetzung

der Tribunale beizuwohnen; da jedoch die gleiche Persönlichkeit hier auch Woiwode von Wilno war, dispensierte sie das Gesetz kraft dieser Eigenschaft von jenem Verbote.

Wer nun die Absichten dieser Woiwoden von Wilno durchkreuzen wollte, die durch ihre Ämter und durch den Ort selbst, wo sie ihrer Ämter walteten, solchen Einfluss auf die Zusammensetzung der Tribunale hatten, der war selbstverständlich genötigt, möglichst viele Edelleute zu seiner Unterstützung herbeizuziehen, und zwar nicht nur arme, sondern auch angesehene, die es wagten und vermochten, gegen die Woiwoden von Wilno aufzutreten.

Der Marschall eines jeden neuen litauischen Tribunals hatte (bis zur jetzigen Regierung) das Vorrecht, nach eigenem Gutdünken das Register aller Prozesse zu ordnen, welche das vorhergehende Tribunal nicht entschieden hatte, und aller neuen Prozesse, zu denen sich die Parteien bei Beginn des jährlichen Tribunals einschrieben: dadurch wurde eine Unzahl Litauer genötigt, bei jeder Reassumption persönlich zu erscheinen.

Diese sämtlichen Umstände hatten die Litauer aller Woiwodschaften allmählich daran gewöhnt, jedes Jahr nach Wilno zu kommen; so konnte man dort beim Zusammentritt des Tribunals gewöhnlich mehrere tausend Edelleute jeden Ranges sehen, die entweder zur Wahrung ihrer Geschäfte, oder aus Neugierde, oder zum Amüsement zusammenkamen, wie zu einem öffentlichen Rendezvous, oder gar oft auch gegen Entgelt und auf Kosten der grossen Herren, die miteinander wetteiferten.

Die seit zwei Jahrhunderten bestehende Rivalität

zwischen den Sapiehas und den Radziwiłłs, die etwas jüngere Eifersucht der letzteren auf die Czartoryskis und das bedeutende Übergewicht dieser drei Häuser (durch ihren Reichtum und ihren Einfluss bei Hof) über alle anderen in Litauen hatten die nationale Gesinnung der Litauer unmerklich zu einer fast erblich gewordenen Abhängigkeit von einem dieser Häuser umgestaltet, so sehr dass die meisten es sich nicht einmal vorzustellen vermochten, wie sie allein existieren könnten, und zu guter Letzt ihre Anhänglichkeit an ihren Patron als eine Tugend ansahen; und es war in der Tat eine Tugend, je nachdem die Eigenschaften des Patrons mehr oder weniger Achtung heischten.

Da jedoch die Erziehung der Radziwiłłs sich seit einigen Generationen schrittweise verschlechtert hatte, konnte es geschehen, dass zur Zeit, von der ich spreche, unter ihren ergebensten Klienten die berühmtesten Trunkenbolde und zügellosesten Ruhestörer Litauens zu finden waren. Sie waren dem Publikum so unbequem und so missliebig geworden, dass man diese Truppe der Eisenfresser, die das Gefolge der Radziwiłłs bildeten, allgemein nur Hajdamaken[1]) nannte. Die verschiedenen Gewalttaten, die sie unter dem Protektorat ihrer Patrone gewöhnlich ungestraft verüben konnten, zwangen schliesslich ihre Landsleute, sich zu ihrer Verteidigung ungefähr derselben Mittel zu bedienen, mit denen sie angegriffen wurden, und so hatte allmählich ganz Litauen einen kriegerischen Anstrich gewonnen.

Ein ledernes, mit Seidenfäden besticktes Wams un-

[1]) Hajdamaken sind herumstreifende Zaporoger, vom Raube lebende Kosaken. Im weiteren Sinne streitsüchtige, tollkühne Männer, Gewalttäter, Räuber. Anm. d. Herausg.

ter dem Obergewand, ledergefütterte Handschuhe und Mützen bildeten die gewöhnliche Kleidung. Säbel, deren Griff ein Drahtgitter umspannte und die *Katzenköpfe* genannt wurden, Pistolen in den Stiefeln und im Gürtel, sogar gezogene Musketen, die quer über die Brust oder über die Schulter getragen wurden, mit scharfen Patronen, — so trugen sich die zahlreichen Suiten, mit denen man sich in Wilno während der acht Tage, die man — zwei Wochen nach dem Osterfeste — dort zubrachte, gegenseitig besuchte. Ein Fremder, der diese lärmenden Umzüge gesehen hätte, mit Tausenden von Pferden, gewappnet vom Scheitel bis zur Sohle, wie sie in Wilno eine Woche hindurch fortwährend stattfanden, der hätte nicht erraten, dass man sich nur gegenseitig Besuche machte, um einen Gerichtshof einzusetzen. Es war dort üblich, jede Nacht in den Strassen Pistolenschüsse zu hören. Das war die gewöhnliche Herausforderung der Nichtstuer, auch wenn es keinen Anschlag galt.

Inmitten dieser dräuenden Umgebung ging man zu Diners, Soupers, zum Tanze und zu Festlichkeiten, oft auch in die Häuser der Gegenpartei, wo man während des Balls die Geschäfte besprach auf die Gefahr hin, beim Verlassen des Hauses die Klingen zu kreuzen.

In diese Art der Unterhandlungen also wurde ich damals eingeführt. Es handelte sich darum, entweder zu verhindern, dass der junge Radziwiłł Marschall wurde, oder mindestens unserer Partei die Mehrheit der Deputierten zu sichern und zwar durch verschiedene ähnliche Manöver, wie ich sie bei Erwähnung der Geschehnisse von Piotrków im Jahre 1745 beschrieben.

Aber beides misslang diesmal, denn Flemming und der Vizekanzler Sapieha konnten sich nicht verständigen. Flemming war von Eifersucht gegen seinen Schwager erfasst, weil er glaubte, dass ihr gemeinsamer Schwiegervater, der Fürst Czartoryski, jenen bevorzugte.

Graf Brühl hatte dieses Gefühl in Flemming gar bald entdeckt. Ausserdem war es ihm nicht unbekannt, dass Sapieha, den der Pädagogenton des Fürstkanzlers verletzte, allmählich von ihm abrückte. Er verstand es, diese Schwächen auszunützen und zwischen diese beiden Männer den Samen der Verstimmung auszustreuen, der zwar erst später zum Ausbruch gelangte, jedoch bereits jetzt den Einfluss beeinträchtigte, den ihre Partei bei grösserer Eintracht hätte erlangen können.

Ich sah also zuerst sehr viele fruchtlose Konferenzen; hernach, am Tage der Reassumption selbst, der damals auf den zweiten Montag nach dem Osterfeste fiel, das ganze Ritual dieser Feierlichkeit; während derselben legten die Eisenfresser der Radziwiłłpartei bereits die Hand an den Säbelgriff, da sie infolge eines Missverständnisses glaubten, es sei die Kampflosung gegeben worden. Ich erinnere mich, dass ein gewisser Ciechanowiecki seinen Säbel schon zur Hälfte herausgezogen hatte, als Flemming ihm auf die Schulter klopfte und in schlechtem Polnisch zu ihm sagte: „Lassen Sie das, es ist nicht nötig", und zwar mit einer ruhigen und überlegenen Miene, die ihm stark imponierte. Meine Reise brachte mir als Resultat nur die Bekanntschaft vieler Litauer ein, die Kenntnis ihres Gebarens und ihrer politischen Manöver; auch sah ich die schlechte Wirkung der Leidenschaften unse-

rer Führer sich in dem Sieg unserer Gegner offenbaren.

Achtzehnjährig wurde der junge Radziwiłł, der kaum seinen Namen schreiben konnte, Marschall des Tribunals; er benahm sich, was seine Person betraf, noch mehr als leichtfertiger Schüler, denn als schlechter Richter, aber seine Partei missbrauchte seinen Namen, um während der Tagung dieses Tribunals grosses Unrecht und zahlreiche Ungesetzlichkeiten zu begehen.

Ich verliess Wilno so betrübt, als wäre ich selbst an dem Ereignis schuld. Mein Alter und meine Veranlagung liessen mich jede Niederlage meiner Partei schmerzlich empfinden, ich sah in jedem Misserfolg eine persönliche Schande und ein dem Staat zugefügtes Übel, denn während der Jahre, wo das Tribunal im Sinne meines Onkels zustande kam, wurde die Gerechtigkeit weit besser gehandhabt und die Bramarbasse der Radziwiłłpartei waren in weit geringerem Masse eine öffentliche Plage. Aber es sollte sich mir ein anderer Schauplatz eröffnen.

Im Frühling des Jahres 1755 berief der König ein *senatus consilium* nach Fraustadt. Diesmal sollte er einem türkischen Minister Audienz gewähren, der Polen die Thronbesteigung des neuen Sultans zu verkünden kam.

Jedes Erscheinen des Königs auf polnischem Boden versammelte eine Menge Polen um ihn, allein schon wegen der verschiedenen Vakanzen, die er zu besetzen hatte.

Dieser Umstand bewog meine Eltern, mich mit meinem Onkel, dem Kanzler, hinzuschicken, um mich um die Stelle des Truchsess von Litauen zu bewer-

ben, die damals frei war. Mein älterer Bruder [1]) wurde beauftragt, sich ganz besonders für diese Beförderung einzusetzen. Er war hierzu der geeignete Mann, denn sein Zerwürfnis mit dem Woiwoden von Ruthenien hatte ihn seit langem von allen Massnahmen des letzteren ferngehalten, die in einer Opposition zum Hofe standen. Ich hatte viele Mitbewerber: mein Bruder verstand es, sie beiseitezudrängen und alle Hindernisse zu überwinden, die nicht gering waren, denn Mniszech wiederholte unaufhörlich zum Grafen Brühl, man müsste die Partei der Czartoryskis vernichten, wenn er wollte, dass die Hofpartei respektiert würde, der meine Gesinnung manche Fehde ankündigte. Graf Brühl jedoch, der genau wie sein Fürst Polen bloss als ein Objekt zweiten Ranges ansah, von dem nur der Titel Vorteile brachte, sonst jedoch kein wesentlicher Gewinn zu erlangen war, — Graf Brühl also war allem geneigt, was ein gewisses Gleichgewicht zwischen den angesehensten Familien herstellte und allzu grosse Verbitterung und heftige Reibungen verhinderte; daher liebte er es, die Wohltaten des Königs auf alle Parteien gleichmässig zu verteilen. Bei den Reichstagen verfolgte er kaum einen anderen Zweck als ihre Auflösung, um den König so schnell wie möglich nach Sachsen zurückzubringen, wo er sich viel wohler fühlte.

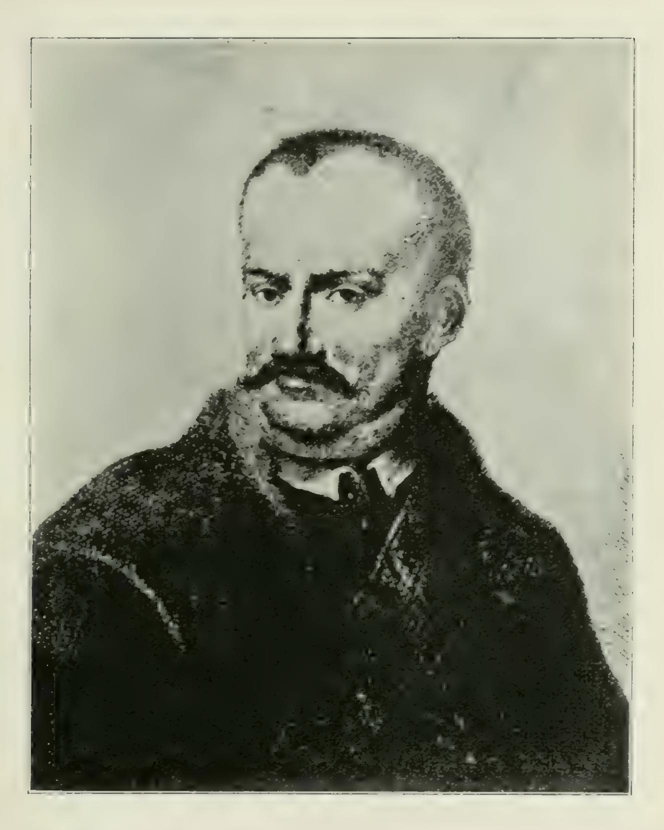
Dies verhalf mir zu meinem Amte, um das ich mich nicht im geringsten bemühte, da mir das Bücklingemachen fremd war. Ich übertrieb sogar diese Sorglosigkeit, und mein Bruder hielt mir dieserhalb eine Predigt, die mir im Gedächtnis haften blieb, weil sie sehr vernünftig war. Er sagte:

[1]) Kasimir, Kämmerer der Krone. Anm. d. Herausg.

„Wenn du dir nichts aus Auszeichnungen machst, darfst du deine Rivalen nicht unnötig ärgern, indem du welche annimmst; wenn du sie aber annimmst, dann musst du zum wenigsten eine gewisse Dankbarkeit bekunden. Kein geleisteter Dienst, kein überlegener Vorzug gestattet dir bisher, die Gnaden, die man dir erweist, als eine Belohnung hinzunehmen, und es ist durchaus nicht richtig zu sagen: *der König gibt nur das, was er kraft des Gesetzes an jemanden vergeben muss, ebenso wie der Empfänger ihm keinen Dank schuldet, um so weniger als er meistens ganz wahllos gibt.* Du bist der Ansicht, dass mancher zu Unrecht ausgezeichnet wurde: frage deine Rivalen und selbst viele Indifferente, ob sie dein Avancement begründet finden. Das sind ebenso viele Malkontente, die der König und sein Günstling durch deine Begünstigung gegen sich aufgebracht haben; wäre es nur dies, du müsstest es ihnen anrechnen; man muss sich der Reinheit seiner Motive genau bewusst sein und mit grosser Wahrscheinlichkeit auf einen für das ganze Land glücklichen Erfolg rechnen, wenn man sich um die Rolle eines Volkstribunen bewirbt. Glaubst du übrigens, dass ich die Mühsal der grossen Geduld und Sorgfalt nicht spüre, deren man bedarf, um die Erfüllung seiner Wünsche vom Hofe zu erlangen? Es verletzt mich zu sehen, wie gering du die Mühe einschätzest, die ich mir in deiner Angelegenheit gegeben; und doch wird es dir bei mancher Gelegenheit angenehm sein, dass du einen angesehenen Rang bekleidest."

Mein Bruder hatte recht, ich gab es zu und er verzieh mir, denn er ist wirklich ebenso gut als lebhaft und tapfer, und das will viel sagen.

In Fraustadt traf ich meine Dame an, sie war aber



Karl Stanisław Radziwiłł, genannt „Panie Kochanku“,
Woiwode von Wilno und litauischer Grosshetman
(Phot. Anderle, Krakau)

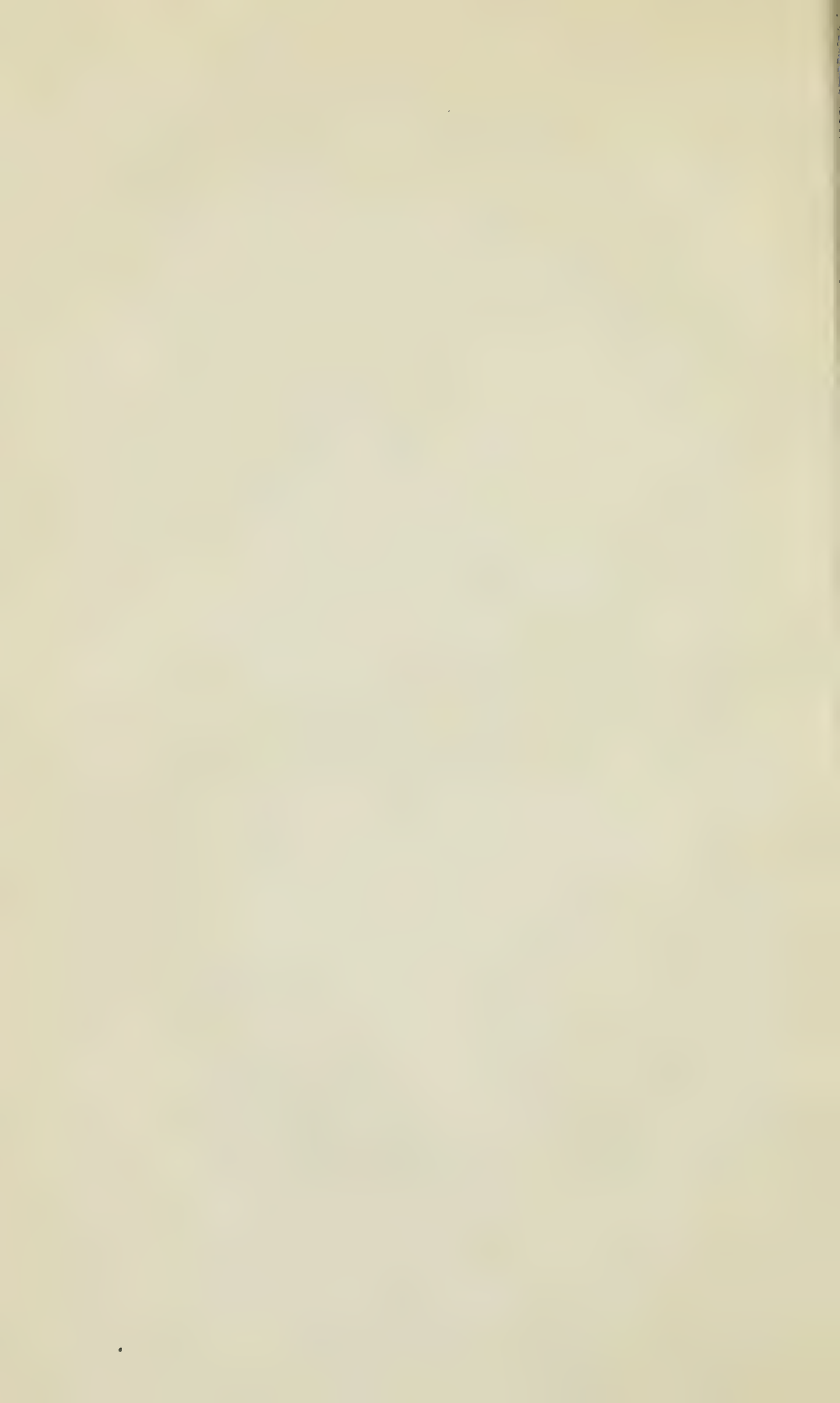


noch launischer als gewöhnlich, so dass ich ihr nach acht Tagen grösster Geduld zu verstehen gab, ich würde sie für immer verlassen, sobald ich Fraustadt verliess. Das rührte sie: sie gab mir ein Rendezvous, das gleich anfangs von ihrem Manne unterbrochen wurde. Ich hatte kaum genügend Zeit mich zu verbergen; er blieb so lange, dass der Tag bereits graute, als er sich entfernte. Ich musste meinen Abschied kurz gestalten. So unvollständig der Erfolg dieses Rendezvous war, behauptete sie, es hätte tiefen Eindruck auf sie gemacht. In meiner Seele keimte aber bereits der Wunsch, meine Kette zu zerreissen, die ich mehr aus Zufall denn durch eigene Wahl auf mich genommen und die ich mehr aus einer Art Verpflichtung denn aus Neigung getragen.

Als Williams das letzte Mal in Warschau war hatte er, mit Einverständnis meiner Eltern, mich versprechen lassen, dass, wenn er jemals nach Russland gehen sollte, ich ihn begleiten würde; kurz vor meiner Abreise nach Fraustadt schrieb er mir, er sei zum Gesandten an jenem Hofe ernannt worden, und gemahnte mich an mein Versprechen.

Meine Eltern ergriffen willig diese Gelegenheit, mich in ein Land zu schicken, dessen Kenntnis sie seit langem für mich als erforderlich erachteten; aber so sehr ich mich beeilte, Williams einzuholen, der während meines Aufenthalts in Fraustadt von Dresden nach Petersburg aufgebrochen war, kam ich erst nach ihm dort an, Ende Juni 1755.

Da sich mir in Petersburg eine neue Welt offenbarte, die Zeit meiner Erziehung gewissermassen beendet war und ich meine Kräfte frei zu betätigen begann, beende ich hier den ersten Teil meiner Memoiren.

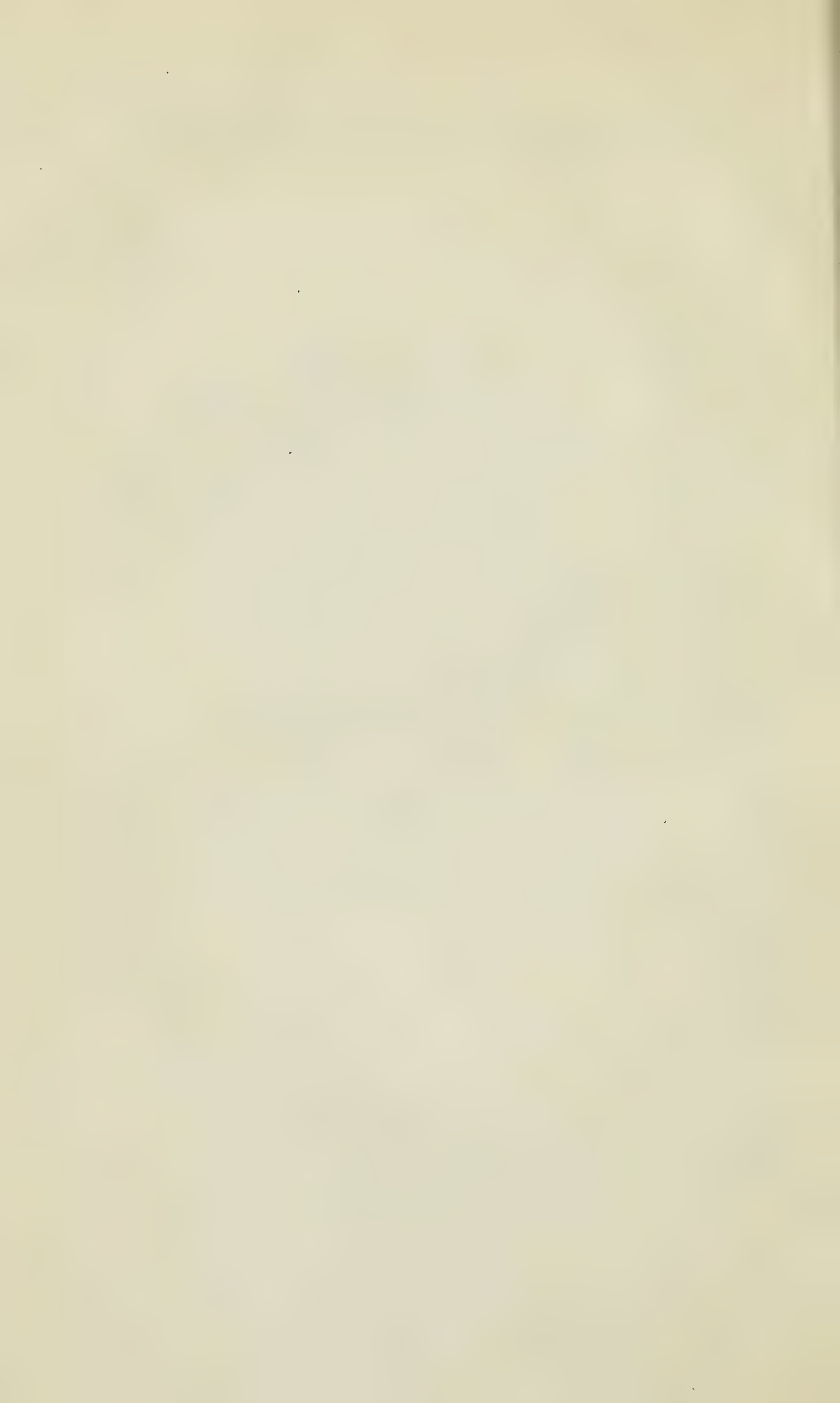


ZWEITER TEIL



ERSTES KAPITEL

POLITISCHE ERZIEHUNG BEI WILLIAMS. — DAS ABENTEUER DER UNTERSCHRIFT. *HIGH DISPLEASURE.* — DOUGLAS UND MESSONIER. — DISPUT ÜBER DEN FREIEN WILLEN. LEHNDORFF. — LEW ALEXANDROWITSCH. — ERSTE ZUSAMMENKUNFT. — PORTRÄT DER KAISERIN KATHARINA II. — VERTRAULICHE MITTEILUNG AN BESTUSCHEW. SEIN PORTRÄT. PORTRÄT VON MADAME BESTUSCHEW. — PORTRÄT DER KAISERIN ELISABETH. — ABRISS DER RUSSISCHEN GESCHICHTE SEIT DEM TODE PETERS I. — PORTRÄT VON KATHARINA I. — PORTRÄT VON ALEXEJ RAZUMOWSKI. — PORTRÄT DES HETMANS CYRILL RAZUMOWSKI. — ERZIEHUNG UND PORTRÄT PETERS III. — HORN. — MEIN PORTRÄT. — BESUCH IN ORANIENBAUM. KATHARINAS RIVALITÄT MIT LUDWIG XIV. — LEKTÜRE DER PUCELLE. — WINDPOCKEN. — KANZLER. ESTERHAZY. MEINE ABREISE. HORN. RIGA. — DIE TABATIERE.



Die Zeit meines ersten Aufenthalts in Russland im Hause des Chevalier Williams war für mich eine neuartige Schule. Seine Freundschaft zu mir und sein Vertrauen gingen so weit, dass er mich manches Mal die geheimsten Depeschen lesen liess, ich durfte sie chiffrieren und dechiffrieren. Es war eine Art Instruktion, die mir in meiner damaligen Stellung nur von ihm zuteil werden konnte.

Diese Intimität machte mich zum Zeugen einer Anekdote von solcher Wichtigkeit, dass sie die Politik ganz Europas zu interessieren vermochte. Williams war beauftragt, über eine Allianz mit Russland zu verhandeln, wonach gegen Vorausbezahlung gewisser Subsidien fünfundfünfzigtausend Mann russischer Landtruppen und eine bestimmte Anzahl von Kriegsschiffen England zur Verfügung gestellt werden sollten, um gegen den König von Preussen vorzugehen, dessen Namen zwar im Traktat nicht erwähnt wurde, dessen Länder jedoch darin so deutlich bezeichnet waren, dass ein Irrtum ausgeschlossen war.

Anfänglich hatte Williams einen raschen und für all jene erstaunlichen Erfolg, die die Langsamkeit des russischen Hofes zu jenen Zeiten und die Unentschlossenheit der Kaiserin Elisabeth kannten. Kaum zwei Monate nach seiner Ankunft in Petersburg war

das Traktat[1]) unterzeichnet. Williams erhoffte sich einen seinem Dienste entsprechenden Dank, jedoch der Kurier, durch den er die Ratifikation des Traktats erwartete, überbrachte ihm einen Brief des Staatssekretärs, worin die Worte standen: „Sie haben sich das Missfallen des Königs zugezogen, weil Sie Seine Dignität herabgesetzt, indem Sie nach den russischen Ministern unterzeichnet haben; ehe dieser Fehler nicht wieder gutgemacht ist, wird der König das von Ihnen unterzeichnete Traktat nicht ratifizieren."

Erst jetzt, nach der niederschmetternden Lektüre dieses Briefes, bemerkte Williams das ihm unterlaufene Versehen; in Wirklichkeit war es nicht so ernsthaft, wie man in England angenommen, wurde jedoch für Williams verhängnisvoll. Er hatte auf der Kopie, die in den Händen der Russen blieb, als erster unterzeichnet, sie hingegen als erste auf jener, die Williams nach England schickte. Er selbst, zwei russische Kanzler, zwei russische Sekretäre, Williams' Sekretär und ich, also sieben Personen, die an dem Erfolg der Sache interessiert waren, hatten an einem Versehen partizipiert, das der Schicksalslenker offenbar zur Erreichung seiner Ziele herbeigeführt hatte.

Anfänglich schien nichts einfacher, als es zu redressieren. Die russischen Minister bekamen von ihrer Fürstin eine leichte Rüge, wechselten dann ohne weitere Schwierigkeiten die beiden Exemplare aus und der englische Kurier reiste ab. Seine erste Reise war sehr rasch vonstatten gegangen, wid-

[1]) Das Petersburger Traktat wurde am 30. September unterzeichnet. England sollte jährlich eine halbe Million Pfund Sterling zahlen. Anm. d. Herausg.

rige Winde behinderten jedoch die zweite und verschiedene Umstände verursachten eine weitere Verzögerung; als er schliesslich die Ratifikation zurückbrachte, hatte sich die Szene geändert. Der König von Preussen hatte von diesem Traktat Wind bekommen und England hatte erfahren, dass Österreich mit Frankreich über eine neue Allianz verhandelte. Das führte den plötzlichen Entschluss einer Union Englands mit dem König von Preussen herbei, und jetzt wurde die Allianz zwischen diesem und Georg II., durch die letzterer sich verpflichtete, keinesfalls einen Einfall fremder Truppen in Deutschland zu dulden, einige Tage früher unterzeichnet als jene, durch die Österreich im Bedarfsfalle französische Truppen zu Hilfe rief.

Somit war der Gegenstand des von Williams mit Russland abgeschlossenen Traktats hinfällig, welches sich auf den alten Irrtümern des Systems aufbaute, England, Österreich und Russland seien die Gegner Frankreichs und Preussens; dies allein hätte genügt, die Kaiserin Elisabeth misszustimmen, auch wenn sie nicht durch die Mission eines gewissen Douglas vorbereitet gewesen wäre, eines Jakobiten, dessen sich Frankreich (ohne amtlichen Charakter und ganz allein auf dessen Risiko hin) bediente, um neue Wege anzubahnen.

Zuerst wandte sich dieser an den Chevalier Williams, indem er sich für einen schottischen Katholiken, aber guten Untertan Georgs II. ausgab, der aus Gesundheitsrücksichten im Norden reiste. Dieser Vorwand und der Mangel an irgendwelchen Briefen für Williams bestärkten diesen sofort in der Annahme, es müsse ein französischer Agent sein. Er benachrichtigte das russische Ministerium, jedoch Douglas fand bald

Mittel, einigen Ministern zu gefallen, und nachdem er eine Zeitlang geduldet worden, gestand er ganz offen, dass er nur der Vorläufer eines akkreditierten Ministers sei, den Frankreich nach Russland schicken wolle, um die Verbindung der beiden Höfe wiederherzustellen, die seit der Abreise des Herrn d'Allion [1] unterbrochen war.

Einige Monate vor Douglas war ein gewisser Messonier vorgeschickt worden, der den Fürsten Adam Czartoryski in Turin kennen gelernt hatte und sich von ihm hatte Briefe mitgeben lassen, die ihm, einem mit seinem Vaterlande unzufriedenen Franzosen, Zutritt bei Williams und eine Anstellung in dessen Hause verschaffen sollten.

Messonier wandte sich zuerst an mich, stets auf meinen Vetter bezugnehmend. Als ich mit Williams über ihn sprach, zeigte mir dieser eine schriftliche Warnung, die ihm Kaiser Franz I. einige Tage früher hatte zukommen lassen; sie enthielt eine genaue Beschreibung von Messonier und der Art, wie er sich bei ihm einzuführen versuchen würde, um seinen Spionendienst auszuüben. Da alles übereinstimmte, überbrachte ich Messonier die Antwort, er könne sich glücklich schätzen, auf einen so menschlich denkenden Mann wie Williams gestossen zu sein, der ihn nicht unglücklich machen wolle und, obgleich er seinen Plan kenne, ihn bloss warne und ihm rate, dieses Land so rasch als möglich zu verlassen, ihm sogar einen Pass verschaffen wolle, ohne den niemand das russische Reich verlassen könne.

[1]) Im Jahre 1746 wurden die Beziehungen zwischen dem französischen und russischen Hofe abgebrochen, als die russisch-österreichische Allianz zustande kam. Anm. d. Herausg.

Messonier leugnete alles ab, ohne irgendwelche Bestürzung zu verraten, beklagte sich sogar, dass man ihn eines solchen Metiers verdächtigte, welches seinem Charakter so ferne läge.

Ich konnte ihm noch so oft wiederholen, er solle dies sein lassen, er kenne das Land nicht, die Franzosen seien hier schlecht angeschrieben (das stimmte damals) und auf den leisesten Spionageverdacht hin würde ihm von seiten der Regierung die strengste Behandlung zuteil werden, selbst wenn er zu seiner Verteidigung vorbrächte, dass er nicht die Russen, sondern den englischen Gesandten auszuspionieren beabsichtigte; es war alles umsonst; er wollte nicht aus Petersburg abreisen. Franzose und ohne Beruf, war er bald verdächtig, und da die Polizei wusste, dass er im Hause des Chevalier Williams gewesen, wurde dieser vom Ministerium über ihn befragt. Jetzt konnte Williams nicht mehr verheimlichen, was er von ihm wusste, und Messonier wurde in strengste Haft genommen. Als im Jahre 1757 der Marquis de l'Hôpital als Gesandter Frankreichs nach Russland kam, erwirkte er seine Befreiung, und ich habe seither erfahren, dass Messonier sich besonders über mich persönlich beklagte und dass der französische Hof mir dies als ein weiteres Unrecht anrechnete, während ich doch alles getan hatte, was in meiner Macht stand, um diesen Franzosen vor seinem Missgeschick zu bewahren. Aber es war nicht das einzige Mal, dass mir meine Dienste schlecht gelohnt wurden.

Douglas machte bald solche Fortschritte, dass Williams auf diesem Schauplatz, von dem er sich eine glanzvolle Repräsentation versprochen hatte, nur noch

Unannehmlichkeiten widerfuhren [1]). Sein ungestümes Temperament, die Sensibilität seiner Nerven und die Kränkungen seines Selbstbewusstseins liessen ihn bald fühlen, wie richtig der Ratschlag des berühmten englischen Chirurgen Cheselden gewesen, den dieser ihm vor einigen Jahren erteilt hatte: „Ziehen Sie sich von den Geschäften zurück, sie bringen Ihnen Verderben!"

Williams begann zu kränkeln, er wurde grämlich, liess sich von jedem unangenehmen Eindruck völlig beherrschen, und ich sah diesen Mann, dessen Geist und Überlegenheit ich so lange bewundert hatte, in einer Weise schwach werden, dass er seine Tränen nicht zurückhalten konnte, wenn er zweimal hintereinander im Spiel verlor, selbst wenn um Stecknadeln gespielt wurde. Ein andermal wieder verfiel er um ein Nichts in unwürdige Wutausbrüche, zu denen er sich früher nie hatte hinreissen lassen.

Unter anderem entsinne ich mich einer Soiree, bei der Williams sich lange mit zwei englischen Reisenden, namens Comb und Woodward, die damals in Petersburg verweilten, mit Dumaresque, dem Pastor der dortigen englischen Kolonie, und mit mir unterhielt; zum Schluss fiel das Gespräch zufällig auf die endlosen Fragen des freien Willens und der Prädestination, sprang auf verwandte Fragen über, von denen eine Williams zu der Behauptung veranlasste, es gäbe im menschlichen Leben kein einziges Ereignis, dessen unglücklicher oder erfolgreicher Ausgang

[1]) Sir Charles Hanbury Williams litt so schwer unter dem Eindruck dieses Missgeschicks, dass er ernstlich erkrankte und sein seelisches Gleichgewicht nie wiedergewann. Er kehrte bald darauf nach England zurück, wo er im Jahre 1759 durch Selbstmord endete. Anm. d. Herausg.

nicht auf irgend einen Fehler oder irgend ein Verdienst des Menschen zurückzuführen wäre. Ich war der Meinung, dass z. B. ein Donner an einem heiteren Tag oder das erste Erdbeben in einem Lande, wo es nie vorher ein Erdbeben gegeben hatte, als Fatalitäten angesehen werden müssten, die keine menschliche Klugheit voraussehen konnte und die genügten, alle noch so geschickt kombinierten Pläne umzustossen.

Jeder äusserte seine Meinung: es traf sich, dass alle meiner Ansicht zustimmten, nur Williams nicht, dessen Laune sich bereits verdüsterte, weil niemand seine Meinung teilte. Die Unterhaltung stockte; ich war so unvorsichtig, das Schweigen zu unterbrechen, um meine Ansicht mit einem weiteren Argument zu bekräftigen. Williams konnte sich nicht länger beherrschen, er sprang auf wie ein Rasender und sagte:

„Ich kann nicht dulden, dass mir in meinem eigenen Hause derart widersprochen wird. Verlassen Sie mein Haus, ich will Sie zeit meines Lebens nie wiedersehen."

Er verliess uns und warf die Tür seines Schlafzimmers krachend zu.

Die anderen verschwanden. Ich blieb allein und überliess mich den traurigsten und beschämendsten Gedanken. Einerseits sagte ich mir: „Diesen Schimpf darf ich nicht auf mir sitzen lassen!" Und andererseits wieder: „Wie soll ich dies rächen? Er ist Gesandter, ja, noch mehr, er ist mein Wohltäter, denn er war mein Erzieher, mein Lehrer, mein Vormund. Meine Eltern haben mich ihm anvertraut, lange Jahre hat er mich zärtlich geliebt. Gewiss, sein Unrecht ist gross, jedoch hätte ich seine Empfindlichkeit be-

rücksichtigen sollen, da ich doch seinen Zustand kannte."

Während diese widerstreitenden Gefühle in mir kämpften, ging ich ganz mechanisch zur Tür seines Schlafzimmers; er weigerte sich zu öffnen. Ich kehrte in das Zimmer zurück, wo wir disputiert hatten. Die Glastür nach dem Balkon stand auf. Ich trat auf den Balkon hinaus; es war dunkle Nacht; ich überliess mich tiefen Träumereien. Lange stand ich über die Brüstung des Balkons gebeugt, da fühlte ich, wie Verzweiflung sich meiner bemächtigte. Schon hob ich den Fuss, um mich über die Brüstung hinabzuschwingen, da fühlte ich mich plötzlich umschlungen und kraftvoll zurückgezogen.

Es war Williams, der in diesem Augenblick hinzukam. Er hatte seine Leute gefragt, was ich täte? Man erwiderte, ich wäre schon geraume Zeit auf dem Balkon. Er lief herbei und rettete mich. Lange Zeit konnten wir beide kein Wort äussern. Schliesslich führte er mich in sein Schlafzimmer. Als ich meine Stimme wiederfand, sagte ich: „Töten Sie mich, aber sagen Sie es nie wieder, dass Sie mich nicht mehr sehen wollen!" Statt aller Antwort umarmte er mich, in seinen Augen standen Tränen; er hielt mich einige Zeit umschlungen, dann bat er mich, das Vorgefallene zu vergessen und nie wieder zu erwähnen. Ich versprach es freudigst.

Was meine Lage auf jenem Balkon noch fürchterlicher gestaltet hatte, war der Zustand meines Herzens, das zu jener Zeit in der heftigsten und aufrichtigsten Weise engagiert war. Bewunderung, Zärtlichkeit, eine Achtung, die an Verehrung grenzte, dies alles erfüllte in gleichem Masse meine Sinne wie meinen Geist.

Williams war mein Vertrauter, mein Ratgeber, mein Helfer. In seiner Eigenschaft als Gesandter konnte er sich mit Leichtigkeit einer Persönlichkeit nähern, der ich mich öffentlich nicht nähern durfte, und mir so tausenderlei Mitteilungen verschaffen. Da ich in seinem Hause wohnte, genoss ich auch aus diesem Grunde verschiedene Sicherheiten, die ich anderswo entbehrt hätte. Wenn Williams mit mir brach, ging mir dies alles verloren. Und konnte ich wissen, ob nach einem eklatanten Bruch mein Geheimnis noch sicher war und das Geheimnis jener Persönlichkeit, deren Wohlbefinden mir mehr galt als mein eigenes? Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte ich den Gedanken einer solchen Unredlichkeit meines Freundes Williams mit Verachtung zurückgewiesen. Der jüngste Vorfall gab jedoch meiner Vermutung Raum, dass sein Geist sich in Zerrüttung befände und dass die Heftigkeit seiner Leidenschaften ihn jetzt auf die gefährlichsten Abwege führen könnte, ohne dass er wirklich schuldig zu sprechen wäre. Jedoch diese Befürchtungen verflogen, sobald wir uns wieder versöhnt hatten, denn ich liebte ihn wie einen Vater und ich bedurfte der Hoffnung, dieser wesentlichen Triebfeder des Lebens und vor allem der Jugend.

Williams fiel nun der Auftrag zu, dem damaligen russischen Grosskanzler Bestuschew jenes Geheimnis anzuvertrauen, das ihm sechs Monate hindurch verborgen geblieben war, trotz seiner Wachsamkeit und seiner Spione und trotz seines äusserst heftigen Wunsches, eigenmächtig die Angelegenheiten einer Prinzessin zu dirigieren, die er so sehr vergötterte, dass er beinahe in sie verliebt war.

Vergebens hatte Bestuschew es versucht, ihr die

von ihm erwählten Amants unterzuschieben; unter anderen hatte er einen Grafen Lehndorff[1]) hierzu ausersehen, der am selben Tage wie ich bei Hofe vorgestellt wurde und dessen Lob die fürwitzigen Höflinge am gleichen Abend vor der Prinzessin absichtlich anstimmten. Sie erwiderte, dass von den beiden der Pole ihr besser zusage. Dieses eine Wort (das sie ohne besondere Absicht geäussert hatte) wurde von Lew Alexandrowitsch Narischkin, ihrem damaligen Kammerherrn und heutigen Oberstallmeister, aufgefangen; bald hierauf suchte er meine Bekanntschaft, bemühte sich um mein Vertrauen, wiederholte mir diese Äusserung und berichtete mir alles, was dazu dienen konnte, mir Hoffnungen zu machen. Lange Zeit hindurch vermied ich es, ihn auch nur anzuhören, so sehr erfüllte meinen Geist die Furcht vor den Ränken und Spionagen der Höfe im allgemeinen und vor den schrecklichen Gefahren, die am hiesigen Hofe jedem auflauerten, im besonderen.

Von Jugend auf war ich mit den Erzählungen der Schreckensregierung Anna Iwanownas vertraut, deren Name allein jeden Russen noch erzittern liess. Ich wusste, dass ein Saltikow mein Vorgänger war, den die regierende Kaiserin Elisabeth unter dem Vorwand irgend einer Mission nach Hamburg entfernt hatte, doch wusste ich nicht, dass er der Grossfürstin Grund zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Ausserdem glaubte ich auch, dass der Ehrgeiz ihre Hauptbeschäftigung war. Ich glaubte sie von so preussischer Gesinnung (während ich im grössten Abscheu gegen alles Preussische auferzogen war), ich glaubte sie voller Verachtung gegen alle, die nicht für Voltaire schwärm-

[1]) Anm. d. Königs: Er starb einige Jahre später.



Michael Anton Sapieha, Woiwode von Podlesien, Vizekanzler von Litauen
(Phot. Anderle, Krakau)



ten, — um es kurz zu sagen, ich glaubte sie so ganz anders, als sie in Wirklichkeit war, dass ich nicht nur aus Vorsicht, sondern weil ich wirklich kein Verlangen verspürte, drei Monate hindurch allen Reden Narischkins auswich, die mir nur Fallstricke zu sein schienen.

Sein Benehmen war das eines Höflings, der die Neigungen erraten will, die man ihm nicht anvertraut hat, und der sich eines Tages dadurch verdient zu machen hofft, dass er die Prinzessin, der er dient, sozusagen gegen ihren Willen durch seine Kühnheit in eine bestimmte Bahn zwingt; er redete mir den Kopf voll, so dass ich mich schliesslich versucht fühlte, einige Schritte zu wagen; ganz besonders jedoch, als eines Tages eine Bemerkung, die ich zu Narischkin über eine Dame am Hofe machte, wenige Augenblicke später von der Grossfürstin, die an mir vorbeiging, fast mit denselben Worten wiederholt wurde, wobei sie unter Lachen hinzufügte:

„Mir scheint, Sie sind ein Maler!“

Bald darauf riskierte ich ein Billett; am folgenden Tage überbrachte mir Narischkin die Antwort. Jetzt vergass ich, dass es ein Sibirien gab! Einige Tage später führte er mich zu ihr, ohne sie vorher benachrichtigt zu haben; er verständigte sie erst, als ich bereits an der Tür ihrer Garderobe stand, zu einer vorgerückten Stunde und an einem Orte, wo der Grossfürst eine Viertelstunde später vorbeikommen musste, so dass ihr, um mich zu verbergen, kein anderer Ausweg blieb, als mich in ihr Zimmer einzulassen, andernfalls hätte sie mich und sich selbst den grössten Gefahren ausgesetzt.

Sie war fünfundzwanzig Jahre alt. Erst vor kurzem

hatte sie ihr erstes Wochenbett verlassen und ihre Schönheit war in voller Blüte zu diesem Zeitpunkt, der bei den meisten mit Schönheit begnadeten Frauen die höchste Entfaltung bedeutet. Der blendend weisse Teint und die lebhaften Farben kontrastierten mit ihrem schwarzen Haar; sie hatte grosse blaue, sehr ausdrucksvolle Augen, schwarze und sehr lange Augenwimpern, eine schmale Nase, einen Mund, der zum Küssen lockte, vollendet schöne Hände und Arme; sie war schlank, eher gross als klein, ihr Gang war leicht und doch voller Hoheit, der Klang ihrer Stimme angenehm und ihr Lachen ebenso heiter wie ihre Laune; mit immer gleichmütiger Leichtigkeit kehrte sie von den ausgelassensten und kindlichsten Spielen zu den Chiffren zurück, es schreckte sie weder die physische Anstrengung beim Entziffern derselben noch der Text, so wichtig und gefahrvoll auch der Inhalt war.

Der Zwang, dem sie seit ihrer Verheiratung unterworfen war, die Entbehrung jeder gleichgesinnten Gesellschaft hatten sie zur Lektüre geführt. Sie wusste viel; von einschmeichelndem Wesen, verstand sie, jeden bei seiner schwachen Seite zu packen, und bahnte sich schon damals durch die Liebe des Volkes den Weg zu diesem Thron, den sie später mit solchem Glanze umgab.

Das war die Frau, die zur Lenkerin meines Schicksals wurde; mein ganzes Leben war ihr geweiht, weit aufrichtiger, als es gewöhnlich jene behaupten, die sich in einer ähnlichen Lage befinden. Und durch einen sonderbaren Umstand konnte ich ihr, trotzdem ich damals zweiundzwanzig Jahre zählte, etwas darbringen, was vor ihr noch niemand gehabt.

Erstlich hatte mich eine strenge Erziehung vor

jedem verwerflichen Umgang behütet; auf meinen Reisen hatte mich mein Ehrgeiz, in der sogenannten „guten Gesellschaft" hochzukommen und mich dort zu halten, davor beschützt, und schliesslich hatte bei allen Liaisons, die ich im Ausland, in der Heimat und sogar in Russland anknüpfte, das Zusammentreffen verschiedener geringfügiger Umstände es gefügt, dass ich mich unversehrt für jene Frau bewahren konnte, die später über mein Los bestimmen sollte.

Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, sogar das Gewand zu beschreiben, in dem ich sie an jenem Tage antraf: ein einfaches Kleid aus weissem Satin, als einzige Verzierung ein leichter Besatz von Spitzen und rosa Bändern. Sie konnte es gar nicht begreifen, wie es möglich war, dass ich mich tatsächlich in ihrem Kabinett befand; und wirklich, ich habe mich selbst noch oft gefragt, wenn ich an Hoftagen durch diese zahllosen Garden und die verschiedenen Wächter hindurchschritt, wie es möglich gewesen, dass ich schon so oft, wie in eine schützende Wolke gehüllt, diese Gemächer betreten konnte, nach denen ich in der Öffentlichkeit kaum einen Blick zu werfen wagte.

Ich habe schon gesagt, dass Williams dem Kanzler Bestuschew mitteilte, mit welchem Interesse die Grossfürstin mich auszeichnete. Das war eine Notwendigkeit. Man musste das Getriebe aufhalten, das der Kanzler in Bewegung gesetzt hatte, um Saltikow zurückzurufen, der damals in Hamburg residierte und dem die Grossfürstin fortan lieber weitere Unterstützungen in seinem dortigen Amte gewähren als ihn in Russland wiedersehen wollte. Und ferner musste man Bestuschew bestimmen, dass er seinen Einfluss auf das sächsische Kabinett dahin ausnützte, um mich

mit einem offiziellen Amte betraut an den Petersburger Hof zurückzubringen.

Vier Zeilen von der Hand der Grossfürstin, die Bestuschew durch Williams übergeben wurden, genügten, um von ihm die gewünschte Zusicherung zu erlangen.

Es ist hier wohl an der Zeit zu sagen, was für ein Mann dieser Kanzler Bestuschew eigentlich war.

Unter der Regierung Peters I. geboren, kam er auf Befehl dieses Fürsten in den Dienst des Kurfürsten von Hannover, oder vielmehr zur Ausbildung an den Hof dieses Kurfürsten, der ihn nach einiger Zeit selbst zu Peter I. schickte, um ihm die Mitteilung seiner Thronbesteigung als Georg I. von England zu überbringen.

Peter der Grosse hatte seine Freude an dem jungen Russen, der schon ein wenig das ausländische Wesen angenommen und einem europäischen Fürsten gedient hatte, nahm ihn wohlwollend auf und ernannte ihn bald darauf zu seinem Residenten in Hamburg. Später fand er auch am Hofe von Dänemark Verwendung.

Als die Kaiserin Anna starb, befand er sich gerade in Petersburg und spielte dort anscheinend schon damals eine wichtige Rolle, da der Feldmarschall Münnich ihn für würdig erachtete, als Staatsgefangener in einer Festung untergebracht zu werden, indes er selbst die Regentschaft Birons, des Herzogs von Kurland, stürzte.

Die Prinzessin Anna, die nach Birons Sturz zur Regentin erhoben wurde, setzte Bestuschew in Freiheit, als Münnich seine Ämter niederlegte.

Als Elisabeth Kaiserin wurde, ernannte sie ihn zum Grosskanzler, also nach dem Brauch jenes Hofes zum

Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten und gewissermassen zum Premierminister.

So lange er nicht animiert war, konnte er keine vier Worte im Zusammenhang sprechen und schien zu stottern. Sobald jedoch die Konversation ihn interessierte, fand er zwar in Wirklichkeit sehr inkorrekte, jedoch ungemein feurige und energische Worte und Phrasen, die einem Munde entströmten, worin nur vier halb geborstene Stummel zu sehen waren, und gleichzeitig schossen seine Augen funkelnde Blitze. Die Flecken in seinem Gesicht mit dem leichenblassen Teint liessen ihn noch fürchterlicher erscheinen, wenn er zornig wurde, was ziemlich oft vorkam; wenn er lachte, so war es ein teuflisches Lachen.

Er verstand sehr wohl Französisch, jedoch zog er es vor, mit Ausländern Deutsch zu sprechen, falls sie diese Sprache beherrschten.

Er war kaum fähig, in irgend einer Sprache zu schreiben, war sozusagen völlig unwissend und beurteilte die Arbeit der anderen nur instinktiv, jedoch fast stets richtig. Er besass keinerlei angelernte Kenntnisse von der Kunst; und doch hätte man wetten können, dass er von mehreren Zeichnungen stets die schönste auswählen würde, hauptsächlich bei erhabenen und edlen Dingen, so zum Beispiel wenn es sich um Architektur handelte. Unumschränkt zu herrschen war seine Leidenschaft. Manchmal war er auch edelmütiger Handlungen fähig, gerade weil er ein Gefühl für das Schöne auf jedem Gebiet hatte, aber es erschien ihm so natürlich, alles aus dem Wege zu schaffen, was seine Pläne durchkreuzte, dass er vor keinerlei Mitteln zurückschreckte. Übrigens hatten auch die Exempel der Schreckensherrschaften, unter

denen er erzogen wurde, seinen Geist verhärtet. Oft bot er seine Dienste jenen an, die er seine Freunde nannte, selbst wenn wenig delikate Mittel in Frage kamen, und er fand es sehr sonderbar, wenn jemand hierbei Skrupel äusserte.

In allem hartnäckig und eigensinnig, war er ein enragierter Österreicher und ein dezidierter Preussengegner, sein ganzes Leben hindurch. Infolgedessen schlug er die Millionen aus, die ihm der König von Preussen anbot, genierte sich aber keineswegs, Bezahlung entgegenzunehmen und selbst solche zu fordern, wenn er mit einem Minister Österreichs, Englands oder Sachsens unterhandelte oder mit irgend einem anderen Hofe, den er im Interesse seines Hofes begünstigen zu müssen glaubte. Von einem befreundeten Fürsten eine Entlohnung entgegenzunehmen, war seines Erachtens nicht allein ein gutes Recht, sondern sogar eine Art Huldigung, die man der Macht seiner eigenen Nation darbrachte, deren Ruhm er auf seine Weise tatsächlich zu erhöhen trachtete.

Für gewöhnlich beschloss er sein Tagewerk durch ein Trinkgelage mit ein oder zwei Vertrauten. Manchmal erschien er sogar betrunken vor der Kaiserin Elisabeth, die dieses Laster verabscheute, und das hat ihm bei ihr geschadet.

Sein Zorn steigerte sich oft bis zur Raserei, mit seiner Frau dagegen war er stets mild und duldsam; er nannte sie mit Recht Xanthippe, seitdem ihm eines Tages jemand die Geschichte von Sokrates erzählt hatte. Er hatte sie in Hamburg kennen gelernt und geheiratet, sie war von wenig bekannter Herkunft; sie war sehr schön gewesen, hatte Begabung für die Musik, war geistreich und besass gar manche Eigenheit;

sie hatte ihn dermassen unterjocht, dass ich es einst erlebte, wie Herr Bestuschew eine Flut gröbster Beleidigungen schweigend über sich ergehen liess, die seine Frau ihm bei Tische vor zahlreicher Gesellschaft entgegenschleuderte, und zwar wegen eines einzigen tadelnden Wortes, das er über ihren gemeinsamen Sohn ausgesprochen. Nun war aber dieser Sohn in Wirklichkeit ein Monstrum eines Verbrechers und eines in jeder Beziehung lasterhaften Menschen; was jedoch diese mütterliche Raserei von Frau Bestuschew noch absonderlicher erscheinen liess, war der Umstand, dass sie, die es dem Vater dieses unwürdigen Sohnes niemals erlaubte, den geringsten Tadel über ihn auszusprechen, selbst gar oft über das Unglück klagte, seine Mutter zu sein; an jenem Tage hatte sie mir selbst genug Ungeheuerlichkeiten von ihm erzählt.

Ich hatte vor ihren Augen Gnade gefunden; sie sagte, ich brächte ihr Glück beim Spiel; sie wies mir bei Tisch den Platz neben sich an; so oft ich bei ihr dinierte, begann sie mir von ihren Gebrechen zu erzählen, von der Bereitschaft auf den Tod, in der man stets sein solle, von dem universellen Abscheu, mit dem alle Freuden dieser Welt und sogar jede Art Nahrung sie erfüllten; daraufhin stellte ich ihr vor, dass jede Art des Selbstmords den Prinzipien des Christentums widerspräche; sie gab es zu, begann zu essen und zugunsten des Luthertums zu predigen und gegen das, was sie die Irrtümer des Katholizismus nannte; stets jedoch fügte sie hinzu, dass Luther unrecht tat, als er Katharina Bora ehelichte, „denn", so sagte sie, „wenn man gelobt hat, unvermählt zu bleiben, dann darf man nicht heiraten"; ich gab ihr darin recht und bot ihr die Schüsseln an, von denen

ich wusste, dass sie am meisten ihrem Geschmack entsprachen; sie nannte mich ihren Adoptivsohn, und nach dem zweiten Gang begann sie stets mir die Skandalgeschichten des Hofes und der Stadt zu erzählen, mit allen Vor- und Zunamen, und zwar so laut, dass ich unter Lachen zitterte.

So wie sie war, wurde sie im Grunde genommen von ihrem Gatten doch geliebt; sie hatte grossen Einfluss auf ihn; sie war sehr originell und ich nannte sie stets *maman*; trotz all der üblen Dinge, die sie oft und unvorsichtig genug über die Kaiserin Elisabeth aussprach, die ihrerseits alles wusste, was man ihr nachsagte, wurde Madame de Bestuschew von Elisabeth ausgezeichnet behandelt.

Der Leser muss aber erfahren, wer diese Kaiserin Elisabeth war.

Nach dem Tode Peters des Grossen, während der kurzen Regierungszeit Katharinas I., die nicht schreiben konnte, war Elisabeth, ihre Tochter, dazu ausersehen, für ihre Mutter zu unterfertigen. Katharina hatte angeordnet, dass Elisabeth den Namen ihrer Mutter auf allen Papieren unterschreiben sollte, die mit dem kaiserlichen Siegel versehen werden mussten, und zwar musste sie diese Unterschriften in einem an Katharinas Zimmer angrenzenden Kabinett vollziehen, dessen Türe offen stand. Elisabeth beauftragte eine ihrer Vertrauten, die Seiten umzublättern, und dieses Geräusch veranlasste Katharina zu glauben, dass die Unterschriften vollzogen wurden; aber wenn sie sie holen kam, fand sie ihre Tochter oft gar nicht vor, — Elisabeth hatte den Augenblick benützt, um zu ihren Rendezvous zu eilen, und oft hatte man viele Mühe, sie zu finden.

Katharina I. war keine strenge Mutter, übrigens gaben ihre zahlreichen und allgemein bekannten Galanterien und das Laster der Trunksucht, dem sie auch frönte, ihren Töchtern vollauf Dispens und beliessen gleichzeitig die ganze Autorität der Regierung in den Händen Menschikows, aus persönlicher Unfähigkeit der Herrscherin, doch auch ebensosehr aus Dankbarkeit. Menschikow hatte das angebliche Testament Peters des Grossen gefälscht, wonach dieser Katharina nach seinem Tode zur absoluten Souveränin bestimmte; wie Menschikow und der Erzbischof Theophanos behaupteten, war diese Idee von Peter I. geäussert worden, als er Katharina krönen liess: durch diesen Akt selbst habe er sie zur Souveränin nach seinem Ableben bezeichnet. Die Kühnheit erledigte alles weitere. Peter I. hatte jedoch nicht im entferntesten die Absicht gehabt, dass Katharina nach ihm regieren sollte, um so weniger seitdem er die galante Intrige seiner Frau mit dem Kammerherrn Mons entdeckt hatte.

Drei Wochen vor seinem Tode befahl Peter I. die Hinrichtung dieses Mons, und er begnügte sich nicht damit, ihn hängen zu lassen, sondern er führte noch die Kaiserin, wie auf einem Spaziergang, um den Galgen herum.

Ich weiss, dass Hunderte von Autoren, darunter auch Voltaire, geschrieben haben, Peter der Grosse hätte in Katharina I. ein Wesen gefunden, das allen anderen ihres Geschlechts und auch allen männlichen Russen überlegen und allein fähig war, das von ihm begonnene Werk zu vollenden. Aber trotz allem, was Menschikow fälschlich behauptet, was die Schmeichelei zu Lebzeiten Katharinas I. be-

stätigt hat, was aus einer gewissen Vorliebe für das Aussergewöhnliche immer wiederholt wurde, ist das, was ich hier schreibe, die exakte Wahrheit; ich weiss es aus zu guter Quelle.

Einer der Männer dieser Nation, dessen Wahrheitsliebe allgemein anerkannt wird, erzählte mir, er wisse von seinem Vater, der zur Zeit, als Peter I. starb, ein Garderegiment kommandierte, dass dieser Kaiser ein Testament gemacht hatte und dass sein Lieblingszwerg Lukas wusste, wo dieses Testament sich befand. Aber am gleichen Tag, als Peter I. starb, verschwand Lukas und tauchte erst 17 Jahre später wieder auf, als die Kaiserin Elisabeth nach ihm forschen liess. Dieses wichtige Testament wurde beiseite geschafft, und Menschikow regierte im Namen Katharinas I.

Katharina I. hatte den Thron von 1725 bis 1727 inne, und ich kam 28 Jahre später nach Russland; noch lebten Tausende von Augenzeugen ihrer Taten, die mir leidenschaftslos und ohne einen eigennützigen Zweck zu verfolgen darüber berichteten, und jedes der kleinen Details, die mir erzählt wurden, passte genau in den Rahmen zu dem Gesamtbild; es ist nicht schwer zu erraten, wer sie mir erzählte.

Als Katharina I. starb, wurde Peter II., der Enkel Peters I., Kaiser; die Dolgorukis beherrschten ihn völlig, Menschikow liessen sie nach Sibirien schicken; ihr Einfluss jedoch erlosch mit dem Ableben Peters II., der in der Blüte seiner Jugend an Blattern starb.

Dieses Ereignis schien den Töchtern Peters I. den Weg zum Thron zu öffnen: der Prinzessin Anna[1]),

[1]) Anna Petrowna (1708—1728), Gemahlin des Herzogs Friedrich Karl von Holstein-Gottorp, starb nach der Geburt

der älteren Tochter Peters I., oder der Prinzessin Elisabeth, ihrer jüngeren Schwester. Erstere war jedoch mit ihrem Gatten in Holstein; Elisabeth, die unverheiratet war, lag im Wochenbett, und das damalige Russland und seine ganze Regierung waren in einem Zustand, der die Kühnheit und den günstigen Moment zu entscheidenden Faktoren erhob.

Einige der Grossen, vor allem die Dolgorukis, glaubten den Moment für eine Aristokratie gekommen. Sie verfassten eine Eidesformel, welcher sich der künftige Herrscher unterwerfen sollte, und da die Kinder Iwans, des älteren Bruders Peters I., der vor ihm gestorben war, weit geringere Hoffnung auf die Thronfolge hatten, wie jene Peters I., dachten diese Grossen, mit ihnen leichter fertig zu werden.

Die Herzogin von Mecklenburg[1]), die älteste Tochter des Zaren Iwan, war in Moskau anwesend, und vielleicht wurde sie gerade deshalb ausgeschlossen. Ihre jüngere Schwester[2]), die Witwe eines kurländischen Herzogs, lebte in Mitau; es wurde ihr das überraschende Angebot der russischen Krone überbracht. Je weniger sie darauf vorbereitet war, um so leichter stimmte sie allem zu, was von ihr verlangt wurde. Vielleicht trug zu ihrer Erhebung auch ein Wort Peters I. bei, an das man sich erinnerte; er hatte dieser

ihres Sohnes, der 1762 als Peter III. auf den russischen Thron gelangte. Anm. d. Herausg.

[1]) Katharina Iwanowna (1691—1733) war mit Herzog Karl Leopold von Mecklenburg vermählt.

[2]) Anna Iwanowna (1693—1740) ward 1710 mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland vermählt, der ein Jahr darauf starb. Anm. d. Herausg.

Prinzessin, die er schätzte, eines Tages gesagt: „Es ist schade, dass du kein Junge bist!“

Sie wurde in Moskau gekrönt, nachdem sie einen Eid geleistet hatte, wonach ihre Grossen, die sie berufen hatten, an ihrer Macht teilhaben sollten. Jedoch einer von ihnen, Fürst Tscherkasski, überreichte ihr wenige Wochen später eine Bittschrift, worin im Namen der ganzen Nation gesagt wurde, diese könnte nur unter einer ebenso absoluten Herrschaft glücklich werden, wie es die Herrschaft von Anna Iwanownas Vorgänger gewesen; man bat sie daher, ihre Autorität mit niemandem zu teilen.

Anna Iwanowna liess sich leicht überzeugen, dass solches der Wunsch von ganz Russland war. Sie erklärte sich zur absoluten Alleinherrscherin; dem ganzen Reich wurde ein neuer Eid aufgezwungen, und während der zehn Jahre von Anna Iwanownas Regierung liessen die fürchterlichsten Exile so viele Dolgorukis und andere der hervorragendsten Russen verschwinden, dass man staunt, Leute ihres Namens in Russland noch anzutreffen.

Unter dieser Regierung des Schreckens und des fürchterlichsten Despotismus wurde, wie es leicht erklärlich ist, die Prinzessin Elisabeth streng überwacht. Die ersten Pläne, die man für ihre Person hegte, waren eine Heirat, durch die sie entfernt werden sollte.

Tatsache ist, dass einige Pourparlers gepflogen wurden, um sie mit Ludwig XV., König von Frankreich, zu verheiraten.

Dann bewarb sich Thamas Kuli-Chan um ihre Hand.

Aber diese Verhandlungen kamen nicht über den ersten Entwurf hinaus, und im übrigen sah man sie

so ganz mit ihren Vergnügungen beschäftigt, dass man nicht glaubte sie fürchten zu müssen.

Jedoch, trotz allem war sie das einzige noch lebende Kind Peters des Grossen; sie war schön, ihre Reize waren ebenso robust wie ihre Liebhaber, und diese nach Hunderten zählenden Liebhaber waren zumeist Soldaten der Garde oder Priester, und Russland war noch ganz barbarisch und abergläubisch, und Biron, Herzog von Kurland, der in Annas Namen mit eiserner Faust regierte, hatte es so weit gebracht, dass die grosse Gesamtheit der Nation alles hasste, was deutsch war oder es zu sein schien.

Genau wie Menschikow brachte auch Biron nach Annas Ableben ein Testament zum Vorschein, wonach sie ihn zum Regenten des Reichs erklärte, bis zur Grossjährigkeit des Prinzen Iwan, des Sohnes der Schwestertochter[1]) der Kaiserin Anna, die mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig verheiratet war, dem zweiten Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig, dessen jüngster Bruder die Franzosen in den Jahren 1758 bis 1763 gar ruhmreich bekämpfte.

Biron war zwei Monate Regent; während dieser Zeit war er so sehr damit beschäftigt, sich gegen die Prätentionen der Prinzessin Anna (der Mutter des kleinen Iwan, der den Titel eines Kaisers führte) auf die Regentschaft zu schützen, dass er es politisch für richtig hielt, der Prinzessin Elisabeth, die er während Annas Regierung so zurückgesetzt hatte, jetzt ein wenig zu schmeicheln. Er liess ihr sogar — so wird be-

[1]) Anna Leopoldowna, 1718—1746, Tochter des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg und Katharina Iwanownas, vermählt mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg-Bevern. Anm. d. Herausg.

hauptet — vorschlagen, seinen Sohn Peter zu heiraten, den heutigen Herzog von Kurland.

Inmitten dieser Projekte stürzte Münnich, ohne Mitschuldige, nur mit 18 Soldaten, die nicht wussten, wohin er sie führte, Birons Regentschaft und liess die Prinzessin Anna als Regentin ausrufen; aus übermässigem Stolz überwarf er sich bald darauf mit ihr, legte seine Ämter nieder und sollte schon abreisen, da stürzte er sich durch eine kleinliche und kindische Eitelkeit selbst ins Verderben.

Er hatte um seinen Abschied gebeten und war in ehrenvollster Weise entlassen worden. Ostermann hatte sogar einen Panegyrikus auf ihn verfasst, um ihn nur rasch loszuwerden; er war bereits unterzeichnet; Münnich jedoch hatte irgendwelche Patente gesehen, die mit Miniaturen und Trophäen verziert waren; er verlangte, seine Demission solle in gleicher Weise adorniert werden. Er kannte die zugunsten Elisabeths geplanten Anschläge; er sah die Schwächen und Fehler der Herrschaft der Regentin, die sich weit weniger um die Geschäfte, als um ihr Liebesabenteuer mit dem sächsischen Minister Grafen Lynar kümmerte und um ihre häuslichen Zwistigkeiten mit dem Prinzen, ihrem Gemahl; im übrigen war sie sanft und nachsichtig und zwar so sehr, dass sie es der Prinzessin Elisabeth mitteilte, wenn sie vor ihr gewarnt wurde, und sich mit den Beteuerungen begnügte, die Elisabeth zu ihrer Entschuldigung vorbrachte. Dies alles wusste Münnich, auch prophezeite er alles, was später eintraf, verzögerte jedoch seine Abreise um einige Tage, damit noch ein bestimmter türkischer Turban und ein Lorbeerzweig als Verzierung auf seiner Demission angebracht würden. Während der Maler

seinen Wünschen Rechnung trug, drängte La Chétardie, der Minister Frankreichs, Elisabeth zu dem Entschluss, Kaiserin zu werden, denn die Regentin neigte zu Österreich, und er selbst glaubte, als einer von Elisabeths Amants würde Frankreich durch seine Person eine befreundete russische Kaiserin erhalten. Trotz allem war sie doch das einzige lebende Kind Peters des Grossen, sie war schön, schmeichelte den Russen aller Stände und war freigebig (soweit ihr damals bescheidenes Vermögen es gestattete) gegen ihre zahlreichen Amants, von denen die meisten Soldaten der Garde oder Geistliche waren.

Die grosse Masse der russischen Nation hasste alles, was deutsch war oder deutsch zu sein schien, seit Biron und Münnich im Namen der Kaiserin und der Prinzessin Anna mit eisernem Zepter regiert hatten.

Die Prinzessin Anna selbst war in Deutschland geboren, ihr Gatte und ihr Amant waren Deutsche; ihr ganzer Hof schien jenem Lande zu entstammen. Der Kontrast kam Elisabeth sehr zu Hilfe und bildete ihr eine Partei, ohne dass sie sich besonders hierum bemühte; sanft und zaghaft, zögerte sie die Ausführung des Planes ihrer Freunde hin. Der Anschlag wurde der Prinzessin-Regentin Anna hinterbracht und sie verhörte Elisabeth selbst; Elisabeth leugnete alles mit einem Eid; Anna schien ihr Glauben zu schenken. Während sie jedoch mit Elisabeth sprach, schickte Ostermann, der seit Münnichs Demission die Geschäfte führte, nach Elisabeths Chirurgen Lestocq, ihrem Vertrauensmann, der auch ihr Vertrauter bei La Chétardie und die Seele all ihrer Ratschläge war.

Dieser Mann, der in Deutschland, jedoch von fran-

zösischen Réfugiés geboren war, galt als Franzose; kühn und listig, ging er nicht zu Ostermann, sondern sagte zu seiner Herrin, die ihm ihre Unterredung mit der Regentin mitteilte:

„Sie müssen einen Entschluss fassen und noch heute nacht Kaiserin werden, oder Sie werden morgen ins Kloster gesteckt und ich werde gerädert."

Elisabeth erstarrte vor Schreck und Ungewissheit; damals, so sagt man, legte sie das Gelübde ab, niemanden zu Tode zu verurteilen, sollte sie auf den Thron gelangen. Lestocq riss sie beinahe mit Gewalt von ihrem Betstuhl empor, brachte sie zu einem Schlitten, fuhr mit ihr nach der Kaserne der Garden und von dort ins Schloss.

Münnich hatte das Kommando schon abgegeben und wachte nicht mehr; Ostermann, mit seiner Veranlagung fürs Kabinett, kümmerte sich nicht um das Militär, und die Soldaten liebten nicht ihren Generalissimus, den Gemahl der Regentin; so kam es, dass Elisabeth noch vor Tagesanbruch Kaiserin wurde, ebenso leicht, wie Anna Regentin geworden war. Ihrem Gelübde getreu liess sie jene, die sie deplacierte, nicht hinrichten; jedoch verbannte sie Münnich nach demselben Ort, wohin er Biron verbannt hatte; Ostermann wurde ein weniger strenges Exil zugewiesen; die Prinzessin Anna wurde mit ihrem Gatten und ihrem Sohn bis nach Riga gebracht, als beabsichtigte man sie nach Deutschland zurückzuschicken, nach einigen Monaten jedoch wurde der Sohn nach Schlüsselburg gebracht, das er nicht mehr verlassen sollte, die Mutter wurde nach einem Ort in der Nähe von Moskau verbannt, wo sie starb, nachdem sie noch anderen Kindern das Leben geschenkt hatte; der Aufenthalt ihres

Gemahls nach ihrem Tode blieb unbekannt[1]). Ein Jahr später wurden zwei Damen der höchsten Kreise, eine Bestuschew, Schwägerin des Kanzlers Bestuschew (den Elisabeth aus der Verbannung zurückholen liess), und eine Lopuchin mit Knuten gepeitscht und es wurden ihnen auf dem Blutgerüst die Zungen abgeschnitten; sogar Lestocq wurde bald darauf nach Sibirien geschickt[2]).

Ich habe allerlei mehr oder weniger stichhaltige Gründe für diese strengen Strafen vorbringen gehört; die meisten führten sie jedoch auf böswilliges Geschwätz zurück.

Wie dem auch sei, nach Anna Iwanownas Blutregierung erschien die Regierung Elisabeths den Russen als eine Herrschaft der Milde. Tausend kleine Quälereien, deren Ursache die weibliche Eifersucht war, die sich bei ihr manchmal zu unglaublichem Masse steigerte, brachten in Wirklichkeit einer Reihe von Personen sehr empfindliche Demütigungen, Missgeschicke und Vermögensverluste, jedoch starb man nicht daran; indes die grosse Elisabeth von England beschuldigt wird, den Tod einer Königin verursacht zu haben, weil sie an Schönheit von ihr übertroffen wurde.

In der Physiognomie Elisabeths von Russland war jene ihres Vaters wiederzufinden, wie sie in der Pe-

[1]) Die Prinzessin Anna starb im Jahre 1746. Ihr Sohn Iwan wurde 1756 nach Schlüsselburg gebracht und dort 1764 ermordet. Ihr Gemahl Prinz Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern lebte bis zum Jahre 1776. Nach seinem Tode wurden seine vier Töchter nach Jütland geschickt. Anm. d. Herausg.

[2]) Im Jahre 1748 wurde er festgenommen, gefoltert und hierauf nach Sibirien verbannt. Peter III. gestattete ihm im Jahre 1762 zurückzukehren. Anm. d. Herausg.

tersburger Akademie auf dem Wachsabdruck des Gesichts dieses Fürsten zu sehen ist; mit dem Unterschied, dass die Grösse der Gesichtszüge Peters I. zu jener des ganzen Hauptes proportioniert war, während seine Tochter mit Ausnahme der Augen lauter zarte Züge hatte in einem Gesicht, dessen Umrisse um so grösser erschienen, als sie eine ungemein hohe Stirn hatte und ihr Haaransatz erst an der Spitze des Kopfes begann. Ihr Haar hatte einen rötlichen Anflug; der Abstand von ihren Schultern bis zur Brustmitte war ungeheuerlich; doch trotz all dieser Mängel war sie eine Frau, die gefallen konnte und die sehr gefallen hat. Sie hatte grosse, schöne Augen, eine kleine Nase, einen winzigen Mund mit schönen Zähnen; einen straffen und sehr weissen Körper; die Hände so zart und so vollkommen, dass sie zu einem Körper von solcher Fülle nicht zu passen schienen. Sie war jedoch hurtig und gewandt, sowohl zu Fuss als auch zu Pferde, und ich habe sie noch mit wirklicher Noblesse und viel Grazie Menuett tanzen gesehen.

Sie kleidete und frisierte sich, vor allem an Galatagen, in einer ganz besonderen, nur ihr eigenen Art, die jedoch dazu beitrug, den Zauber noch zu erhöhen, der von ihrem Körper und ihrem Geist ausstrahlte und sie zum imposantesten Objekt ihres Hofes machte.

Am vorteilhaftesten präsentierte sie sich *en face*, das Profil war ihr weit weniger günstig; wenn man sie von der Seite betrachtete, musste man über die Wölbungen des üppigen Busens und der vorspringenden Stirn staunen.

Zur Zeit als sie den Thron bestieg, war ihr der liebste ihrer Amants ein Sänger ihrer Kapelle, ein gebürtiger

Ukrainer. Als sie zu ihrer Proklamation ging, schloss sie ihn ein, um ihn keiner Gefahr auszusetzen. Zur Kaiserin erhoben, überschüttete sie ihn mit Orden, machte ihn zum Feldmarschall, liess sich heimlich mit ihm trauen, gab ihm hierauf manchen Stellvertreter, behielt ihn jedoch stets in Ehren an ihrer Seite; man nannte ihn Graf Alexej Grigorjewitsch Razumowski[1]).

Ein Mann von mächtigem Körperbau, mit breiten Schultern, einem schönen Gesicht, worin sich gleichwie in seiner ganzen Erscheinung sein seelisches Wesen spiegelte. er war sanft, friedlich, ungemein träge, es mangelte ihm jedoch durchaus nicht an Vernunft.

Oft versuchte man ihn vor den neuen Neigungen der Kaiserin zu warnen. Seine Antwort (wenn er überhaupt eine Antwort gab) war gewöhnlich die gleiche: „Sie soll sich nur zerstreuen"; und wenn man ihn benachrichtigte, dass einer der Begünstigten der Kaiserin irgendwie untreu wurde, tat er manchmal so, als hätte er die Sache schon lange vorher gewusst, fügte jedoch nie jemandem etwas Böses zu. Ein einziges Mal wurde er zornig, und zwar so zornig, dass er im Vorzimmer der Kaiserin sein Jagdmesser zückte, um den Grafen Peter Schuwalow zu erstechen, den diensttuenden Kammerherrn, der — wie es ihm schien — ihn mit Redensarten an der Tür aufhalten wollte, indes — wie er glaubte — die Kaiserin in jenem Augenblick sich mit dem Grafen Panin belustigte, den man später zum Premierminister von Russland emporsteigen sah. Peter Schuwalow lief davon, Razu-

[1]) Alexej Grigorjewitsch Graf Razumowski (1709—1771), Generalfeldmarschall und Oberjägermeister. Anm. d. Herausg.

mowski steckte das Messer in die Scheide; die Höflinge hielten ihn für verloren; er ging ruhig auf sein Zimmer, das er trotz der drängenden Bitten seiner Freunde nicht verlassen wollte, auch wollte er keinen Schritt bei der Kaiserin unternehmen. Nach zwei Tagen kam die Kaiserin selbst auf sein Zimmer, schleifte denselben Peter Schuwalow am Haarschopf herbei, der auf den Knien rutschend sich noch demütig vor ihm entschuldigte. Razumowski sagte zu ihm: „Ich verzeihe dir, wie Jesus Christus seinen Feinden verzieh," und im kaiserlichen Palast herrschte wieder Friede.

Während der ganzen Regierungszeit Elisabeths waren an ihrem Hofe ebensosehr die Sprache und die Praktiken der Devotion üblich wie jene der Galanterie; sie fastete und liess auch die anderen streng fasten.

Was Panin[1]) anlangt, so war er an der Tür ihres Badezimmers eingeschlafen, anstatt einzutreten, wie sie es von ihm erwartete; nach beendetem Bad gab sie den Befehl, seinen Schlaf nicht zu stören, ihm jedoch beim Erwachen mitzuteilen, dass er zum Minister in Schweden ernannt worden sei; er blieb es vierzehn Jahre hindurch, bis zu jener Zeit, wo er zum Gouverneur des Grossfürsten Paul Petrowitsch ernannt wurde.

Der jüngere Bruder[2]) des Grafen Alexej Razumowski wurde aus der Ukraina herbeigerufen, um am Glücke des älteren teilzuhaben. Er war gross, schön und stark, achtzehnjährig. Man begann ihn im Lesen zu unterweisen, da er jedoch seinem Bruder an Faulheit nicht nachstand, legte er sich im Garten auf den

[1]) Nikita Iwanowitsch Panin, 1718—1783.

[2]) Cyrill Grigorjewitsch Graf Razumowski, 1728—1803, Hetman von Kleinrussland. Anm. d. Herausg.

Bauch, um das Alphabet zu lernen. Als er etwas schreiben konnte, schickte man ihn nach Berlin, wo sein Mentor, ein gewisser Teplow, eine Krankheit erwischte, vor der er seinen Schüler hatte bewahren sollen; dieser selbst wurde Freimaurer, zum grossen Skandal der frommen Russen; diese verständigten die Kaiserin, welche ihn in dem Augenblick, als er nach Frankreich zu gehen gedachte, nach Russland zurückkehren liess. Während der wenigen Monate, die er in Berlin verbrachte, lernte er Französisch und zwar viel besser, als die meisten seiner Landsleute, und diese Zeit genügte, um seinem Gedächtnis Tausende von französischen und italienischen Liedern einzuprägen, die seine schöne Stimme und seine gute Laune zeit seines Lebens vortrefflich zu verwenden wussten. Man ernannte ihn zum Hetman der Kosaken mit dem Rang eines Feldmarschalls, zum Kommandanten der Ismajlowskischen Garden und schliesslich zum Präsidenten der Akademie. Er scherzte selbst über die letzte seiner Würden, und als die Kaiserin ihm den Oberbefehl über ihre Armee im Krieg gegen den König von Preussen anbot, fragte er sie: *„ob sie fest entschlossen sei, ihrer Armee den Untergang zu bereiten"*.

Er war ein Original, ein Bonvivant, ungemein komisch, wie junge Elefanten es sind, denen er an Körperwuchs, Kraft und Langsamkeit beinahe glich. Trotz der grossen persönlichen Anhänglichkeit für die heutige Kaiserin Katharina II. hat er es gewagt, ihr in einem gewissen sehr delikaten Fall entgegenzutreten, da die Ehre des Staates es zu erfordern schien, obgleich er selbst dabei viel riskierte. Er ist der Mann in Russland, mit dem ich am meisten liiert war und dem ich die meiste Freundschaft bewahrt habe.

Obgleich sehr phlegmatisch, war er es doch nicht in dem Masse wie sein Bruder bezüglich der Gunst, die Iwan Iwanowitsch Schuwalow [1]) genoss (und die mir in ihrer Blüte zu stehen schien), — ein Vetter des oben erwähnten Peter Schuwalow [2]), — der vor kurzem vom Pagen zum Kammerherrn avanciert war und den der Kanzler Bestuschew *Monsieur Pompadour* nannte.

Bestuschew hatte die Kaiserin Elisabeth veranlassen wollen, ihre Verehelichung mit Razumowski öffentlich bekannt zu geben, um dem Reich die Thronfolge in ihren Kindern zu sichern. Er verfolgte hierbei ein doppeltes Ziel: er wollte sich die Dankbarkeit des damals allmächtigen Razumowski sichern und den Prinzen von Holstein vom Thron entfernen, dessen persönliche Eigenschaften nichts Gutes für das Reich voraussehen liessen und dessen Abstammung — als Sohn der ältesten Tochter Peters I. — den Grund zu neuen Revolutionen abgeben konnte.

Die Kaiserin jedoch folgte nicht Bestuschews kühnem Ratschlag, sei es aus Mangel an Mut, sei es aus Gerechtigkeitsgefühl, im Glauben, der Thron gebühre ihrem Neffen.

Da sie aber nicht wollte, dass er noch zu ihren Lebzeiten auf den Thron gelangte, liess sie ihm anscheinend aus diesem Grunde eine so schlechte Erziehung zuteil werden, umgab ihn mit einer schlechten Gesellschaft und trug stets ein Misstrauen gegen

[1]) Iwan Iwanowitsch Graf Schuwalow, 1727—1798, Oberstkämmerer, gründete 1755 die Universität in Moskau, 1758 die Akademie der Künste in Petersburg.

[2]) Peter Iwanowitsch Graf Schuwalow, 1711—1762, ein Vetter des vorigen, wurde von Peter III. zum Reichsfeldmarschall erhoben. Anm. d. Herausg.

ihn zur Schau, trotzdem sie ihm ihre Verachtung nicht verhehlen konnte.

Seine Grossmutter war die Schwester Karls XII., seine Mutter die Tochter Peters des Grossen, und dennoch hatte die Natur nur einen Feigling aus ihm gemacht, einen Prasser und eine so komische Persönlichkeit, dass man bei seinem Anblick nicht umhin konnte sich zu sagen: „Sieh da! der *arlechino finto principe.*“

Man muss annehmen, dass seine Amme und all seine ersten Erzieher in seinem eigenen Lande Preussen waren oder vom König von Preussen bestochen, denn von Kindheit an erfüllte ihn eine solch ausserordentliche und geradezu lächerliche Verehrung und Zärtlichkeit für diesen Fürsten, dass diese Leidenschaft (denn es war wirklich eine Leidenschaft) sogar den König von Preussen zu dem Ausspruch veranlasste: „Ich bin seine Dulcinea. Er hat mich nie gesehen, und doch hat er sich in mich verliebt wie Don Quichotte.“

Er war zwölf oder dreizehn Jahre alt, als Elisabeth ihn nach Russland kommen, zur griechischen Religion übertreten liess und ihn zu ihrem Nachfolger erklärte. Er bewahrte jedoch stets eine starke Neigung zum Luthertum, in dem er auferzogen war, einen sehr hohen Begriff von der Wichtigkeit seines holsteinischen Staates und die Überzeugung, dass die Truppen, die er dort besass und an deren Spitze er — wie er behauptete — ich weiss nicht wie viele siegreiche Kriege geführt, nach den preussischen Truppen die besten der Welt seien und weit tüchtiger als die russischen.

Eines Tages sagte er zum Fürsten Esterhazy, dem Gesandten des Wiener Hofes am Hofe seiner Tante:

„Wie können Sie sich einen Erfolg gegen den König von Preussen versprechen, da doch Ihre Truppen nicht einmal mit den meinigen verglichen werden können und ich selbst zugeben muss, dass meine Soldaten an Tüchtigkeit den preussischen nachstehen!"

Und zu mir sagte er in einer dieser Herzensaufwallungen, mit denen er mich ziemlich oft beehrte:

„Begreifen Sie, wie unglücklich ich bin! Ich sollte in den Dienst des Königs von Preussen treten; ich hätte ihm mit meinem ganzen Eifer und all meinen Kräften gedient; ich kann wohl sagen, dass ich heute schon im Besitz eines Regiments wäre, den Rang eines Generalmajors und vielleicht sogar den eines Generalleutnants bekleiden würde. Aber nein, da haben sie mich hierhergebracht, damit ich Grossfürst dieses verfluchten Landes werde."

Dann lästerte er über die russische Nation in der ihm eigenen niedrig-grotesken Ausdrucksweise, jedoch manchmal wirklich sehr witzig, denn es mangelte ihm nicht an einer gewissen Art von Geist; er war nicht dumm, aber verrückt, und da er sehr zu trinken liebte, trug er hierdurch zur völligen Zerrüttung seines geringen ursprünglichen Verstandes bei. Auch rauchte er gewohnheitsmässig Tabak, war von sehr hagerer und kümmerlicher Gestalt, trug meistens eine holsteinische Uniform und nur selten die gewöhnliche Tracht, war jedoch stets so lächerlich und so geschmacklos angezogen, dass er entweder wie ein *Capitano* aussah oder wie ein Stutzer der italienischen Komödie.

Das war der Präsumptiv-Erbe, den Elisabeth sich erwählt hatte.

Er war stets der Gegenstand des Spottes seiner künf-



Grossfürstin Katharina
(von Rotari um 1758)
(Original im Herzogl. Anhalt. Schlosse Zerbst)



tigen Untertanen, manchmal auch der düstersten Prophezeiungen und stets das Unglück seiner Frau, die entweder wegen ihm leiden oder über ihn erröten musste. In seinem Kopfe verwechselte er alles, was er von dem verstorbenen König von Preussen (Grossvater des heute lebenden, also jenem, den Georg II. König von England, sein Schwager, den König Korporal nannte) gehört hatte, mit der Vorstellung, die er sich von dem heute regierenden König von Preussen machte. Infolgedessen glaubte er, dass man letzterem Unrecht täte, wenn man von ihm sagte, er zöge die Bücher der Pfeife vor, und vor allem wenn man erzählte, er mache Verse. Die Grossfürstin indessen konnte, wie so viele andere Personen, den Geruch des Tabakrauchs nicht vertragen, auch las sie viel; das war eine der hauptsächlichsten Beschwerden ihres Mannes über sie.

Des ferneren war sie zu jener Zeit überzeugt, dass der Kanzler Bestuschew besser wie jeder andere die wirklichen Interessen Russlands im Auge hatte, und sie begünstigte damals nicht das preussische System, vor allem jedoch konnte sie nicht die Vergötterung ihres Gemahls für den König von Preussen teilen noch seine extravaganten Anschauungen über seine holsteinische Macht. Der Grossfürst hatte sie sogar damals schon im Verdacht, dass sie Bestuschews Plan geneigt sei, er solle sich seines Herzogtums Holstein völlig entledigen, damit dieses nicht zu einem Hannover Russlands werde (so lautete die Redensart), eine Anspielung auf die übertriebene Vorliebe Georgs II., die dieser angeblich für jenes Kurfürstentum zum Schaden Englands hegte.

Ich war nichts weniger als ein Preusse, doch sprach

ich deutsch, passte mich dem vom Grossfürsten bevorzugten Konversationston an und schien sein Gefallen gewonnen zu haben, denn er lud mich ein, zusammen mit einem gewissen Grafen Horn, einem Schweden, der im Jahre 1756 nach Russland gekommen war, zwei Tage auf seinem Landsitz Oranienbaum zu verbringen. Horn war ein Anhänger der Mützenpartei; diese hatte kürzlich eine grosse Schlappe erlitten, denn die Konspiration, deren Haupt Graf Brahé war, war entdeckt und er selbst enthauptet worden [1]).

Horn hatte bald eingesehen, dass ausser einigen Phrasen des Mitleids für seine enthaupteten Landsleute und dem guten Empfang, den man ihm persönlich bereitete, am russischen Hof für seine Partei nichts Wesentliches erreicht werden konnte; an der Spitze seiner Partei stand der König Adolph von Holstein [2]), den man trotz seiner Verwandtschaft mit dem Grossfürsten gar nicht liebte; man kannte auch seine völlige Abhängigkeit von seiner Gattin, der Königin [3]), Schwester des Königs von Preussen, die im Ruf stand, ihre Leidenschaften und ihre Leichtfertigkeit machten ihren Geist entbehrlich.

[1]) Erich Brahé zettelte im Jahre 1756 eine Verschwörung an, welche die Erweiterung der königlichen Macht zum Ziel hatte. Die wirkliche Anstifterin dieses Staatsstreichs war die Königin Luise Ulrike.

[2]) Adolph Friedrich von Holstein-Gottorp, seit 1751 König von Schweden.

[3]) Luise Ulrike, 1720—1782, Tochter Friedrich Wilhelms I. von Preussen. Sehr herrschsüchtig, arbeitete sie mit Hilfe einer Hofpartei auf eine Erweiterung der königlichen Rechte hin. Anm. d. Herausg.

Im übrigen ging die russische Regierung von der Annahme aus, Schweden wäre für seine Nachbarn um so weniger gefährlich, je mehr der König beschränkt würde, und sie bemühte sich natürlicherweise alles fernzuhalten, was eine Vergrösserung der königlichen Gewalt in Schweden herbeiführen konnte. Russland sah voraus, dass der schwedische Hof sich früher oder später von der russischen Partei, welche die Mützenpartei genannt wurde, abwenden und der französischen Partei oder Partei der Hüte zuneigen würde, von der bis dahin nur die persönlichen Abneigungen der Königin ihn fernehielten.

Die geradezu kindliche Abhängigkeit, in der die Kaiserin Elisabeth ihren Neffen hielt, erforderte, dass er um eine besondere Erlaubnis nachsuchte, damit Horn und ich nach Oranienbaum kommen konnten.

Je glücklicher ich war, diese zwei Tage dort zu verbringen, um so mehr war ich augenscheinlich der Wachsamkeit der Spione ausgesetzt, die sich die Kaiserin an dem jungen Hofe hielt. Noch nie hatte ich mich mit solcher Leichtigkeit der Grossfürstin nähern und den Charme ihrer Konversation in Gesellschaft geniessen können; eines Tages fiel das Gespräch unter anderm auf die Memoiren der *grande Mademoiselle* und auf die von ihr verfassten Porträts am Schluss ihrer Memoiren. Das veranlasste mich, mein Porträt zu entwerfen, das die Grossfürstin haben wollte. Ich lasse es hier folgen, so wie ich es damals, im Jahre 1756, niederschrieb. Im Jahre 1760 las ich es wieder. Ich will die wenigen Zeilen, die jenes Datum tragen, hinzufügen. In der Folge dieser Memoiren werde ich dem Leser ganz aufrichtig sagen, welche Veränderungen die Jahre und die Zeitläufte an diesem Porträt

herbeigeführt, wenigstens so weit, als es einem Menschen möglich ist, sich selbst zu kennen.

„Da ich so viele Porträts gelesen habe, verspüre ich Lust, mein eigenes Porträt zu entwerfen. Ich wäre mit meiner Gestalt zufrieden, wenn ich um einen Zoll grösser wäre, schöner geformte Beine hätte, nicht diese prononcierte Adlernase, weniger Hüften, einen schärferen Blick und auffallendere Zähne. Nicht dass ich durch diese Korrektionen mich dann sehr schön finden würde, aber mehr würde ich nicht begehren, denn ich finde meine Physiognomie edel und sehr ausdrucksvoll, meine Gesten und meine ganze Haltung sind vornehm und distinguiert genug, um überall die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Meine Kurzsichtigkeit verleiht mir oft einen etwas verlegenen und finsteren Ausdruck; das hält jedoch nicht an, und sobald der erste Moment vorbei ist, verfalle ich oft in den Fehler, eine zu stolze Haltung einzunehmen. Die ausgezeichnete Erziehung, die ich genossen, war mir behilflich, die Fehler meiner Gestalt und meines Geistes zu verwischen. Ich besitze genug Geist, um jeder Konversation standzuhalten, bin jedoch nicht fruchtbar genug an Einfällen, um sie längere Zeit oder oft zu führen, es sei denn, dass mein Gefühl grossen Anteil an ihr nimmt oder mein sehr lebhaft entwickelter Sinn für alles, was zur Kunst Bezug hat.

„Ich bemerke rasch das Lächerliche und Falsche auf jedem Gebiet und die Fehler der Menschen, und oft lasse ich es sie zu rasch fühlen. Ich hasse jede schlechte Gesellschaft aus Antipathie. Eine beträchtliche Faulheit hat mich verhindert, meine Talente und meine Kenntnisse so zu erweitern, wie meine Fähigkeiten es gestattet hätten. Wenn ich arbeite, so

tue ich es in einer Art Inspiration; ich mache sehr viel auf einmal, oder gar nichts. Ich vertraue mich nicht leicht jemandem an und erscheine dadurch oft gewandter als ich in Wirklichkeit bin. Was die sogenannten Geschäfte anlangt, so gehe ich oft zu aufrichtig und zu eifrig vor und schiesse daher manchen Bock. Ich habe ein gutes Urteil, finde leicht die Fehler eines Projektes heraus oder desjenigen, der es ausführt; aber ich bedarf der Beratung und der Zügel, um nicht selbst in Fehler zu verfallen. Ich bin ausserordentlich empfindlich, neige jedoch mehr zur Trauer als zur Freude und würde mich ersterer zu sehr überlassen, lebte nicht in meinem Herzen ein Vorgefühl eines grossen künftigen Glückes. Ein glühender und unermesslicher Ehrgeiz ist mir angeboren und meine Ideen über verschiedene Reformen zum Ruhm und Nutzen meines Vaterlandes bilden den Hintergrund all meiner Projekte und meines ganzen Lebens.

„Ich glaubte mich nicht für die Frauen geschaffen; meine ersten Versuche galten mir bloss als eine den Umständen Rechnung tragende Notwendigkeit. Endlich habe ich doch die zärtliche Liebe kennen gelernt und ich liebe mit solcher Leidenschaft, dass ich fühle, ein Umschlag meines Glückes würde mich zum unglücklichsten Menschen machen und mich zur Verzweiflung treiben. Die Pflichten der Freundschaft sind mir heilig und ich gehe darin sehr weit. Wenn mein Freund mir Unrecht tut, so gibt es nichts auf der Welt, was ich nicht unternehmen würde, um einen Bruch zu verhindern; und noch lange, nachdem er mich beleidigt hat, erinnere ich mich, dass ich ihm manche Erkenntlichkeit schulde. Ich glaube, ich bin ein sehr guter Freund. Es ist wahr, nur mit wenigen

Menschen bin ich intim befreundet, obgleich ich für jedwedes Gute, das mir erwiesen wird, unendlich dankbar bin. Obgleich ich ungemein rasch die Fehler meiner Nächsten erkenne, neige ich sehr zu jeder Entschuldigung, infolge einer oft gemachten Erwägung: wenn man sich auch für noch so tugendhaft hält, entdeckt man, bei einer sehr unparteiischen Prüfung, in sich selbst manchen Keim einer schändlichen Neigung zu den grössten Verbrechen, zu deren Entfaltung vielleicht eine starke Versuchung genügen würde, wäre man nicht sehr auf seiner Hut. Ich bin freigebig, ich hasse den schmutzigen Geiz, aber ich bin nicht imstande meine Habe zu verwalten. Ich wahre meine eigenen Geheimnisse nicht so gut wie die der anderen, mit denen ich sehr gewissenhaft umgehe. Ich bin sehr mitfühlend. Ich habe ein so starkes Verlangen nach Liebe und Beifall, dass meine Eitelkeit ins Unermessliche wachsen würde, hätte ich nicht solche Furcht vor der Lächerlichkeit. Ferner lüge ich nicht, sowohl aus Prinzip wie aus einer angeborenen Abneigung gegen die Falschheit. Ich bin weit davon entfernt, devot zu sein, aber ich wage es zu sagen, dass ich Gott liebe; ich wende mich oft an ihn, und ich hege den schmeichelhaften Gedanken, dass er es liebt, Gutes zu tun, wenn wir es von ihm erbitten. Ich bin auch so glücklich, meinen Vater und meine Mutter zu lieben, gleichsehr aus Neigung wie aus Pflicht. Ich wäre nicht fähig, irgend einen Racheplan auszuführen, den ich im ersten Zorn fasse; ich glaube, das Mitleid würde siegen. Man verzeiht ebensooft aus einer gewissen Schwäche wie aus Grösse, und ich fürchte, dass ich aus diesem Grunde eines Tages viele meiner Pläne unausgeführt lassen werde. Ich über-

lasse mich gerne meinen Gedanken und verfüge über genügend Phantasie, um mich allein und ohne Buch nicht zu langweilen, hauptsächlich jedoch seitdem ich liebe (1756)."

„Ich muss jetzt hinzufügen, dass ich lange Zeit den gleichen Zweck verfolge und nach genauer Beobachtung festgestellt habe, dass ich jetzt weniger gehässig bin, seit ich diese drei Jahre unter verabscheuungswürdigen Menschen verbringen musste, die mich schrecklich quälten. Ich weiss nicht, ob meine Dosis an Hass erschöpft ist oder ob es mir nur immer so vorkommt, als hätte ich schon Schlimmeres gesehen. Sollte ich jemals glücklich werden, möchte ich, dass auch alle anderen es seien, damit mir niemand mein Glück missgönne (1760)."

Was mein Äusseres betrifft, so glaube ich, dass die treffendste Ähnlichkeit durch Baciarelli erreicht wurde, auf dem Porträt im Krönungsornat, das im sogenannten Marmorzimmer im Warschauer Schlosse hängt.

Mein Aufenthalt in Oranienbaum brachte auch eine Vertiefung der Beziehungen zwischen der Grossfürstin und Williams herbei, welche zusammen mit den Beweisen der Freundschaft und mit der Unterstützung, die der König von England dieser Prinzessin damals zuteil werden liess, nicht wenig zu der Vorliebe beigetragen hat, die sie seither ziemlich beständig England zu bewahren schien und die Frankreich manches Mal zu fühlen bekam, obgleich die Geschichte Ludwigs XIV. auf Katharinas Geist einen tiefen Eindruck machte, den zu bemerken ich oft Gelegenheit hatte, so dass ich mich nicht zu täuschen glaube, wenn ich sage, die gewisse Nacheiferung, ja beinahe Rivalität mit dem Ruhm Ludwigs XIV., die von Ka-

tharinas Seele Besitz nahm, bildete das wirkliche Motiv von gar manchen ihrer Schritte und Projekte.

Die Geschmacksrichtung, worin sie Ludwig XIV. am wenigsten gleicht, ist ihr Hang zur Lektüre, der jener Fürst gar nicht huldigte.

Mir wurde das Vergnügen zuteil, der Grossfürstin als erster Voltaires „*Pucelle d'Orléans*“ zu lesen zu geben. Williams hatte oft die begeisterten Schilderungen von Leuten gehört, die dieses Werk im Manuskript gelesen hatten, als es viele Jahre ganz geheim gehalten werden musste, weil der Kardinal de Fleury die schrecklichsten Drohungen gegen den Autor geäussert hatte, sollte das Werk jemals erscheinen. Die Furcht, die diese Drohungen Voltaire eingeflösst hatten und die ihn noch dreizehn oder vierzehn Jahre nach dem Tode des Kardinals von der Veröffentlichung abhielt, wich endlich der Vaterliebe, die schliesslich dem geliebten Kinde die Freiheit gab. Als ich es mit einem Brief meines Vaters bekam, beendete ich gerade ganz traurig ein Diner mit Williams, der sich noch nicht über die kürzlich erfolgte Einnahme von Mahon durch den Marschall Richelieu trösten konnte[1]). Ich kündigte ihm die Pucelle wie einen Sieg an; er brach in einen Freudenruf aus; ich begann zu lesen und war so entzückt, dass ich um neun Uhr abends erst aufhörte, als ich das ganze Buch in einem Zug zu Ende gelesen hatte.

Ich amüsierte, tröstete und diente meinem Freunde Williams so gut ich konnte; früher hatte er mich unterwiesen, jetzt wurde ich ihm nützlich. Während seine Gebrechen und die Umstände ihn immer mehr

[1]) Richelieu nahm den Engländern am 28. Juni 1756 Port Mahon auf Minorka ab. Anm. d. Herausg.

an sein Zimmer fesselten, erweiterten sich meine Kenntnisse und meine Verbindungen mit jedem Tage. Ich fing an, ziemlich gut Russisch zu sprechen, wie nur wenige Fremde sich bis dahin darum bemüht hatten; es wurde mir hoch angerechnet und verschaffte mir manchen Zutritt, den ich sonst nie erlangt hätte. Auch nützte ich eine Beobachtung aus, die ich damals machte und deren Richtigkeit ich seither oft verifiziert habe: die grossen Geheimnisse werden nie vor Mitternacht verraten. Derselbe Mann, den ich morgens ganz zugeknöpft fand, dem ich den ganzen Tag um den Bart ging und ihn amüsierte, ohne merken zu lassen, dass ich ihn ausfragen wollte, entfaltete sich gegen Abend ganz von selbst, wie die Rose von Jericho; zwischen ein und zwei Uhr morgens stand er in voller Blüte; bei Morgenanbruch verschloss er sich wieder.

Die Sonne und das Geheimnis passen nicht zueinander. So habe ich denn auch im Winter viel mehr von den Russen erfahren, als während ihres Sommers, wo sie sechs Wochen lang keine Nacht haben. Ich konnte damals wachen; die Jugend und die Gesundheit sind doch zu manchem dienlich. Auf solche Weise konnte ich Williams manches hinterbringen, was er ohne mich vielleicht nie erfahren hätte. Es gelang mir sogar einmal, eine Idee erfolgreich zu insinuieren, an deren Vorbringung im Rat der Kaiserin Williams ein Interesse hatte. Jener Mann, der sie vorbrachte, tat es im Glauben, er sei ihr Urheber, so sehr hatte ich ihn durch meine Reden von seinem eigenen Verdienst überzeugt.

Inmitten dieser Beschäftigungen erkrankte ich an Windpocken. Für Williams war das kein geringes

Unglück. Nicht nur, dass es ihn meiner Tätigkeit beraubte, aber bereits der geringste Verdacht von Blattern trennte die Bewohner eines Hauses, welches davon betroffen war, vierzig Tage lang vom Hofe. Es ist einer der bemerkenswerten Züge von Katharinas Regierung, dass sie im vierzigsten Lebensjahr als erste in ihrem ganzen Reich es wagte, sich impfen zu lassen, und erst nach diesem wirklich kühnen und patriotischen Versuch liess sie ihren Sohn impfen, und hierauf wurde dieser Gebrauch in ganz Russland üblich.

Aber Elisabeth hielt dies noch nicht für möglich oder erlaubt. Auch bekämpften abergläubische Vorurteile diese Methode. So musste man denn auf tausenderlei Weise meine Krankheit maskieren, damit keine Quarantäne über Williams verhängt wurde und er die für sein Amt unumgänglichen Beziehungen aufrecht erhalten konnte. Ich genas bald, jedoch erst nachdem ich mit einem Besuch beehrt wurde, der mir von allen am meisten schmeicheln musste, dessen Folgen ich jedoch so sehr fürchtete, dass er wirklich gegen meinen Willen stattfand; je grösser meine Anhänglichkeit hierdurch wurde, um so bitterer empfand ich die Notwendigkeit meiner Abreise.

Ich konnte mich dem Befehl meiner Eltern nicht widersetzen; sie wollten, dass ich Landbote beim diesjährigen Reichstag würde. Die Grossfürstin bezwang sich und willigte ein, jedoch mit der geheimen Absicht, nicht nur meine Rückkehr zu sichern, sondern mir auch eine weniger prekäre Existenz in Petersburg zu verschaffen, die mir vor allem gestatten sollte, mich ihr auch in der Öffentlichkeit zu nähern.

Ich habe weiter oben schon gesagt, auf welche

Weise Bestuschew diesen Willen der Grossfürstin ausführte. Um mich seiner redlichen Absichten zu versichern, schickte er einen seiner vertrauten Sekretäre, namens Kanzler, mit seinem Brief an den Grafen Brühl zu mir, und Kanzler versiegelte diesen Brief vor meinen Augen, nachdem ich von dessen Inhalt Kenntnis genommen.

Der Zufall wollte, dass Graf Esterhazy, der Gesandte des Wiener Hofes, an jenem Tage Williams besuchte und hierauf auch in mein Zimmer kam, als er sich von Williams verabschiedet hatte. Ich war so unvorsichtig gewesen, meine Zimmertür nicht zu verriegeln; er traf Kanzler bei mir; das bestätigte in ihm den Verdacht, den er betreffs meiner Liaison bereits hegte (er hat es mir später gestanden, als er mein Freund wurde); wahrscheinlich trug dies dazu bei, dass die Öffentlichkeit und folglich auch Elisabeth über mich näher unterrichtet wurden.

Wie dem auch sei, anfangs August reiste ich in Begleitung des Grafen Horn ab, von dem bereits früher die Rede war. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, welche Angelegenheit ihn veranlasste, über Riga nach Schweden heimzukehren.

Da wir in demselben Hause logierten, befand ich mich am Morgen nach unserer Ankunft in seinem Zimmer, als man mir meldete, ein Offizier wünsche mich zu sprechen. Ich liess ihn eintreten. Ein kleiner unansehnlicher Mann trat in der demütigsten Haltung auf mich zu; in der Hand hielt er eine geöffnete Schachtel, in der Brillanten aufblitzten; er stammelte ein Kompliment, das ich erst verstand, als er mir einen Brief des Vizekanzlers Woronzow und einen anderen des Kammerherrn Iwan Iwanowitsch Schuwalow

übergab, des damaligen Günstlings Elisabeths, worin mir mitgeteilt wurde, dass die Fürstin mich mit dem Geschenk beehrte, welches dieser Offizier mir übergeben sollte.

Ich erzähle diese kleinen Details um zu zeigen, dass ich durchaus keine Veranlassung hatte, mich zu beunruhigen oder gar zu erschrecken, und doch versuchten jene, die mir bei Elisabeth schaden wollten, sie glauben zu machen, ich sei in grösster Bestürzung gewesen, als ich den russischen Offizier erblickte; aus dieser Bestürzung folgerten sie, ich hätte Grund zu Befürchtungen, und das veranlasste die Kaiserin, mit Bezug auf mich das russische Sprichwort zu äussern: „*znajet koszka, czje miaso jela*", das heisst: „die Katze weiss, wessen Fleisch sie gefressen".

Ich beantwortete die beiden Briefe, wie es sich nach dieser Auszeichnung gebührte, welche Personen gegenüber, die kein öffentliches Amt bekleideten, wenig gebräuchlich war. Dann trennte ich mich von meinem Freunde Horn mit um so grösserem Bedauern, als er in Anbetracht der ganzen Lage seines Landes und seiner Partei manchen Fährlichkeiten ausgesetzt schien; ich hatte die Genugtuung, später zu erfahren, dass es ihm glückte, ihnen zu entrinnen.

ZWEITES KAPITEL

LIVLÄNDISCHER LANDTAG. — FLEMMINGS MARSCHALLSAMT. — STRUPPEN. — DER NICHT ZUSTANDEGEKOMMENE REICHSTAG. — MEINE MISSION. — MEINE COUSINE. — ABREISE. PORTRÄT VON OGRODZKI. — RIGA. APRAXIN. PETER PANIN. — MEINE ANSPRACHE. — RÜHRENDE WORTE WILLIAMS'. — APRAXINS VERHALTEN. — UNGLÜCK AUGUSTS III., SACHSENS UND POLENS. — DIE VERSCHLECHTERUNG DER MÜNZEN IN POLEN. — EIFER DER JUDEN FÜR DEN KÖNIG VON PREUSSEN.

Ich brach also nach jenem Teil Livlands auf, der damals noch polnisch war. Zuerst begab ich mich zu einem Bekannten namens Borch [1]) — damals Kammerherr dieser Woiwodschaft, später Grosskanzler — auf dessen Besitzung Warklany. Mit ihm fuhr ich nach Dünaburg, wo laut dem Gesetz der Landtag dieses Kreises abgehalten werden musste; der dortige Adel war weit weniger zahlreich, jedoch im allgemeinen wohlhabender und gesitteter, als ich ihn auf anderen Landtagen angetroffen, und er rechnete es mir hoch an, dass ich persönlich gekommen war, um mich um das Landbotenamt zu bewerben, was seit langem kein Einwohner der Krone und nur selten ein Litauer getan hatte. Meine Wahl verlief ohne Schwierigkeiten und ich beeilte meine Abreise, um über Wilno nach Warschau zurückzukehren.

In Wilno traf ich Flemming, den Grossschatzmeister von Litauen, der als Marschall am Tribunal fungierte und dieses Amt nicht nur gerecht aber auch so vortrefflich verwaltete, dass er sich die Achtung und Liebe der Einwohner dieser Provinz gewann.

Dies war um so bemerkenswerter, als Flemming

[1]) Jan Borch, Kammerherr von Litauen, wurde 1767 zum Unterkanzler, 1780 zum Krongrosskanzler ernannt. Anm. d. Herausg.

sehr brüsk, oft sogar derb und bizarr bis zur Überspanntheit war, dabei nur schlecht Polnisch sprach, kein anderes Vergnügen zu kennen schien, als das Kartenspiel um Groschen und gewohnheitsmässig geizige Redensarten im Munde führte, — und doch verstand er es, sich den wohlverdienten Ruf eines gerechten und damals ziemlich populären Mannes zu erwerben, über dessen wunderliche Laune man sich amüsierte; er war dem Lande auch durch das Beispiel seiner guten Landwirtschaft nützlich, das vielfach befolgt wurde; er konnte manchmal auch dienstfertig sein für jene, die es verstanden ihm zu gefallen; mich liebte er damals, denn ich belustigte ihn und, was noch mehr zu bedeuten hatte, ich fand grossen Gefallen an seiner Originalität und seinen Bonmots.

Das für jedermann beschwerliche Amt eines Marschalls am Tribunal musste für Flemming doppelt beschwerlich sein, da er nach einer in Frankreich verbrachten Jugend bei uns stets als Fremder angesehen wurde und seine Neigungen und sein Wesen einer solchen Beschäftigung gerade entgegengesetzt schienen. Er hatte es nur deshalb übernommen, um in Litauen der Partei des Fürsten Czartoryski emporzuhelfen, dessen Schwiegersohn er zweimal wurde, noch mehr jedoch aus dem Grunde, um den wirklich zügellosen Lauf der barbarischen Grausamkeiten aufzuhalten, welche die Anhänger des Hauses Radziwiłł seit einigen Jahren verübten, vor allem seit der Sohn des Grosshetmans und Woiwoden von Wilno, dessen Porträt ich weiter oben entworfen habe, das Marschallsamt in wirklich skandalöser Weise ausgeübt hatte. Was man damals in Litauen zu sehen bekam, erinnerte an das Bild, das man vor Augen hat, wenn

man die Geschichte Schottlands vor seiner Vereinigung mit England liest.

Die einjährige Gerichtsverwaltung Flemmings schuf viel Gutes, doch war es vergänglich, da sie bald einem Tribunal der Radziwiłłs Platz machte und neuen Missbräuchen, die noch schlimmer waren als alle vorhergehenden, und nur die Überzeugung der Notwendigkeit einer Reform herbeiführte, die von Dauer wäre. Den Effekt werden wir in der Folge dieser Memoiren kennen lernen.

Wie gross war jedoch mein Erstaunen bei meiner Ankunft in Warschau, Ende August 1756, als ich erfuhr, dass der König von Preussen losgeschlagen hatte und dass unser König August III., Kurfürst von Sachsen, und seine ganze Armee im Lager von Struppen bereits umzingelt waren.

Da dieses Ereignis die Ankunft unseres Königs in Polen verzögerte und der zur Eröffnung des Reichstags bestimmte Termin verstrich, fand er gar nicht statt.

Gross war mein Bedauern, dass ich Petersburg verlassen hatte, um mir in Dünaburg ein Mandat zu holen, das nun hinfällig wurde!

Und gross waren meine Besorgnisse, als ich alles so verändert sah, dass ich nicht einmal hoffen konnte, als Freund, oder wenigstens als politischer Freund des Chevaliers Williams nach Russland zurückzukehren. Und doch war es mein grösster Wunsch, der heftigste, den ich je verspürt.

Es musste also bedacht werden, wie ich mit einem Auftrag des Königs von Polen wieder hinkommen konnte, um seine Sache dort zu führen und von Russland Hilfe gegen den König von Preussen zu erbitten. Aber welche Hindernisse waren da noch zu bewältigen!

Meine Familie stand seit der Ostrog-Affäre bei Hofe schlecht angeschrieben. Diesem Übelwollen konnte ich den dringenden Brief Bestuschews entgegenstellen, dem Brühl entnehmen musste, inwieweit ich den Interessen Sachsens dienen konnte.

Brühl jedoch musste die gegen mich und meinen Anhang gerichtete Animosität Mniszechs und jener Hälfte von Polen, die zu ihm hielt, bekämpfen, die Brühl zu verletzen fürchtete, kaum dass er sie für sich gewonnen. Ausserdem durfte der König, laut dem Gesetz, einen Minister für Polen nur durch ein *Senatus consilium* ernennen, und im gegenwärtigen Augenblick schien es misslich, eines einzuberufen, weil der allgemeine Aufruhr, den der König von Preussen in ganz Europa verursachte, auch in Polen zu wirken begann; doch selbst wenn dieses *Senatus consilium* mir günstig gesinnt wäre, könnte es mich doch zu nichts autorisieren, was Sachsen betraf, es sei denn, dass die auf einem Landtag oder in einer Konföderation vereinte Republik erklärte, sie wolle — in den sächsischen Angelegenheiten — mit dem König gemeinsame Sache machen; doch von einer solchen Resolution war die polnische Nation weit entfernt.

Blieb der einzige Ausweg, dass der König als Kurfürst von Sachsen mich zu seinem Minister in Russland ernannte, da es dem sächsischen Kurfürsten freistand, sich der Dienste irgend eines Menschen, ohne Rücksicht auf dessen Nationalität, zu bedienen und jeder Pole einem fremden Fürsten dienen durfte. Mein Vater selbst war nach dem Tode Kaiser Karls IV. von August III. mit der Vertretung seiner Interessen in Frankreich beauftragt worden. Er trat dort zwar nicht

in seiner offiziellen Rolle auf, sein Akkreditiv stammte jedoch aus dem sächsischen Kabinett.

Man entschloss sich also zu diesem Ausweg; dennoch meinte meine Familie, um meiner Mission mehr Relief zu geben sei es nötig, mir unter litauischem Siegel eine Art Instruktion betreffs der zwischen Polen und Russland schwebenden Angelegenheiten zu verschaffen. Mein Oheim, der Kanzler, nahm die Gesetzmässigkeit dieses Schrittes auf sich.

Jetzt musste man nur noch für die Kosten dieser Mission Sorge tragen. August III., der all seiner sächsischen Einkünfte beraubt war, verfügte in dieser unseligen Lage nur über seine Einkünfte aus Polen zur Bestreitung der unumgänglichen Kosten seines Lebensunterhalts; für die Kosten meiner Legation blieb ihm nichts übrig, ausserdem gab die Krone zu verstehen, dass, wenn sie sich von meinen Diensten etwas erhoffte, ich selbst durch die Mission doch als erster belohnt würde. So musste ich denn von meiner Familie das Nötige erhalten, andernfalls konnte ich die Mission nicht übernehmen.

Hierbei stiess ich noch auf grosse Schwierigkeiten. Mein Vater wünschte zwar, dass ich den Auftrag übernahm, jedoch meine Mutter, die gewiss auch meinen Erfolg und mein Avancement aus ganzem Herzen herbeisehnte, musste gegen ihre religiösen Bedenken ankämpfen; da dessenungeachtet mein Vater es durchaus wollte, gab sie nach, aber mit all den Sorgen einer frommen Mutter, welche die verschiedenen Gefahren und Klippen genau voraussah, denen der Lieblingssohn ausgesetzt sein würde. Der Fürst-Woiwode von Ruthenien half mir die Ungewissheiten meiner Eltern besiegen; er sah voraus, welch

ein Relief meine Mission unserer Familie verleihen würde, als deren Haupt er sich bereits fühlte; Unterstützung fand ich bei diesem Oheim durch seine Tochter, die mit dem Fürsten Lubomirski verheiratet war. Ich habe bereits im ersten Teil meiner Geschichte von ihr berichtet. Nach einer Abwesenheit von achtzehn Monaten fand ich sie gereifter, liebenswürdiger und tatkräftiger, als vor meiner Abreise.

Die liebenswürdige Art, mit der sie mir damals half, ihre so wirksamen Bemühungen, mir die Rückkehr zu einer anderen Frau zu ermöglichen, weil ich dies so sehnsüchtig wünschte, erweckte in mir eine so lebhafte Dankbarkeit, liess mich in ihr einen so hervorragenden Menschen erblicken, dass ich für sie eine Art Freundschaft empfand, wie ich sie noch für keine andere Frau verspürt hatte. Und diese Frau war ausserordentlich schön und in jeder Weise reizvoll; sie war noch nicht zwanzig Jahre alt; sie wurde von jedermann begehrt und hatte noch niemanden mit ihrer Gunst bevorzugt. Aber es geschah alle Tage und jeden Augenblick, dass sie mit mir einer Meinung war, über Dinge wie über Menschen, über Bücher wie über Putz und Flitter; um es kurz zu sagen, ob es sich um ernsthafte oder belanglose Dinge handelte, stets urteilte sie wie ich, auch ohne dass wir uns je besprochen hätten. Zärtlich wie keine andere Frau auf Erden, und zwar damals in rein edelmütiger Weise, sah und vermutete man in ihr nur den Wunsch helfen zu können. Sie selbst schickte mich fort, aber ich war ihr dafür so ausserordentlich dankbar, dass ich im Moment meiner zweiten Abreise nach Petersburg mir nicht mehr Rechenschaft geben konnte, ob sie mich nicht pflichtvergessen machte. Nur so viel weiss ich

gewiss, dass ihr Bild und die Empfindungen, die sie in mir erweckte, gleich hinter denen rangierten, die ich für die Grossfürstin empfand. Der Wille dieser letzteren dekorierte mich durch die Hand Bestuschews mit dem blauen Band des Polnischen Weissen Adlerordens, einige Tage ehe ich Warschau verliess.

Endlich, am 13. Dezember 1756, reiste ich ab, und zwar in Begleitung eines Mannes, der mir unschätzbare Dienste leisten sollte: dieser Mann war Ogrodzki[1]). Nach Absolvierung der Krakauer Universität im Hause meines Vaters erzogen, hatte er ihn auf seinen Reisen in Frankreich begleitet, war hierauf in Holland bei meinen älteren Brüdern geblieben, deren Studien unter Kauderbach er mitmachte; hierauf Kanzleiverweser des Kanzlers Załuski, war er wiederholt mit ihm in Dresden, was ihn später auf einen besoldeten Posten im sächsischen Kabinett gelangen liess; mit einer besseren humanistischen Bildung und gründlicheren Studien der Naturgeschichte und der französischen Literatur, als sie damals in Polen allgemein üblich waren, hatte er sich am Hofe noch eine grosse Routine in auswärtigen Angelegenheiten und inneren Fragen des Landes angeeignet; er war ein ganz seltener Mensch. Man konnte von ihm sagen, dass er nicht nur alle Polen und alle Litauer dem Namen nach und von Ansehen kannte, sondern dass er auch über ihre Angelegenheiten, ihre Verbindungen und ihre Abenteuer Bescheid wusste. Zu alledem noch arbeitsam, exakt, verschwiegen, bescheiden, geduldig, ruhig und

[1]) Jacek Ogrodzki (1711—1780), Grosssekretär der Krone und Kabinettsverweser des Königs Stanisław August. Anm. d. Herausg.

unserem Hause so anhänglich, dass er sich verpflichtet fühlte mich zu lieben, mir aus allen Kräften zu dienen und über mir zu wachen wie ein treuer Wächter, jedoch ohne jemals einen pädagogischen Ton anzuschlagen. Das war der Mann, der auf meinen Wunsch mir mitgegeben wurde, um mir auf meinem Gesandtschaftsposten als Sekretär zu dienen.

Am 29. Dezember langte ich in Riga an und verweilte dort zwei Tage, um der Einladung des Feldmarschalls Apraxin[1]) zu einem Ball, den er am Geburtstage der Kaiserin Elisabeth veranstaltete, Folge zu leisten.

Ich musste mich bemühen, diesem Manne zu gefallen. Er befehligte die Armee, die für meinen Gebieter kämpfen sollte, und zwar hatte der Kanzler Bestuschew ihm diese wichtige Aufgabe zuerteilt. Auf meiner ersten Reise hatte ich ihn als einen Mann kennen gelernt, der sich etwas darauf zugute hielt, dass er einer der Denschiks Peters des Grossen gewesen war, für dessen Berufung auf einen solchen Posten jedoch weder eine besondere Heldentat noch irgend ein angemessenes Verdienst sprachen; es war nur sein Alter, das ihm diese Art Anciennitätsrecht verschaffte. Nach ihm war der Erste dieser Armee der General Lieven, der im Jahre 1749 die russischen Truppen aus Deutschland zurückgeführt hatte. Jedoch war der tätigste Mensch in diesem Korps der tapfere

[1]) Stefan Feodorowitsch Graf Apraxin (1702—1758) zog nach seinem Sieg über die Preussen bei Grossjägersdorf (30. Aug. 1757) seine Truppen nach Russland zurück und wurde deshalb unter Anklage gestellt, er sei von Friedrich II. bestochen worden. Er starb vor der Entscheidung des Kriegsgerichts im Gefängnis. Anm. d. Herausg.

General Peter Panin[1]), der in seiner Eigenschaft als *général de jour* unter Marschall Apraxin alles verrichtete und gleichzeitig, wie behauptet wurde, mit grösster Ausdauer der Frau Marschallin seine Beflissenheit erwies.

Am 3. Januar 1757 in Petersburg angelangt, wurde ich am 11. in Audienz empfangen. Meine Ansprache an die Kaiserin war die Rede eines jungen Mannes, der ohne vorauszusehen, dass sie in die Zeitung gesetzt würde, sich nur bemühte, den Gegenstand seiner Mission mit kräftigen Farben auszumalen bei dieser (vielleicht einzigen) Gelegenheit, wo er zur Herrscherin in eigener Person darüber sprechen konnte, da die Etikette es keinem Minister zweiten Ranges gestattete, während der ganzen Dauer seiner Gesandtschaft ihr direkt einen Vortrag über die Geschäfte zu halten.

Der Wortlaut meiner Ansprache soll hier folgen:

„Indem ich die Ehre habe, zu Ew. Kaiserlichen Majestät im Namen Seiner Majestät des Königs von Polen zu sprechen, gehorche ich seinem Befehl als treuer Untertan und eifriger Patriot und versichere Ew. K. Majestät, dass die Freundschaft meines Herrn und die Ergebenheit meiner Nation für Ew. K. Majestät geheiligte Person unter den gegenwärtigen Umständen ebenso unverbrüchlich und aufrichtig sind, wie seit jeher; dies bezeugt der Brief meines königlichen Herren, den zu überbringen ich die Ehre habe. Die Gerechtigkeit, die im Konseil Ew. K. Majestät prä-

[1]) Peter Iwanowitsch Graf Panin (1721—1789) kämpfte erfolgreich im Siebenjährigen Kriege, nahm an der Besetzung Berlins 1760 teil. Später zeichnete er sich im Türkenkriege aus, erstürmte Bender (1770). Anm. d. Herausg.

sidiert, und das Interesse dieses Reiches sprechen zugunsten des Königs, meines Herren, und gegen den ruchlosen Einbruch in seine angestammten Staaten. Und dieser Umstand schon würde mir einen Erfolg der wichtigen Mission versprechen, mit der ich vor eine Herrscherin trete, die ihren höchsten Ruhm im Glück ihrer Untertanen erblickt und in der Unterstützung der Unschuld, selbst wenn Ew. K. Majestät sich über diesen Gegenstand noch nicht ausgesprochen hätten. Jedoch Europa ist bereits durch Reskripte darüber unterrichtet, in denen es, voller Bewunderung, die Tochter Peters des Grossen erkannt hat.

„So besteht denn meine hauptsächlichste Aufgabe, welche, wenn ich so sagen darf, der wohltätigen Seele Ew. K. Majestät am meisten schmeicheln wird, darin, Ew. K. Majestät mit den ausdrucksvollsten und wärmsten Worten die Versicherung der immerwährenden und unwandelbaren Dankbarkeit auszusprechen, die das Herz meines Königs und Herren für Ew. K. Majestät erfüllt. Ew. K. Majestät haben Ihre gerechte Entrüstung über einen Fürsten, dessen Ehrgeiz ganz Europa mit dem gleichen Unheil bedroht, das heute über Sachsen hereingebrochen ist, der Öffentlichkeit bekannt gegeben. Sie haben versprochen, die Unbill zu rächen. Einer Kaiserin von Russland ist nichts unmöglich. Wenn aber die Kaiserin Elisabeth ein Unternehmen ankündigt, dann wird es nicht nur möglich, sondern gewiss, und der König mein Herr wird seine Staaten ruhmvoll zurückerlangen, da Ew. Kaiserliche Majestät es wollen und dies ausdrücklich erklärt haben.

„Ich will mich nicht dabei aufhalten, das fürchterliche Bild eines Staates vorzuführen, der mitten im tiefsten Frieden unter Bruch aller Traktate überfallen

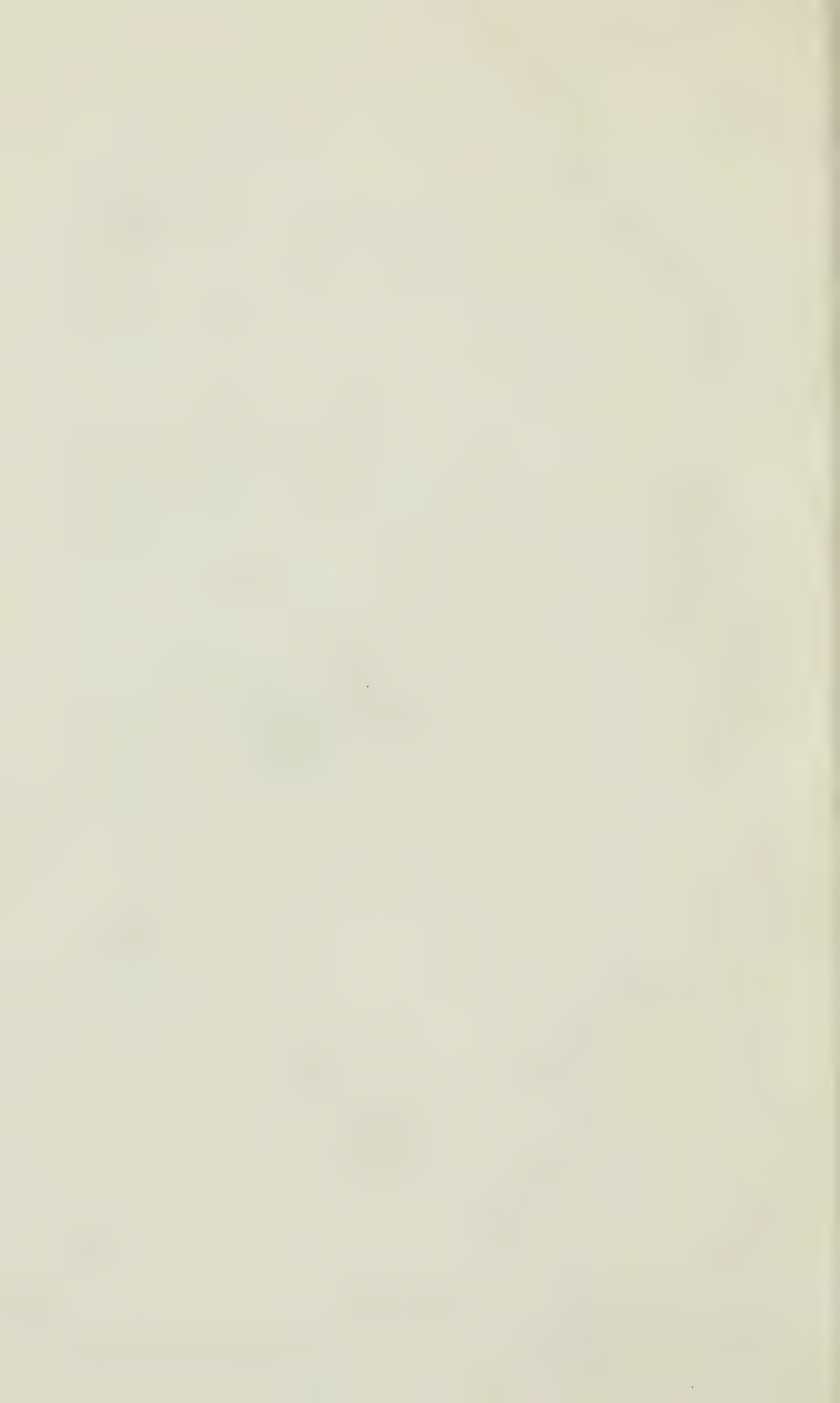
wurde; eines Königs, dessen Freund zu sein man behauptet und dem man sozusagen nur die Wahl zwischen Tod und Schmach gelassen hat; seiner königlichen Familie, die den äussersten Härten unterworfen, den schmachvollsten Insulten ausgesetzt wurde; einer Kapitulation, die durch die barbarischeste Behandlung der Offiziere und Soldaten verletzt wurde, deren Treue von jedem anderen Feind respektiert worden wäre; und schliesslich eines Landes, das seit vier Monaten von einer feindlichen Armee okkupiert und verheert wird. Ich will mich nicht dabei aufhalten, neue Farben diesen Bildern aufzutragen, die nur allzu bekannt sind. Aber ich bin überzeugt, das Mitgefühl Ew. K. Majestät muss aufs lebhafteste ergriffen sein bei dem Gedanken, dass jeder weitere Tag das Unglück des unschuldigen Sachsenlandes noch verschlimmert und, was nicht minder wahr ist, dass jeder Monat, jede Woche des Aufschubs die Macht des Königs von Preussen vergrössert.

„Die Kräfte, die er nach den im Jahre 1744 erlittenen Niederlagen im Jahre 1745 zu finden und zu verwenden verstanden hat, beweisen, dass er eine Hydra ist, die vernichtet werden muss, sobald sie zu Boden liegt.

„Der Widerstand, den er jetzt in Böhmen gefunden hat, erstaunt ihn, aber es liegt an Ew. K. Majestät, ihm den entscheidenden Schlag zu versetzen. Die weite Entfernung verhindert die anderen Mächte an einem rascheren Erfolg ihrer Vorbereitungen, und es scheint Ew. K. Majestät vorbehalten zu sein, einen unterdrückten Verbündeten zu retten und hierdurch dem Universum zu zeigen, dass der Wille und die Tat für Ew. K. Majestät nur Eines sind und dass nichts den



König Friedrich II.



glorreichen Sieg einer russischen Armee aufhalten kann, deren Anführerin die Gerechtigkeit ist.

„Möge der Himmel meiner Stimme Überzeugungskraft verleihen, und meine heissesten Wünsche werden in Erfüllung gehen, wenn ich mich der Wahl meines Herren würdig erweise und durch meinen Aufenthalt und mein Verhalten an dem erhabenen Hofe Ew. K. Majestät mir auch ferner die Huld bewahre, mit der Ew. K. Majestät mich bei meiner Abreise von hier durch so ehrende und grossmütige Beweise auszuzeichnen geruhten.

„Meine Dankbarkeit erfüllt mich mit solcher Ehrfurcht, dass ich keinen Ausdruck für sie finde; ich vermag nur Ew. K. Majestät meine tiefste Ehrerbietung zu Füssen zu legen.“

Meine Ansprache wirkte, wie denn manchmal das Glück der Kühnheit günstig ist. Die Kaiserin hatte bisher immer nur banale Komplimente zu hören bekommen, von Leuten hervorgestammelt, die nicht gewöhnt waren, in der Öffentlichkeit zu sprechen, so dass sie kaum deren Worte verstehen konnte. Es war etwas Neues für sie, offiziell ein schmeichelhaftes Lob von einem Fremden zu vernehmen, der mit heller Stimme und leidenschaftlicher Überzeugung sprach, da er von dem Gegenstand seiner Rede ganz erfüllt war; im übrigen hegte sie selbst schon die Überzeugung, dass der König von Preussen im Unrecht war. Sie ordnete deshalb ausdrücklich an, dass meine Ansprache gedruckt werde. Als man sie in Warschau las, tadelte meine Familie den Ausdruck „Hydra“ und fürchtete die Rachgier des Königs von Preussen. Dieser jedoch sagte bloss, als er meine Ansprache gelesen: „Ich wollte, er hätte die Wahrheit gesprochen

und die abgeschlagenen Köpfe würden mir wieder anwachsen.“ Das sind gewiss Worte eines wahrhaft überlegenen Menschen, der damals auch viel zu sehr beschäftigt war, um eine Phrase übel zu nehmen.

Unter den offiziellen Besuchen, die ich bei meinem Antritt zu erledigen hatte, gebührte auch einer dem Chevalier Williams. Nicht ohne Rührung entsinne ich mich der Worte, die er damals an mich richtete: „Ich schätze und liebe Sie wie ein Kind, das ich auferzogen, — denken Sie stets daran; was jedoch die Erfüllung Ihrer Pflicht anlangt, so würde ich in Ihnen meinen Schüler verleugnen, sollte Ihre Freundschaft für mich Sie zu dem geringsten Schritt oder der geringsten Unvorsichtigkeit veranlassen, die gegen die Vorschriften Ihres jetzigen Amtes verstossen würde.“

Ich habe diese Lehre befolgt, obgleich mein Herz dabei litt; ich brach die Beziehungen zu ihm ab und hatte keine private Zusammenkunft mit ihm, — erst wieder ein Jahr später, als er seinen Posten verliess.

Mit den besten Hoffnungen auf einen baldigen Erfolg trat ich also mein Amt an, gestützt auf die Schriften und Worte der russischen Minister, die den Befehlen ihrer Fürstin entsprachen. Ungeachtet dessen konnte nichts langwieriger und inkonsequenter sein, als die russischen Operationen in diesem Kriege.

Die Öffentlichkeit wusste, dass der Grossfürst den König von Preussen vergötterte, dass Bestuschew der Grossfürstin ergeben war, dass Apraxin zu Bestuschews Kreaturen gehörte und dass ich Williams Schüler gewesen. Man schloss daraus, dass Bestuschew durch Geheimordres die Absichten Elisabeths durchkreuzte; und dennoch war diese Vermutung durchaus irrig.

Bestuschew, aus Prinzip ein Anhänger Österreichs, war so weit gekommen, dass er den König von Preussen hasste, aus lauter Gewohnheit ihm zu schaden, und weil dieser Fürst seinen Untergang beschlossen und in gedruckten Versen Böses über ihn gesagt hatte, nachdem er vergeblich versucht, ihn zu bestechen. Apraxin hatte den redlichsten Willen, die Absichten seines Protektors auszuführen, und wie wir es weiter unten sehen werden, wurde er darin durch die Grossfürstin eifrigst bestärkt. Ich war ganz von meinem Pflichtgefühl erfüllt und glaubte überdies, dass wenn ich am Ruin des Königs von Preussen arbeitete, ich sowohl meinem Vaterlande diente, wie auch unserem Könige, dem Kurfürsten von Sachsen.

Apraxins Ungeschicklichkeit und seine Schwäche, die an Unfähigkeit grenzte, waren die einzige Ursache des sonderbaren militärischen Vorgehens der Russen während des ganzen Jahres 1757.

Seine Korpulenz erschwerte ihm das Reiten; er stand spät auf, weil er bis spät in die Nacht hinein seine Narrenspossen trieb und erst einschlafen konnte, nachdem zwei bis drei Grenadiere, die einander im Erzählen von Menschenfresser- und Gespenstergeschichten ablösten, sich heiser geschrien hatten; man staunte, rings um das Generalszelt die lauten Stimmen zu vernehmen, während sonst im ganzen Lager strengste Stille herrschen musste; das gehörte zu den täglichen Praktiken. Damals gab es noch im russischen Volke und in der Soldateska Erzähler von Profession, ungefähr wie jene, die in türkischen Cafés die schweigsame Musse der Türken ergötzen.

Apraxin wusste auch nicht das geringste, so dass am 20. August 1757, dem Tag der Schlacht von Jä-

gerndorf[1]), der Sieg ihm bereits zuneigte, als er noch immer glaubte, man wäre nur auf dem Marsche; er war so bestürzt, als er endlich erfuhr, dass dies eine Schlacht war, dass er während ihrer ganzen Dauer nicht einen Befehl gab, und er war so erstaunt, als man ihm seinen Sieg meldete, dass er nichts anderes zu tun wusste, als am nächsten Tage den Rückmarsch zu befehlen, indes in Königsberg der Magistrat bereits die Deputierten ernannt hatte, die ihm die Schlüssel der Stadt übergeben sollten, — so vollständig war die Niederlage der Preussen, und zwar infolge eines sonderbaren Zusammentreffens verschiedener Umstände, welches Zufall genannt wird und das von Zeit zu Zeit selbst den Gewandtesten und Vermessensten den Beweis erbringt, dass sie nur ein Instrument sind, auf dem der Herr des Schicksals spielt, wie es ihm beliebt. Es steht fest, dass die Preussen an jenem Tage tapfer kämpften; General Lewaldt galt als einer der besten preussischen Generale; die russischen Generale erteilten keinen Befehl; einige mussten es mit ihrem Leben bezahlen; die Soldaten machten fast alles selbst; sie wussten, dass sie schiessen mussten, solange sie noch Patronen hatten, und dass sie nicht fliehen durften; sie erfüllten nur diese Pflicht und töteten hierbei so viele Preussen, dass der Zufall sich bemüssigt sah, ihnen das Schlachtfeld zu überlassen.

Apraxin schickte den Grafen Peter Panin, seinen General vom Dienst, mit der Siegesnachricht nach Petersburg; in Abwesenheit dieses tapferen, klugen und treuen Offiziers nützten andere Apraxins Unfähigkeit aus und machten ihn glauben, seine Armee würde

[1]) Gemeint ist die Schlacht bei Grossjägersdorf am 30. August 1757. Anm. d. Herausg.

aus Mangel an Lebensmitteln zugrunde gehen, wenn er vorrückte.

Auf General Lieven, der in dieser Armee nach Apraxin im Range einer der Ersten war, fiel der Verdacht, er sei vom König von Preussen bestochen worden, seinem Chef den Rückzug anzuraten; da jedoch Lieven sein ganzes Leben hindurch ehrenvoll gehandelt hat, darf man sein Andenken nicht beflecken, ohne einen wirklichen Beweis zu haben. Wer nun auch dieser Ratgeber gewesen sein mag, — Apraxin kehrte um und auf dem gleichen Wege nach Samogitien zurück, als wäre er geschlagen gewesen, und verwüstete das feindliche Land auf seinem Rückzug, als hätte man ihn verfolgt. Die Höfe von Wien und Versailles schrien: Verrat! der Hof von Warschau begnügte sich zu klagen, dass die Sachsen zugesagte Hilfe zurückgezogen wurde.

Die Kaiserin Elisabeth setzte General Fermor [1]) an Apraxins Stelle und liess diesen arretieren; zu diesem Schritt trieben sie alle Feinde Bestuschews und der Grossfürstin, welche glaubten, sie könnten so ihren Hass gegen diese beiden befriedigen; aber wie staunte man, als unter Apraxins Papieren Billetts der Grossfürstin gefunden wurden, die Apraxin anbefahlen, rasch und energisch gegen den König von Preussen vorzugehen! Das rettete Bestuschew für den Augen-

[1]) Wilhelm Graf Fermor (1704—1771), russischer General, entstammte einer englischen Familie. 1758 nahm er Thorn und Elbing, ward Generalgouverneur von Preussen; am 25. August 1758 wurde er bei Zorndorf besiegt, worauf er den Oberbefehl niederlegte. Von Katharina II. wurde er zum Generalgouverneur von Smolensk ernannt. Anm. d. Herausg.

blick und brachte dem kaiserlichen Hause anscheinend den Frieden zurück.

Es ist überflüssig, hier die genauen Details meiner dringenden Gesuche und zahlreichen Noten anzuführen, durch die ich während der ganzen Zeit meiner Gesandtschaft mich bemühte, das meinem Herrn gegebene Versprechen zu realisieren und seine Ausführung zu beschleunigen; die mir zukommenden Antworten waren fast stets günstig, jedoch die Gebrechen des Hofes und der ganzen Administration verzögerten den Erfolg, — die Mittel entsprachen nicht dem Zweck.

August III. blieb während der sieben Jahre dieses schrecklichen Krieges fast der ganzen Einkünfte aus seinem Kurfürstentum beraubt.

Die gewöhnlichen Einkünfte Sachsens beliefen sich damals auf neun Millionen Taler; man kann annehmen, dass der König von Preussen durch allerlei Steuern mindestens dreimal so viel herauszog. 7 mal 9 sind 63, 3 mal 63 sind 189, — so viel Millionen Taler brachte Sachsen dem König von Preussen ein; 700000 Pfund Sterling jährlicher englischer Subsidien, die noch hinzukamen, ermöglichten, was unmöglich schien: dass ein brandenburgischer Kurfürst sieben Jahre lang den vereinigten Ländern Russland, Österreich, Frankreich und Schweden widerstehen konnte.

Ausserdem verschaffte sich dieser Fürst einen gar nicht abzuschätzenden Profit dadurch, dass er (als erster unter allen Herrschern) den Brauch einführte, mit dem Stempel eines anderen Monarchen Münzen zu prägen; jedoch begnügte er sich nicht damit, in der sächsischen Münze Geldstücke mit dem Bildnis

Augusts III. prägen zu lassen, er liess sogar die Stempel in seinen eigenen Staaten nachahmen und verringerte mit der Zeit den Münzgehalt bis zu dem Grade, dass die Geldstücke schliesslich nicht einmal den dritten Teil des Wertes hatten, unter dem sie kursierten.

Da der Hauptschauplatz dieses Krieges in Sachsen lag und er dort, die Waffe in der Hand, nur das kaufte, was er nicht gratis zu nehmen beliebte, bestritt er seine Ausgaben mit dem dritten Teil der allgemein angenommenen Summe.

Aber er fügte diesen Schaden nicht nur Sachsen allein zu; Polen litt genau so sehr, und zwar geschah dies folgendermassen: das Traktat von Wehlau[1]) hatte zu den Vorteilen, die das Haus Brandenburg in Ostpreussen bereits besass, noch einen hinzugefügt, dass nämlich hinfort beide Staaten nach Übereinkunft den Münzfuss bestimmen sollten. Das wurde nie beachtet; die regierenden Fürsten des Hauses Brandenburg begnügten sich damit, eigenmächtig Münzen prägen zu lassen, die dieselben Bezeichnungen führten wie die polnischen Tympfen[2]) und Sechser und ihnen gleichwertig sein sollten; infolgedessen waren diese preussischen Münzen in Polen genau so im Umlauf wie die polnischen Landesmünzen. Da seit dem

[1]) Am 29. Sept. 1657 wurde zwischen Brandenburg und Polen ein Vertrag geschlossen, in dem Brandenburg auf das Bistum Ermeland und vier polnische Woiwodschaften verzichtete und Polen auf sein Oberhoheitsrecht über das Herzogtum Preussen. Anm. d. Herausg.

[2]) Tympfe sind die nach dem polnischen Münzmeister benannten achtlötigen polnischen Silbermünzen; sie hatten einen Wert von 36 Silbergroschen. Anm. d. Herausg.

vergangenen Jahrhundert in Polen keine Silbermünzen mehr geprägt worden waren und die Juden sich dadurch einen Gewinn zu verschaffen suchten, dass sie mit beschnittenen Dukaten die alten Münzen Johann Kasimirs und Johanns III. aufkauften, machte sich um die Mitte der Regierung Augusts III. in Polen ein empfindlicher Mangel an Silber- und sogar an Kupfergeld fühlbar, was diesen Fürsten auf den Gedanken brachte, sich dasselbe Recht anzumassen, das der König von Preussen als Kurfürst von Brandenburg genoss. Es gab zwar ein Gesetz, das unseren Königen untersagte, ohne Bewilligung des Reichstags in Polen die Münze wieder zu öffnen, da sich jedoch die Überzeugung festgesetzt hatte, wegen des *liberum veto* könnte kein Reichstag Ergebnisse bringen, so meinte August III., er könnte zum Wohl des Landes dieses Gesetz umgehen, indem er in Sachsen Tympfen und Sechser mit dem Münzfuss Johann Kasimirs und Johanns III. prägen liess, die in Polen wie schon so viele andere ausländische Münzen in Umlauf kommen würden. In Wirklichkeit aber wurden jene, welche die Herstellung der Münzen in Sachsen leiteten, gar bald angeklagt, dass diese neuen Stücke geringwertiger waren; jedoch war die Wertverminderung (wenn es überhaupt eine gab) so gering, dass sie kaum fühlbar war und durch die Bequemlichkeit, Münzen zu haben, aufgewogen wurde.

Unter dem Vorwand, gleichzeitig diese sächsische Prägung und die Prägung seiner eigenen preussischen Tympfen und Sechser fortzusetzen, gelang es dem König von Preussen, ungefähr hundert Millionen dieser Münzen in Polen in Umlauf zu setzen, bevor überhaupt die Mehrzahl meiner Landsleute — die

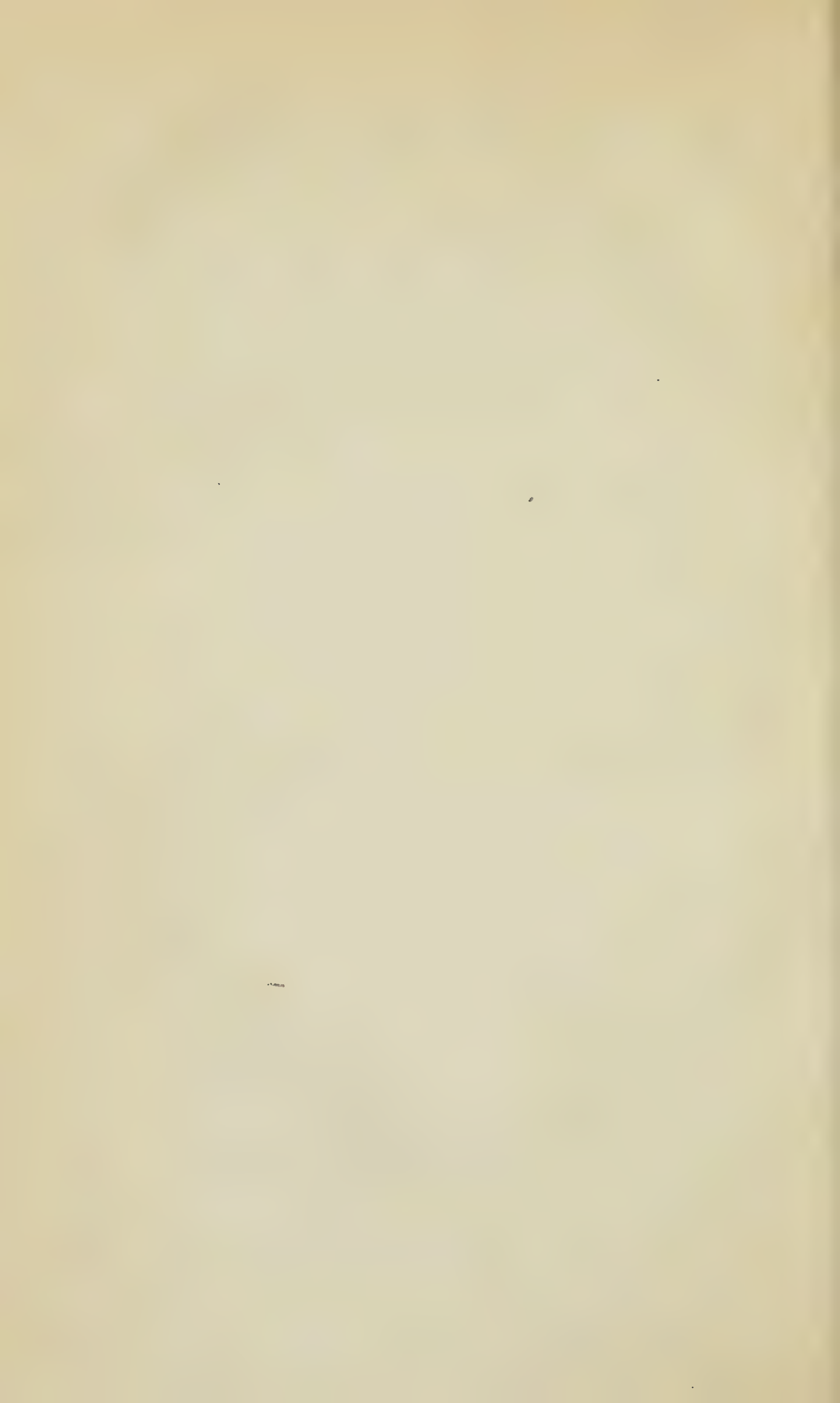
damals nur zu sehr für ihn eingenommen waren — auch nur an die Möglichkeit einer Verschlechterung glauben wollten. Sie strömten in Massen und sehr rasch ins Land, weil Polen für den König von Preussen ein Magazin bedeutete; er kaufte dort Korn, Pferde, Vieh, Salpeter, grobe Leinwand und sogar grobes Tuch, fast alles was er brauchte. Schlesien und die anderen Staaten des Königs von Preussen waren während dieses Krieges so vielen Überfällen und Verwüstungen ausgesetzt, dass Polen damals in der Lage war, Schlesien selbst in den zwei letztgenannten Artikeln zu ersetzen. Als endlich die Polen allgemein einsahen, dass sie über den Wert dieser preussischen Münzen getäuscht worden waren, erhöhten sie den Preis ihrer Artikel, aber der Feingehalt dieser Münzen wurde um ebensoviel verringert, und immer verfloss erst eine Zeit, bis man sich hier des erneuten und grösseren Betruges bewusst wurde, so dass im Jahre 1763, am Ende des Krieges, über 200 Millionen Gulden dieser falschen Münzen in Polen im Umlauf waren.

Die polnischen Juden, in diesem Punkte hellsehender als die anderen Einwohner des Landes, verständigten sich bald mit den preussischen Juden, denen der König von Preussen seine Münze übergeben hatte. An ihrer Spitze stand der berühmte Ephraim. Die Juden Polens bekundeten damals einen solchen Eifer für den König von Preussen, dass sie durch ganz Polen eine eigene Post unterhielten, von den Grenzen Schlesiens bis nach Ungarn, der Türkei und Tatarei, und diese in den Dienst der preussischen Korrespondenzen nach jenen Ländern und vor allem nach Polen stellten; diese Korrespondenzen sollten den Enthusiasmus der

Anhänger des Königs von Preussen aufrechterhalten, alle ihm günstigen Gerüchte verbreiten, Informationen über Russland und über Österreich verschaffen und tausend andere Dienste leisten, deren Wirkung August III. alltäglich zu spüren bekam, ohne dass er sie paralysieren konnte. Er wurde aus verschiedenen Gründen daran verhindert. Seit hundert Jahren hatte der Adel so viele Gesetze durchgebracht, die einzig und allein seine Freiheit, oder vielmehr seine Privilegien sichern sollten, und hatte die königliche Gewalt so sehr eingeschränkt, dass diese ausser während der Tagung des Reichstags sozusagen auf den Nullpunkt gesunken war, soweit es sich um irgend eine zwingende Massregel oder ein Verbot handelte.

Der Erfolg eines freien Reichstags wurde unter dieser Regierung mit Recht als ein Ding der Unmöglichkeit angesehen; der ausserordentliche Weg einer Konföderation erschien dem Grafen Brühl stets als ein zu gefährliches Mittel, das nur geeignet war, eine Gegenkonföderation hervorzurufen und als Konsequenz einen Bürgerkrieg, in den verwickelt zu werden er sich damals um so mehr fürchtete, als man schon von den Bemühungen des Königs von Preussen bei den Türken und Tataren, um sie in den Krieg hineinzuziehen, Wind bekommen hatte; sollten sie sich einmischen, so würde das wahrscheinlich in Polen geschehen; in diesem Falle würden die Russen, statt sich um die Befreiung Sachsens zu bemühen, in Polen kämpfen, wo man sie schon sowieso nicht gerne sah und ihre Anwesenheit die Zahl der in Opposition zum König stehenden Polen noch vermehrt hätte. Übrigens bestritt dieser seinen Unterhalt und den seines ganzen Hofes nur aus den Revenuen der königlichen Ökono-

mie, welche alles in allem kaum dreihunderttausend Dukaten jährlicher Rente ergaben. Die französischen Subsidien wurden zum Unterhalt der Königin und der zahlreichen Mitglieder der königlichen Familie in Dresden aufgewandt und zur Besoldung der sächsischen Truppen, die der Kapitulation von Struppen entgangen waren, oder jener, die sich selbst vom preussischen Dienst befreit hatten und sich den französischen oder österreichischen Armeen anschlossen.



DRITTES KAPITEL

URSACHEF DES KRIEGES VON 1756. — HÄRTEN DER PREUSSISCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN KRIEGFÜHRUNG. — ENTSCHÄDIGUNGSANSPRÜCHE AUGUSTS III. — ANTWORT AUF SEINE FORDERUNGEN.

In dieser verzweifelten Lage befand sich August III., weil er sich nicht zwingen lassen wollte, der Verbündete des Königs von Preussen zu werden. Er war der Schwiegervater des Dauphins[1]), des Vaters Ludwigs XVI. Seine Frau[2]) war die Tochter des älteren Bruders des Vaters von Maria Theresia. Die Erhebung auf den polnischen Thron verdankte er Russland, und stets hatte er seine unverbrüchliche Anhänglichkeit an diesen Hof bekundet. Der König von Preussen hatte ihm Sachsen weggenommen, indem er zu wissen vorgab, August III. hätte sich mit Österreich und Russland verbündet, um mit den beiden Kaiserinnen über ihn herzufallen. Der König von Preussen brach ins Dresdener Archiv ein und zog heraus, was ihm gerade passte. Er konnte jedoch nur einige Auszüge aus Depeschen produzieren, die im Grunde nichts weiter bewiesen, als dass August III., nachdem er vom König von Preussen schon sehr viel erduldet hatte

[1]) Der einzige legitime Sohn Ludwigs XV., der Dauphin Ludwig, starb 1765. Er war vermählt mit Maria Josefa von Sachsen (1731—1767). Ludwig XVI. war der dritte Sohn aus dieser Ehe.

[2]) Die Königin Maria Josefa war die Tochter Kaiser Josefs I. (gest. 1711), dem sein jüngerer Bruder Karl VI., der Vater Maria Theresias, auf dem Kaiserthron folgte. Anm. d. Herausg.

(1741 als dessen Verbündeter und 1745 als der Verbündete Maria Theresias), jenen Nachbarn stets fürchtete und sich Österreichs und Russlands Freundschaft zu erhalten trachtete, es jedoch ablehnte, irgend ein Offensivbündnis einzugehen, — wie jene Depeschen es ihm nabelegten, — unter Hinweis auf seine Lage, die ihn stets dem ersten Feuer des gemeinsamen Feindes aussetzen musste. Der König von Preussen stützte sich am meisten auf jene Phrase im Konzept einer der sächsischen Depeschen: *„Erst wenn der Ritter aus dem Sattel gehoben sein wird, kann Sachsen daran denken, eine Rolle zu übernehmen; geschähe es früher, so würde es sich ganz nutzlos gefährden."*

Ich habe nicht die Absicht, hier zu erörtern, auf wessen Seite das Recht in diesem Kriege war, aber für Sachsen war er grausam; Freunde und Feinde trugen um die Wette zu Sachsens Ruin bei. Dresden wurde sowohl von den Preussen wie von den Österreichern bombardiert; letztere haben ohne jede Notwendigkeit Zittau vernichtet, die fleissigste Gewerbestadt des ganzen Kurfürstentums.

Beide Parteien haben sich gegenseitig Plünderungen und Grausamkeiten vorgeworfen; der König von Preussen hat das königliche Schloss Hubertusburg niederbrennen lassen, nachdem er die Möbel und das Kupferdach an einen Juden verkauft hatte. Er hat den prachtvollen Salon im Garten des Grafen Brühl in Dresden in die Luft fliegen lassen. Er hat zwei Landhäuser desselben Ministers, nämlich Pförten und Nischwitz, zerstören lassen, letzteres in seiner Gegenwart, und er hat auf dem Rücken des Hausverwalters eigenhändig einen Spiegel in Stücke geschlagen, den dieser treue Diener zu retten versuchte. Der König

von Preussen liess damals publizieren, dies sei geschehen, um die Verwüstungen der Russen in Preussen und der Österreicher in Charlottenburg, als sie drüben waren, zu rächen. Ausserdem hat der König von Preussen über hundert der fürchterlichsten Übeltäter, die in sächsischen Gefängnissen gefangen gehalten wurden, in Freiheit setzen lassen, unter anderen einen gewissen Tanzwohl, einen berüchtigten Räuber; vier dieser Spitzbuben, die in Böhmen wieder eingefangen wurden, behaupteten dort, sie hätten vom König von Preussen die Order erhalten, alles in Brand zu stecken; sie können ja etwas Unwahres ausgesagt haben, aber man war nichtsdestoweniger erstaunt, dass sie in Freiheit gesetzt wurden, um so mehr als er zur selben Zeit einem anderen Räuberhauptmann die Freiheit gab, einem gewissen Käsebier, der in seinem eigenen Staat gefangen gehalten wurde und mit dem er bei seiner Freilassung gesprochen hat.

Das Landvolk in Sachsen hat in Wirklichkeit weniger Neigung für die Österreicher bezeugt, als für die Preussen, deren Disziplin vielleicht tatsächlich besser war, auch hatten sie die Order, das sächsische Volk glauben zu machen, es bestünde eine geheime Absicht, ihnen den Katholizismus gewaltsam aufzudrängen, und ihr Herr führte Krieg, um sie davor zu bewahren. Aber die Mehrzahl der Kaufleute, der Adel und vor allem der Souverän hatten durch den König von Preussen so schrecklich zu leiden, dass allein schon die Schilderung dieser Heimsuchungen August III. eine Teilnahme einbrachte, die wahrscheinlich seitens der Höfe von Russland, Wien und Versailles nicht steril geblieben wäre, hätten die Kriegsereignisse sich günstiger für sie gestaltet.

Die beiden Kaiserinnen waren im März 1757 übereingekommen, ihm als Entschädigung Magdeburg mit dessen Distrikt und den Saalekreis zu verschaffen. August III. hielt sich jedoch um so mehr für berechtigt, noch ein übriges zu verlangen, als er sich erinnerte, dass der Wiener Hof ihm am 15. Mai 1745 bedeutend mehr versprochen hatte. Man wollte versuchen, die verbündeten Höfe zu einer deutlicheren Erklärung zu veranlassen. Infolgedessen erhielt ich den Auftrag, am russischen Hofe nachstehendes Schriftstück zu präsentieren:

„Motivierte Grundzüge der von Seiner Majestät dem König von Polen, Kurfürsten von Sachsen, geforderten Entschädigungen.

„Da die ruhmreichen Armeen I. M. der Kaiserin und Königin im Verein mit den Hilfsheeren Russlands, Frankreichs und Schwedens sich von Tag zu Tag mehr dem ersehnten Ziel nähern, wo der König von Preussen sich endlich gezwungen sehen wird, um den Frieden nachzusuchen, den er so zu Unrecht gebrochen, und ihn unter Bedingungen anzunehmen, die man ihm diktieren wird, ist S. M. der König von Polen, Kurfürst von Sachsen, den sein unverbrüchliches, treues Festhalten an seinen Verpflichtungen zum ersten Opfer der Gewalttaten des gemeinsamen Feindes gemacht hat, so sehr von der aufrichtigen Freundschaft seiner hohen Verbündeten überzeugt und ihrer speziellen Sorge, ihm eine seinen unschätzbaren Verlusten und der Schmach, die seiner Würde und seiner königlichen Familie angetan ward, entsprechende Satisfaktion zu verschaffen, dass er ihnen mit vollständigstem Vertrauen auseinandersetzen wolle, wie weit er

seine Ansprüche gegen den Usurpator seiner Staaten stellen und welche Art der Vergeltung er sowohl von der evidenten Gerechtigkeit seiner Sache, als auch von dem Beistand seiner hohen Alliierten erwarten müsse.

„In diesem Sinne und um so gut als möglich die für ihn so wichtigen Artikel eines Traktats zu beraten und vorzubereiten, das ein ewiges Denkmal der Weisheit und der Gerechtigkeit der vertragschliessenden Mächte sein wird, hat S. Majestät geglaubt, motivierte Grundzüge ausarbeiten lassen zu müssen, sowohl über seine Entschädigungsansprüche gegen den König von Preussen als auch über andere Massregeln und Vereinbarungen, die er unter den gegenwärtigen Umständen ebenfalls für wesentlich hält, zwecks besonderer Sicherstellung seiner Staaten und im allgemeinen Interesse des öffentlichen Friedens in Deutschland.

„Damit alle und ein jeder von diesen Punkten, nach vertraulicher Diskussion zwischen seinen Ministern und denen der befreundeten Höfe, provisorisch zwischen ihm und seinen hohen Verbündeten beschlossen und festgesetzt werden können, um in das feierliche, allgemeine Friedenstraktat aufgenommen und durch alle Kontrahenten unter Wahrung aller erforderlichen und in solchen Fällen üblichen Formalitäten Seiner Majestät garantiert zu werden.

„Diese Artikel lauten:

„1. Dass der König von Preussen verpflichtet werde, S. M. dem König von Polen und Kurfürsten in natura oder in einem Gegenwert die ganze Artillerie, Munition und das Kriegsgerät jeglicher Art rückzuerstatten, die seit dem 1. September 1756 aus den Ar-

senalen des Kurfürstentums Sachsens weggebracht wurden, insbesondere aus Dresden, Zeitz und Weissenfels.

„2. Dass alle Papiere, Dokumente, Titel und andere Effekten des Archivkabinetts des kurfürstlichen Hauses von Sachsen, die mit solcher Indezenz geraubt wurden, in ihrer Gesamtheit durch den König von Preussen zurückgegeben werden, ohne Abzug, ohne jedwede Ausnahme.

„3. Dass alle Kavallerie, Infanterie- und Dragonerregimenter, mit den Korps der Artillerie, der Ingenieure, Handwerker und anderer, welcher Art sie auch seien und welche Bezeichnung sie auch führen mögen, die zum sächsischen Militärstatus gehört und das sächsische Armeekorps gebildet hatten, wie es sich 1756 im Lager von Pirna befand; und ganz allgemein alle sächsischen Untertanen, die freiwillig oder gezwungenermassen am Schlusse dieses Krieges in den preussischen Regimentern eingereiht sein werden, insbesondere die adlige Kadettenkompagnie und alle anderen sächsischen Edelleute, die der König von Preussen durch eine unerhörte Vergewaltigung der Souveränitätsrechte und mit beispielloser Unmenschlichkeit gezwungen hat, die Waffen gegen ihren legitimen Herrscher zu erheben, ihm getreulich zurückgegeben werden, ohne dass irgend einer von ihnen, unter irgendwelchem Vorwand noch in irgendwelchem Charakter, im Dienste des Königs von Preussen verbleiben dürfe.

„4. Dass das Herzogtum Magdeburg mit dem ganzen Saalekreis, der Amtsbezirk von Petersberg, das Fürstentum Halberstadt mit all seinen zugehörigen Rechten, die territoriale Oberhoheit jenes Teiles der Graf-

schaft Mansfeld, die zum Profit des Königs von Preussen sequestriert wurde, der brandenburgische Teil der Grafschaft Hohenstein und die Schirmvogtei Quedlinburg von den Domänen des Königs von Preussen abgetrennt und S. M. dem König von Polen, Kurfürsten von Sachsen, übergeben werden, um für ihn, seine Erben und seine Rechtsnachfolger auf ewig mit seinem Kurfürstentum vereinigt zu werden.

„Der Artikel XI des Traktats von Osnabrück, der mit so offenkundiger Bevorzugung dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg den grössten Teil seiner Entschädigungsansprüche zuerkannte, hat sie ihm nur gewährt als Kompensation seiner Rechte auf Vorpommern und die Insel Rügen und als Entgelt für den Eifer, den er bezeugt hat, als er zur Beschleunigung des Friedens seine Rechte hierauf an die schwedische Krone abtrat; wenn die Fürsten und Staaten, die den westfälischen Frieden kontrahierten, das Opfer, das der Kurfürst Friedrich Wilhelm damals zugunsten des öffentlichen Wohles brachte, so freigebig entgalten, welche Busse müssen dann wohl die hohen Alliierten, die Garanten dieses selben Friedens, Friedrich II. vorbehalten, der seine Bestimmungen gebrochen hat, dadurch, dass er mit solchem Unrecht den in Deutschland wiederhergestellten Frieden gestört hat.

„Zu bemerken ist ferner, dass diese Zession der Rechte des Hauses Brandenburg auf Vorpommern, die ihm eine so vorteilhafte Kompensation eintrug, nicht verhindert hat, dass 1676 dieses selbe zedierte Pommern von preussischen Truppen besetzt wurde und dass, obwohl es 1679 im Frieden von Nimwegen wieder zurückgegeben wurde, der grösste Teil dieser

Provinz 1715 nochmals unter die Herrschaft des Königs von Preussen zurückgelangt ist.

„5. Dass von den Ländern und Besitzungen, deren sich der König von Preussen vor dem jetzigen Kriege in Westfalen erfreut hat, durch Tausch, Übertragung, Mutation oder auf irgend einem anderen Wege, im Einvernehmen und zum grössten Vorteil des Kurfürsten von Mainz und seines Kurfürstentums, ein Äquivalent für die Stadt Erfurt an der Gera und das angrenzende Eichsfeld im Werragebiet gegeben werde; welche Stadt Erfurt mit den zwei dazugehörigen Forts von Petersberg und Ciriaksburg sowie das obengenannte Gebiet von Eichsfeld mit seinen zwei Städten Duderstadt und Heiligenstadt ebenfalls an S. M. den König von Polen, Kurfürsten von Sachsen, abgetreten werden sollen, um auf ewig mit seinem Kurfürstentum vereinigt zu werden.

„Da diese Besitzungen an die Landgrafschaft Thüringen angrenzen und keinen Zusammenhang mit den anderen Domänen des Kurfürstentums Mainz haben, ist der Vorschlag Seiner Majestät für beide Kurfürstentümer gleich annehmbar; und damit dieser Tausch auch allen hohen Alliierten angenehm und der allgemeinen Eintracht zum grössten Nutzen und Halt gereiche (da Seine Majestät Grund hat zu glauben, dass der grösste Teil der dem König von Preussen in Westfalen abgenommenen Gebiete dem Pfalzgrafen von Sulzbach zugesprochen werden könnte, für das, was, sei es direkt oder indirekt, im Wege der Übertragung, der Indemnität oder der Kompensation abgetrennt würde oder abgetrennt werden könnte, um die Entschädigung des Kurfürsten von Mainz für die Abtretung der Städte und Gebiete an das Kur-

fürstentum Sachsen leichter durchzuführen), könnte Seine Majestät für seinen Teil, für seine Erben und Rechtsnachfolger in der gültigsten Form auf die Ansprüche und Rechte seines kurfürstlichen Hauses auf die ganze Erbschaft von Cleve und Jülich verzichten, die ihm sowohl auf Grund der Anwartschaft zustehen, die Kaiser Maximilian I. dem Kurfürsten von Sachsen 1486 verlieh, die am 8. April 1526 bei der Vermählung Sibyllas, der Tochter Johanns, Herzogs von Cleve, mit dem Kurfürsten Johann Friedrich bestätigt wurde und in zweiter Linie durch den Kaiser Ferdinand I. am 16. Mai 1644, nach dem Tode des letzten Herzogs von Cleve, ferner durch die Investitur, welche im Jahre 1610 durch Kaiser Rudolf dem Kurfürsten Christian II. verliehen wurde, und hauptsächlich als Nachkomme Sibyllas, der Schwester Wilhelms, Herzogs von Cleve, und Tante Johann Wilhelms, des letzten Herzogs.

„Es ist zu diesem Gegenstande zu bemerken, dass die einst kaiserliche Stadt Erfurt, als sie unter dem Protektorat des Kurfürstentums Sachsen stand (dem sie hierfür tributpflichtig war), diesem 1663 nur durch Beihilfe französischer Truppen und nur dank der besonderen Protektion, welche Kaiser Leopold Anselm von Umstadt, damals Kurfürsten von Mainz, bezeugte, entrissen wurde, um dem Gebiet von Mainz angegliedert zu werden.

„Dieses alte Recht des Kurfürstentums Sachsen auf die Stadt und das Gebiet von Erfurt wurde bei jeder Gelegenheit wieder dargelegt, insbesondere beim letzten Kongress in Aachen, 1748.

„6. Dass die Besitzungen des Königs von Preussen, die in der Niederlausitz Enklaven bilden und allge-

mein die Bezeichnung böhmische Lehen führen, das sind: Kottbus, Peitz, Storkow, Beeskow und Sommerfeld, mit den dazugehörigen Distrikten und ferner das Fürstentum Krossen und Züllichau in Schlesien gleichfalls der brandenburgischen Herrschaft entzogen werden, um auf ewig mit dem Kurfürstentum Sachsen vereint und ihm einverleibt zu werden.

„7. Dass das Traktat von Dresden vom Jahre 1745 und die Konvention, die hernach am . . . geschlossen wurde und die Steuerangelegenheiten betraf, annulliert und kassiert werden; dass alle dort aufgenommenen Bestimmungen als nichtig und gänzlich aufgehoben angesehen werden; dass also infolgedessen die ganze Artillerie und andere Militäreffekten, welcher Art sie auch sein mögen, die aus dem Kurfürstentum Sachsen und der Stadt Dresden während der Invasion, die dem besagten Traktat von 1745 vorangegangen ist, weggeführt wurden, an S. M. den König von Polen zurückgegeben werden; dass ihm weiterhin die Million Taler zurückerstattet werde, die in dem Artikel III des besagten Traktats abgemacht und stipuliert war und zu Ostern 1746 auf der Leipziger Messe mit fünf vom Hundert Zinsen, vom 23. Dezember 1745 an gerechnet, bezahlt werden sollte.

„8. Sei es, dass der gegenwärtige Umstand der Waffenerfolge I. M. der Kaiserin und Königin und der Hilfsheere der hohen Alliierten den König von England, Kurfürsten von Hannover, zu einer gerechteren Auffassung bringen werde, was er den alten Pakten der Verbrüderung zwischen seinem Hause und dem Hause Sachsen schulde und den im Vertrag von Warschau 1745 eingegangenen Verpflich-

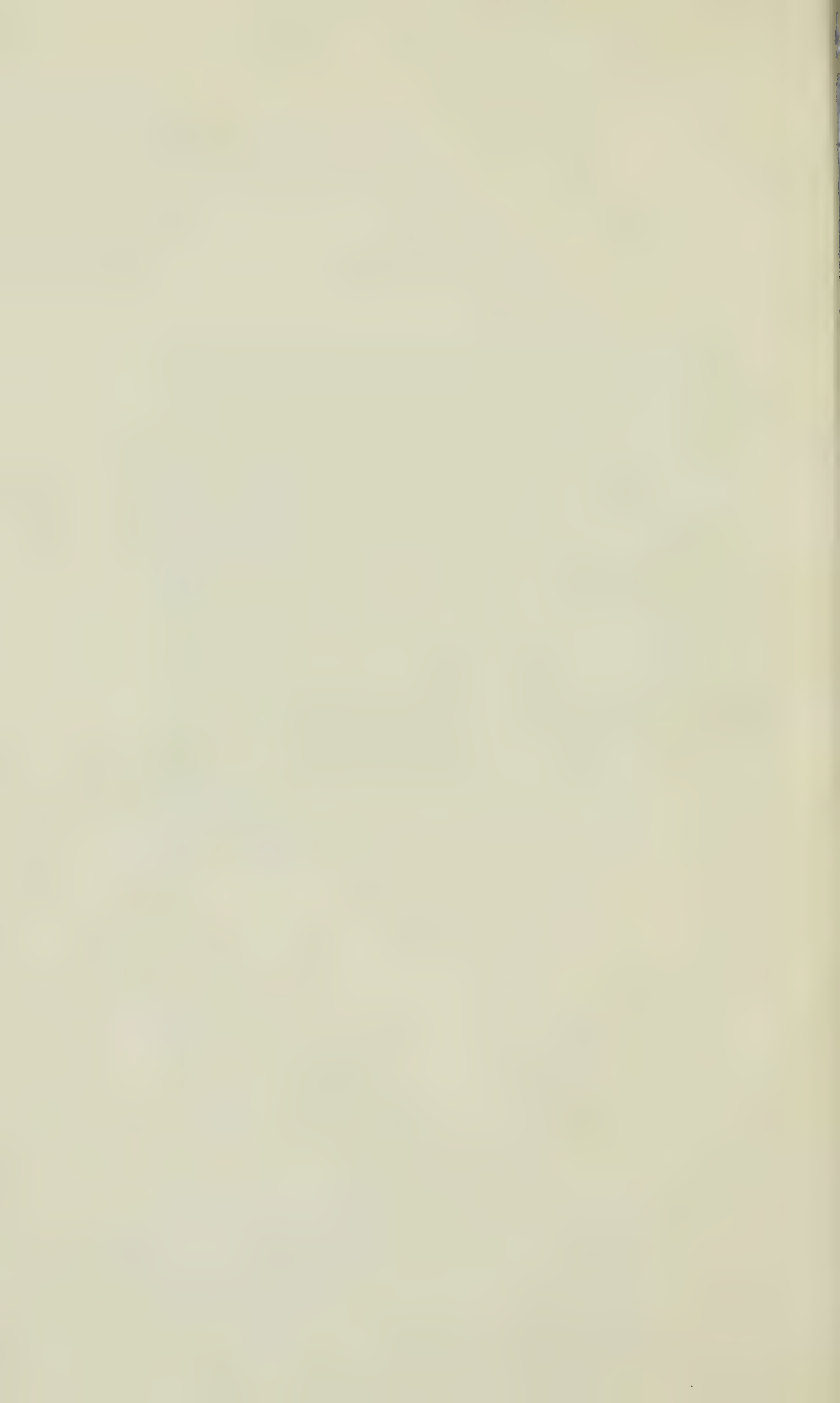
tungen eines Bündnisses und gegenseitiger Verteidigung und schliesslich den kaiserlichen Reskripten, so dass er die Verpflichtungen rückgängig machen würde, die er mit dem Brecher des öffentlichen Friedens eingegangen ist; sei es, dass er bis zuletzt mit eigensinniger Beharrlichkeit die Sache des Königs von Preussen teilen und mit diesem Fürsten abwarten und erst dann um Frieden bitten werde, wenn er hierzu in jeder Weise gezwungen sein würde.

„S. M. der König von Polen, Kurfürst von Sachsen, verlangt ausdrücklichst, dass in dem einen oder dem anderen der oben erwähnten Fälle die hohen Alliierten (in Anbetracht der Gefahren, welche die gemeinsame Sache durch die Zusammenziehung der Observationsarmee unter dem Befehl des Herzogs von Cumberland laufen konnte und in erster Linie durch den Zeitverlust, den diese Armee der Wirksamkeit der Hilfsaktion S. K. u. K. Majestät zugefügt hat, die als Garantin des westfälischen Friedens eine Hilfsarmee in Deutschland einmarschieren liess, speziell um die kurfürstlichen Gebiete Seiner Majestät zu befreien) von S. M. dem König von England, Kurfürsten von Hannover, fordern, es solle die Summe von dreieinhalb Millionen Taler, welche dem Kurfürsten von Sachsen aus dessen Privatschatulle geliehen wurde, mit allen Zinsen annulliert werden und das Gebiet von Schleusingen, welches von S. M. dem König von Polen dem Kurfürsten von Hannover als Hypothek der besagten Schuld von dreieinhalb Millionen Talern übergeben wurde, gleichfalls in rechtsgültiger Form von allen auf ihm ruhenden Lasten befreit werden.

„9. Dass zur Erleichterung des Kurfürstentums



Kaiserin Elisabeth
(Original im Herzogl. Anhalt. Schlosse Zerbst)



Sachsen, das infolge des gegenwärtigen Krieges so lange Zeit verschuldet sein werde, und um einen Teil dieser Verpflichtungen zu verringern, die die Steuer überlasten, bei der eventuellen Verteilung der dem König von Preussen in Westfalen, Geldern und Ostfriesland abgenommenen Gebiete, Städte und Fürstentümer ein Teil dieser Besitzungen dazu bestimmt werde (auf dem Wege einer Zession, einer Verpfändung, Hypothek oder auf irgend eine andere Art, die man für besser oder angemessener halten würde), Kapital und Zinsen abzulösen, welche die Untertanen der holländischen Republik von den öffentlichen Fonds der Steuer zu fordern haben. Die Missgeschicke des letzten Krieges vom Jahre 1745 haben die Einkünfte des Kurfürstentums auf mehrere Jahre hinaus absorbiert; die unschätzbaren Verluste, die der gegenwärtige Krieg durch Zerstörung von Häusern, durch Entwertung der Länder, durch den Ruin der Manufakturen, die Versprengung der Einwohner verursacht hat; die Zugeständnisse, die S. M. der König von Polen seinen alten Untertanen wird machen müssen, vor allem den Einwohnern von Leipzig, die mit so exorbitanten Abgaben belastet worden sind; und was er an Zeit und Einkünften wird opfern müssen, um das Unglück der Feuersbrunst von Zittau wieder gutzumachen, der nach Leipzig bedeutendsten Handelsstadt seines Reiches, — dies alles würde Seine Majestät der unheilvollen Notwendigkeit aussetzen, die ausserordentlichen Finanzoperationen zu mehren, falls man nicht das Kurfürstentum des grössten Teiles seiner früheren Schulden entledigen, es sozusagen kurrent machen und ihm hierdurch die Möglichkeit bieten würde, nach feststehenden Regeln

zu handeln, die seinen wahren Interessen und auch denen der ganzen Allianz entsprechen würden.

„Auf diesen Prinzipien fussend und bei einer Gelegenheit, wo S. M. der König von Polen einen so eklatanten Beweis der Freundschaft seiner hohen Alliierten erlangen kann, schlägt er ein Arrangement mit den Generalstaaten von Holland vor, um die gesamte Amortisation von Kapital und Zinsen herbeizuführen, welche die Untertanen der holländischen Republik von den öffentlichen Fonds der Steuer zu beanspruchen haben, sei es durch eine Zession oder eine Verpfändung der Stadt und der Grafschaft Emden oder eines Teils von Geldern, sei es durch eine Art der Abrechnung, die allgemein als die entsprechendste für alle hohen Alliierten erachtet werden würde, um die besagte Amortisation durchzuführen.

„10. Was den Herzog von Sachsen-Gotha anlangt, den nur die Aussichten auf eine illegitime Vergrösserung auf Kosten des kurfürstlich-sächsischen Hauses bewogen haben können, entgegen den Reskripten des Kaisers und den Konstitutionen des Reichs der Konföderation mit dem König von Preussen beizutreten, und der durch die Vereinigung seiner Truppen mit der Armee des Herzogs von Cumberland ganz wesentlich zur Verlängerung der Bedrückung beigetragen hat, unter der das Kurfürstentum Sachsen seit Beginn dieser Kampagne zu leiden gehabt hat (indem er den Vormarsch der französischen Hilfsarmee verzögerte), so überlässt Seine Majestät es den hohen Alliierten, die Unrechtmässigkeit und Indezenz dieses Vorgehens zu beurteilen sowie sich über die Art der Entschädigung auszusprechen, die Seine Majestät von

ihm zu erwarten berechtigt ist, um hiermit die Not seiner Untertanen zu lindern.

„11. S. M. der König von Polen erhofft im Hinblick auf die beständigen Freundschaftsbande, die seit unvordenklichen Zeiten sein Haus mit Österreich einen, im Hinblick auf die Anhänglichkeit, die er dessen Interessen stets bezeugt hat, und endlich im Hinblick auf die unverbrüchliche Treue, mit der er seinen Verpflichtungen trotz der grössten Missgeschicke nachgekommen ist, und weil es für S. M. den König von Polen fast eine unbedingte Notwendigkeit ist, unbehindert zwischen seinem Kurfürstentum und seinem Königreich zu verkehren (welcher Umstand für die Kaiserin und Königin nur von geringer Bedeutung ist und sein muss), — so hofft also S. M. der König von Polen, dass Ihre K. und K. Majestät die Zession des Distrikts von Schwiebus in Schlesien der Lostrennung des Fürstentums Krossen und Züllichau folgen lassen wird, das unter von Ihren Majestäten früher beschlossenen und stipulierten Bedingungen dem König von Preussen abgenommen ward, auf Grund der besonderen Konvention von 1745, nach dem Traktat von Warschau.

„12. Von diesem selben Prinzip unwandelbarer Freundschaft geleitet und von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, in Gegenwart und Zukunft alles aus dem Wege zu räumen, was Grund zu der geringsten Meinungsverschiedenheit abgeben könnte, hofft S. M. der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, dass durch das zukünftige Traktat des allgemeinen Friedens im Namen Ihrer K. u. K. Majestät endgültig der Verzicht auf die vorgeblichen Hoheitsrechte über die Prinzen und Fürsten von Schwarzburg,

Reuss, Schwenburg (?), Liechtenstein und der Mark Asch statuiert werden wird.

„13. Wie auch über den völligen Verzicht auf das vorgebliche Feudalrecht der Krone Böhmens auf Sonnewalde in der Lausitz und einige Gebiete des Vogtlandes.

„Das sind die Hauptpunkte, die Seine Majestät seinen Alliierten vorlegen wollte und deren Beantwortung er im Namen der Freundschaft und der Gerechtigkeit verlangt, zur besseren Klärung seiner Sache und zur Sicherung seines Staates, welche Antwort klar und mit gegenseitiger Aufrichtigkeit provisorisch erteilt werden möge, in Erwartung des feierlichen Friedenstraktats; andererseits verpflichtet sich Seine Majestät, seinerseits gleichfalls mit völliger Offenherzigkeit auf ein anderes Arrangement oder einen Vorschlag, der von einem seiner hohen Alliierten vorgebracht werden könnte, zu erwidern.

„Die offensichtlichen Beweise beständiger Freundschaft, die Seine Majestät von den Fürsten seiner Allianz empfangen hat, gestatten ihm keine Zweifel an der Aufrichtigkeit, mit der sie gegenseitig ihre guten Dienste aufbieten werden, um alle Hindernisse und alle Schwierigkeiten zu beseitigen, die die völlige Durchführung eines zur Wiederherstellung Sachsens so wesentlichen und für das allgemeine Wohl und die Ruhe von ganz Deutschland so nützlichen Projektes verzögern könnten."

Ich übergab dieses Schriftstück am 19. September 1757. Als Erwiderung wurde mir am 7. (18.) Oktober folgende Note überreicht:

„Um dem Verlangen des Herrn bevollmächtigten Ministers zu entsprechen, das in einer Note vom 1./12.

dieses Monats bekundet wurde, es möge ihm ein Auszug der Schriftstücke an die Gesandten dieses Hofes in Wien und in Paris übergeben werden, durch die sie veranlasst werden sollen, die Schritte der Gesandten S. M. des Königs von Polen betreffs seiner Entschädigungsansprüche für die erlittenen Verluste zu unterstützen, wird ihm hierdurch der Inhalt einer diesbezüglichen Depesche an den Herrn Botschafter Grafen von Kaiserling zur Kenntnis gebracht und ihm zugleich bekannt gegeben, dass ein gleichlautendes Schriftstück an Se. Exz. den Herrn Grafen von Bestuschew-Riumin, Gesandten in Paris, abgegangen ist.

Auszug aus einer Depesche an den Herrn Grafen von Kaiserling, Gesandten Russlands.

„St. Petersburg, den 30. September 1757.

„Graf Poniatowski, bevollmächtigter Minister S. M. des Königs von Polen an unserem Hofe, hat bei unserem Ministerium neue Schritte unternommen, um unsere Einwilligung zu der Entschädigung zu erlangen, welche sein königlicher Herr für die Verluste zu erhalten wünscht, die das kurfürstlich-sächsische Haus bereits erlitten hat und noch erleidet, und um uns zu bewegen, diese Entschädigungsansprüche an den Höfen von Wien und Frankreich zu befürworten.

„Worauf wir dem besagten Grafen Poniatowski haben durch unser Ministerium wissen lassen, Seine Majestät der König könne unserer unwandelbaren Freundschaft für ihn versichert sein und unseres so aufrichtigen Wunsches, seine Interessen zu fördern; dass wir nicht allein eine genügende Kompensation für die Schäden des Kurfürstentums Sachsen gerecht-

fertigt finden, sondern sogar diesen Wunsch schon nachdrücklich geäussert haben, so dass Seine Majestät damit rechnen könne, dass der Zuwachs seiner Besitzungen uns nur im höchsten Masse angenehm sein werde und dass wir infolgedessen unseren Ministern an den Höfen von Wien und Frankreich Instruktionen geben werden, auf dass sie die Verhandlungen der Minister S. M. des Königs von Polen unterstützen, soweit es nötig und angemessen sein wird; so befehlen wir denn, dass Sie, sobald Sie durch den Minister an jenem Hof, an dem Sie sich befinden, von dem Stand der Verhandlungen informiert und gebeten werden, diese zu unterstützen, Sie dies nicht ablehnen, sondern im Gegenteil die Verhandlungen so dirigieren, dass trotz unserer Erklärung vom 6. Mai dieses Jahres, in der wir eingewilligt haben, dass das Fürstentum Magdeburg und der Saalekreis dem König von Polen zugesprochen würden, nicht daraus gefolgert werden könne, diese Erklärung beraube den König von Polen des Rechts einer weitgehenderen Reparation der erlittenen Schäden; und dies um so mehr, als sie auf Kosten eines Fürsten geschehen soll, der schon sozusagen alle Arten der Grausamkeit erschöpft hat, um Sachsen zu bedrücken und zu ruinieren, während andererseits die Beständigkeit, mit der der König von Polen alles geopfert, und die Grossherzigkeit, mit der er alle Friedensvorschläge abgelehnt hat, sicherlich besondere Anerkennung verdienen und wir infolgedessen von der Gerechtigkeit I. K. u. K. Majestät erwarten dürfen, dass der König von Polen seine Verhandlungen in befriedigender Weise wird zu Ende führen können."

Ich habe alle Ursache zu glauben, dass diese Sprache aufrichtig war, aber die Talente des Königs von Preussen und vor allem sein Glück überwogen den vereinten Willen der grössten Mächte Europas, obwohl sie es weder an Mühen, Kräften noch Ausgaben fehlen liessen.



VIERTES KAPITEL

PORTRÄT VON MONSIEUR L'HÔPITAL. — PORTRÄT DES GRAFEN DE BROGLIE. — BRIEF DES KANZLERS KAUNITZ AN ESTERHAZY, MEINE PERSON BETREFFEND. — TRAKTAT ZWISCHEN DEM WIENER HOF UND DEM GROSSFÜRSTEN VOM 15. JULI 1757. — MEMORIAL BROGLIES GEGEN MICH. — MEINE ABBERUFUNG. DAS SCHREIBEN DES KÖNIGS. — MEINE ANTWORT. — BRIEF MEINES VATERS. — BRIEF AN MEINE FAMILIE VOM 2. DEZEMBER. — ROSSBACH. — LETZTE ZUSAMMENKUNFT MIT WILLIAMS. — WIEDEREINSETZUNG IN MEIN AMT. — APRAXIN IN UNGNADE. — BILLETTS DER GROSSFÜRSTIN UNTER APRAXINS PAPIEREN. — NIEDERKUNFT DER GROSSFÜRSTIN. — SCHLITTENUNFALL.

Frankreich glaubte den Augenblick gekommen, wo es den Einfluss wiedergewinnen konnte, den es eine Zeitlang auf Elisabeth ausgeübt hatte.

Marquis de l'Hôpital wurde zum Gesandten am russischen Hofe ernannt, mit zahlreicher Suite und einem prunkvollen Apparat, mit dem man offenbar Eindruck machen wollte und auf den Monsieur de l'Hôpital selbst die Aufmerksamkeit lenkte. Er liess ein Bild malen, auf dem der Übergang seiner dreiundzwanzig Karossen über die Karpathen dargestellt war, und zeigte es mit Emphase.

Er war Gesandter in Neapel gewesen, als Karl III., der jetzige König von Spanien, dort regierte. Er war mit ihm in Velletri gewesen, vor allem aber war er in Versailles gealtert, in der Eigenschaft eines Stallmeisters von Mesdames de France[1]), den Töchtern Ludwigs XV. Er vermeinte den Ton des Hofes Ludwigs XIV. anzuschlagen und dessen hochmütige Höflichkeit zu beherrschen, indem er gar hochtrabend Phrasen und Maximen vortrug, welche für die Höflinge des grossen Königs ganz besonders charakteristisch waren; im Grunde genommen war er jedoch ein recht ungebildeter Mensch (wie Madame Geof-

[1]) Die vier unverheirateten Töchter Ludwigs XV., Adelaïde, Victoire, Sophie, Louise. Anm. d. Herausg.

frin es mir bereits gesagt hatte), dessen Allüren mehr an einen alten Komödianten denn an einen Seigneur gemahnten. Er hat, so gut er konnte, zu meinem Schaden gearbeitet, weil auf seiner Durchreise in Warschau der Gesandte Frankreichs bei August III. ihn mit Vorurteilen gegen mich erfüllt hatte.

Dieser Gesandte war Graf de Broglie [1]). Als er seine Ernennung für Dresden erhielt, fragte man sich in Paris unter Lachen: „Will denn unser König dem König von Polen den Krieg erklären?“ In der Tat, er war ein kleiner Brausekopf, stolz, herrschsüchtig, zänkisch, masslos unruhig, was er schliesslich zu seinem eigenen Schaden und dem seiner Familie bewiesen hat, jedoch voll Geist und arbeitsam, obgleich er das Vergnügen liebte; er wollte Polen und Sachsen ganz allein regieren und es erfüllte ihn mit Unwillen, dass Russland am Hofe Augusts III. einen so bedeutenden Einfluss hatte. Er bemühte sich um meine Abberufung, weil er glaubte, ich sei englandfreundlich, und weil er verhindern wollte, dass infolge meiner Anwesenheit in Russland an die in Polen residierenden russischen Minister Weisungen erteilt würden, welche den Einfluss meiner Familie hätten heben können, die er für antifranzösisch hielt. Dennoch widerstand Brühl fast während des ganzen Jahres 1757 seinem Drängen, aus Furcht, er könnte Bestuschew und die Grossfürstin verärgern, und weil ich den Wiener Hof für mich gewonnen hatte durch einen Dienst, der in damaliger Zeit wichtig erscheinen mochte.

[1]) Charles François Comte de Broglie (1719—1781) ward 1752 Gesandter Frankreichs am Hofe Augusts III. Er bemühte sich im geheimen Auftrag Ludwigs XV., dem Prinzen von Conti den Weg zum polnischen Thron zu bahnen. Anm. d. Herausg.

Da ich es für meine Pflicht hielt, soweit es in meinen Kräften stand zum Besten der gemeinsamen Sache die Vorurteile zu zerstören, die der Grossfürst dem Grafen Esterhazy und dessen Hofe entgegenbrachte, benützte ich hierzu jede Gelegenheit des Zusammenseins mit diesem Fürsten, und seit dem Frühjahr des Jahres 1757 gelang es mir so gut, dass dies den Anlass gab zu einem Brief des Fürsten Kaunitz an den Grafen Esterhazy, der folgendermassen lautete:

„Wien, den 26. Mai 1757.

„Mit doppelter Genugtuung haben Ihre Majestät und das Ministerium vernommen, was Ihnen uns mitzuteilen beliebte, dass Herr Graf Poniatowski sich aufrichtig und erfolgreich bemüht hat, den Grossfürsten von dem schlechten Eindruck und der Abneigung abzubringen, die man ihm gegen Ew. Exzellenz eingeflösst hat, und eine mündliche Aussprache über diesen Punkt herbeizuführen.

„Denn einerseits wird die Denkungsart Ew. Exzellenz hierdurch um so gerechter und leidenschaftsloser erscheinen, und andererseits wird nicht der mindeste Zweifel darüber bestehen bleiben, was Ew. Exzellenz uns so oft über die freundschaftliche und vorsichtige Konduite des Herrn Grafen Poniatowski versichert haben.

„Das Vorurteil, das man anfänglich gegen oben genannten Grafen nährte, war in Wirklichkeit sehr stark und schien auch nicht ungerechtfertigt und unbegründet zu sein; aber da unser Hof gewöhnt ist, eher das Gute als das Schlechte von einem Minister anzunehmen, der scharfsichtig und auf seine Ehre bedacht ist, war man hier sehr erfreut, eines besseren belehrt zu werden, und Ew. Exzellenz werden die

Intensionen unseres Hofes erfüllen, wenn Sie dem Herrn Grafen Poniatowski unbedingtes Vertrauen entgegenbringen und in Übereinstimmung mit ihm handeln.

„Ich habe die Ehre, usw."

Am 15. Juli wurde folgendes Traktat unterzeichnet:

„Wir geben kund, dass die Kaiserliche Majestät der Königin von Ungarn und Böhmen, nachdem sie es unter diesen Umständen für gut befunden hat, mit Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Grossfürsten aller Reussen und regierenden Herzog von Schleswig-Holstein bezüglich seiner holsteinischen Truppen zu konferieren und sich gleichzeitig mit ihm in seiner Eigenschaft als Fürst des Reiches enger zu liieren, und nachdem S. K. Hoheit gemäss seinen Gefühlen der Freundschaft und des Patriotismus, sowohl als Grossfürst des russischen Imperiums als auch als Glied des Römischen Reiches, sich in der einen wie in der anderen Beziehung gleich geneigt gezeigt hat, — hat I. K. u. K. Majestät ihren wirklichen geheimen Rat und Kammerherrn Grafen Nikolaus Esterhazy, Palatin der ungarischen Krone und zur Zeit Gesandten am Kaiserlich russischen Hofe, Ritter des Skt. Andreas- und des Alexander Newski-Ordens, ernannt und autorisiert, um auf dieser Grundlage eine Konvention vorzubereiten, wogegen S. K. Hoheit seinerseits seinen wirklichen Konferenzrat und Kammerherrn Gottlieb Georg Heinrich Baron von Stambke, Ritter des Skt. Annen-Ordens, ernannt hat; nach Beratung und Austausch ihrer Vollmachten haben diese beiden beschlossen:

„1. Seine K. Hoheit der Grossfürst verpflichtet

sich, nicht nur seine holsteinischen Truppen stets vollzählig und auf der jetzigen Höhe zu halten sondern auch in einem solchen Zustand, dass sie jederzeit bereit seien, sich unter den Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin zu begeben, für den Fall, dass Ihre Majestät je nach den Umständen es für gut befinden sollte, davon Gebrauch zu machen und sich mit S. K. Hoheit ins Einvernehmen zu setzen.

„2. Ebenso verspricht S. K. Hoheit und verpflichtet sich feierlichst, während der jetzigen Wirren im Reich stets die Interessen I. M. der Kaiserin und Königin im Auge zu behalten, sowohl in seiner Eigenschaft als russischer Grossfürst — in Anbetracht der Konformität der Absichten beider kaiserlicher Höfe, und der hieraus folgenden engen Union zwischen diesen — als auch besonders in seiner Eigenschaft als Glied des Römischen Reiches, und wird deshalb seinen Ministern im Landtage und in den Bezirken des Reichs anordnen, stets im besten Einvernehmen mit den Ministern I. K. u. K. Majestät zu verharren und es stets als ihre vornehmste Pflicht anzusehen, immerdar und in allen Angelegenheiten ihre Stimmen zugunsten I. K. u. K. Majestät abzugeben.

„3. Hierfür und vor allem, um S. K. Hoheit einen in bezug auf die Equipierung seiner oben erwähnten holsteinischen Truppen entsprechenden Vorschuss zuteil werden zu lassen, verspricht und verpflichtet sich I. K. u. K. Majestät, vom Tage der Unterzeichnung dieser Konvention ab S. K. Hoheit in Hamburg jährliche Subsidien von hunderttausend Florins (oder fünfzigtausend kaiserlichen Talern) in bar in zwei Raten von sechs zu sechs Monaten und im voraus auszahlen zu lassen, und zwar derart, dass die

erste Zahlung erst nach Austausch der Ratifikationen erfolgen soll.

„4. Diese Konvention soll in allen Punkten so lange in Kraft bleiben, als der gegenwärtige Krieg dauern wird, und noch ein Jahr nach dem Frieden; nach Ablauf dieser Frist bleibt es den beiden hohen Kontrahenten vorbehalten, sie entweder zu annullieren oder für einige Jahre zu erneuern.

„5. Die vorliegende Konvention, von der zwei gleichlautende, von beiden Bevollmächtigten unterzeichnete und gesiegelte Exemplare ausgefertigt werden, soll von den beiden hohen Kontrahenten ratifiziert und die betreffenden Ratifikationen so schnell als möglich und spätestens in einem Zeitraum von zwei Monaten ausgetauscht werden.

„St. Petersburg, den 15. Juli 1757."

Wer je Peter III. und seinen preussischen Fanatismus gekannt hat, den wird es nicht wundernehmen, welchen Wert der Wiener Hof damals dem Dienste beimass, den ich ihm erwiesen, indem ich den Grossfürsten zu diesem Schritte bewog; später hat man es wohl vergessen, aber in jener Zeit hat es mir die aufrichtige Zuneigung des Grafen Esterhazy eingetragen, und diese hat mir geholfen, mich während einiger Monate des Jahres 1756 und des Jahres 1757 gegen die Manöver Frankreichs zu verteidigen; dennoch wurde meine Abberufung beschlossen. als Broglie folgendes Memorial in Warschau vorlegte[1]):

[1]) Anmerkung des Königs: Dieses Schriftstück sowie alle folgenden befinden sich in dem Manuskriptenbuch der Akten, die sich auf meine Mission beziehen; es wird im Archiv verwahrt.

„Den 25. Oktober 1757.

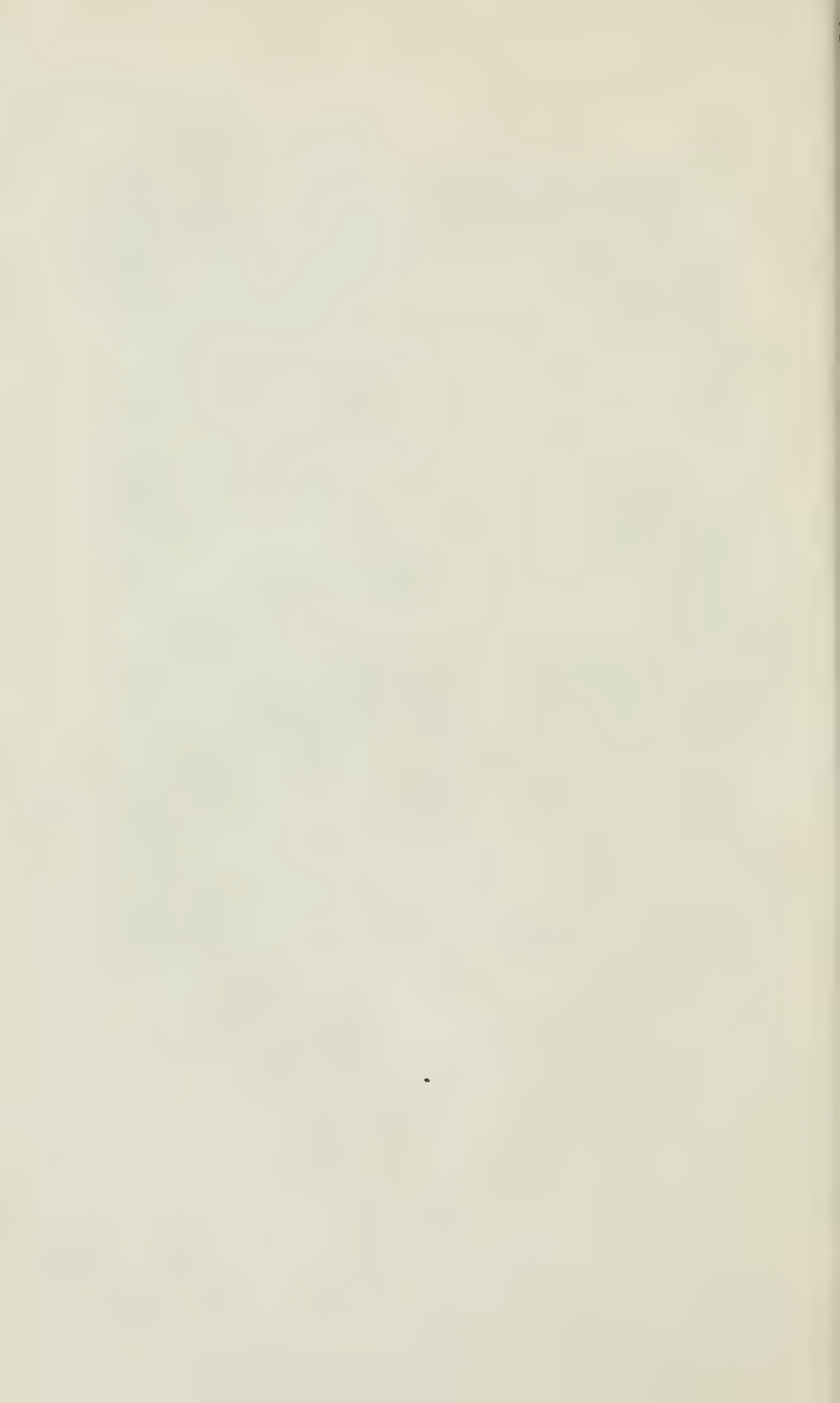
„Se. Exzellenz der Herr Gesandte von Frankreich hat bei seiner gestrigen Unterredung mit Sr. Exzellenz dem Herrn Grafen von Brühl mit grosser Genugtuung festgestellt, dass die Eröffnungen, die er bezüglich der Mission des Herrn Grafen Poniatowski am russischen Hofe vorzubringen die Ehre hatte, ihn von den Gefahren überzeugt haben, die daraus resultieren können, und dass er entschlossen war, S. M. dem König von Polen die unumgängliche Notwendigkeit sofortiger Abberufung vorzustellen. Dem Herrn Gesandten wird es ein Vergnügen sein, zur Kenntnis seines Hofes zu bringen, welches Entgegenkommen Herr Graf von Brühl in dieser Sache bezeugt hat, und weil er ihm dieses Verdienst nicht schmälern wollte, *hat er ihm bei dieser Unterredung keine Kenntnis der Orders gegeben, die er vom König, seinem Herrn, erhalten hatte und die folgendermassen lauteten:*

„Dass der Aufenthalt des Grafen Poniatowski am Petersburger Hofe äusserst gefährlich sei, sowohl wegen der Bevorzugung Englands, um die er sich dort noch bemühe, als auch wegen der Instruktionen, die ihm von seiner Familie zuteil werden könnten, und dass infolgedessen der Herr Gesandte seine Rückberufung bewerkstelligen müsse, wodurch er Seiner Majestät einen grossen Dienst erweisen werde; dass er die Wichtigkeit der Angelegenheit verstehen müsse; dass die Art, wie Herr Graf von Brühl diesen Vorschlag aufnehmen werde, als Prüfstein seiner Gesinnung dienen solle; des ferneren, dass Mylord Stormond[1]) gewiss versuchen werde, diese Unterhand-

[1]) David Murray Viscount of Stormond, nachmals Lord Mansfield (1727—1796), hatte damals seine politische Karriere be-



ALEXY·COMES·DE·BESTUSCHEF·RIUMIN
IMPER·MAJEST·RU[illegible]
CANCELLARIUS·ETC·ETC —
MDCCLV



lung beim Herrn Grafen von Brühl zu durchkreuzen, sowohl um nicht in Petersburg den Agenten seines Hofes zu verlieren, als auch wegen meiner Beziehungen zu dem Hause Czartoryski; es sei wünschenswert, dass auch dieser Minister Englands Polen verlasse."

So wurde mir denn auch mein Abberufungsschreiben durch einen französischen Kurier zugestellt.

Am selben Tage erhielt ich auf anderem Wege folgendes Schreiben des Königs:

„Mein lieber Herr Stolnik[1]) von Litauen.

„Ich habe so oft Veranlassung gehabt, mit der bisherigen Art der Ausübung Ihres Amtes am russischen Hofe zufrieden zu sein, wo Sie sich mit allem erdenklichen Eifer für meine Interessen eingesetzt haben, dass ich im gegebenen Zeitpunkt mich Ihnen hierfür erkenntlich erweisen werde. Da jedoch der König von Frankreich Sie im Verdacht hat, dass Sie eine besondere Neigung für England hegen und ein geheimes Einverständnis unterhalten, welches die Interessen dieser Krone im selben Masse begünstigt, als es für ihn selbst und die gemeinsame Sache im allgemeinen schädlich ist, so hat er mich inständigst bitten lassen, Sie unverzüglichst abzuberufen, und er will darin einen Beweis der Aufrichtigkeit meiner Freundschaft für ihn erblicken. Demnach werden Sie verstehen, dass es uns, vor allem unter

gonnen, die er später in Wien und Versailles fortzusetzen vermochte. Sein angeborenes Taktgefühl ermöglichte es ihm, während des ganzen Siebenjährigen Krieges in Warschau auszuhalten. Anm. d. Herausg.

[1]) Truchsess.

den gegenwärtigen Umständen, unmöglich war, ihm diesen Gefallen zu versagen. Also schicke ich Ihnen beifolgend Ihre Abberufung, von der Sie möglichst rasch Gebrauch machen werden; Sie werden Ihre Abreise beschleunigen, da jede Verzögerung nur Anlass zu neuen Klagen und Unzufriedenheiten geben kann. Ich bete zu Gott, er möge Sie, mein lieber Herr Stolnik von Litauen, in seinem Schutz und seiner heiligen Obhut bewahren.

„Gegeben zu Warschau, den 30. Oktober 1757.

„August, König."

Meine Antwort hierauf lautete:

„Sire,

Mit tiefster Ehrfurcht habe ich den Brief und die Befehle Ew. Majestät vom 30. Oktober entgegengenommen; ich fühle mich vollauf belohnt, da Ew. Majestät meinen Eifer und meine Dienste anerkennen. Die Billigung Ew. Majestät ist mein grösstes Lob, ich strebe nach nichts anderem. Hätte ich die Ehre gehabt, Ew. Majestät im Kriege zu dienen, so hätte ich willig Blut und Leben für die Sache Ew. Majestät hingegeben, weil sie gerecht ist und ich Ew. Majestät ergebener Diener bin; um so mehr ist es meine Pflicht, von hier abzureisen, und ich werde mit dem stolzen Bewusstsein reisen, dass ich auch dadurch Ew. Majestät diene. Im übrigen bin ich unbesorgt, da ich mich unschuldig weiss, und ich glaube mich über jede Rechtfertigung erhaben, solange nur mein Fürst keinen Verdacht gegen mich hegt.

„Ich habe die Kopie meines Abberufungsschreibens vorgestern im Ministerium vorgelegt, eine Stunde nachdem ich es erhalten, und sobald die

Kaiserin mir Audienz gewährt haben wird, werde ich meine Rückkunft beschleunigen, — soweit diese unerwartete Abreise und meine häuslichen Massnahmen es gestatten werden, — um Ew. Majestät die Versicherung meines tiefsten Respekts, meiner eifrigen Anhänglichkeit und meiner grenzenlosen Ergebenheit zu Füssen zu legen, mit der ich die Ehre habe, Ew. Majestät untertänigster, ergebenster und getreuester Diener zu sein.

„St. Petersburg, den 11. November 1757."

Zur selben Zeit schrieb mir mein Vater unter dem 30. Oktober folgendes:

„Deine unerwartete Abberufung hat mich veranlasst, den König um eine Audienz zu bitten, bei der ungefähr folgendes erörtert wurde:

„Ich habe Seiner Majestät gesagt, es schmeichle mir das Bewusstsein, dass meine Ehrfurcht und Anhänglichkeit für die Person des Königs ihm bekannt sei, da ich nicht einen Augenblick von ihr abgewichen bin. Ich habe den König daran erinnert, dass nicht ich ihn um deine Mission gebeten, sondern dass ich, sobald ich erfahren, dass Se. Majestät dich für fähig halte, ihm zu dienen, sofort meine Einwilligung zu deiner Mission erteilt habe, alle Erwägungen beiseite lassend, du könntest auf deine Person und auf unsere ganze Familie den Hass der Mächte herabziehen, die Russlands Einmischung in die europäischen Angelegenheiten nur ungern sehen, und den Hass eines grossen Teiles unserer Landsleute, die auf Antrieb der Fremden den Einzug der Russen in Polen im schlechtesten Licht darzustellen versuchen; dass Brühl mir gestern durch den Rat Schmidt sagen liess,

du seiest auf Frankreichs Ersuchen abberufen worden; dass ich fürchtete, du hättest dir die Ungnade Sr. Majestät zugezogen; deshalb wäre ich gekommen, Se. Majestät anzuflehen, wenn dem nicht so sei, möge er es mir selbst sagen. Daraufhin geruhte der König mir zu antworten: *Er habe stets allen Grund gehabt, sich meiner Anhänglichkeit an seine Person und seine Sache zu rühmen, er entsinne sich genau, dass du einzig und allein auf seinen Wunsch, und ohne dass ich darum ersucht hätte, nach Russland gegangen seiest: er sei so mit dir zufrieden, dass er dem Lob über dein Verhalten nur beistimmen könne und dir stets sein Wohlwollen und seine Gnade beweisen werde.*

„Ich ergriff wieder das Wort um zu sagen, ich sei nicht gekommen, deine neuerliche Berufung oder deinen Verbleib in Petersburg zu erbitten, ich müsse aber Se. Majestät untertänigst anflehen in Betracht zu ziehen, dass das Publikum und vor allem unsere Feinde deine Abberufung als Ungnade ansehen oder als solche ausgeben werden, und ich müsse infolgedessen Se. Majestät bitten zu veranlassen, dass mein Sohn unter Ehren und Beweisen seiner Huld aus diesem Amte scheide.

„Ich weiss sehr wohl, so sagte ich, dass ja nicht jederzeit eine Vakanz zu besetzen ist; aber die Bewilligung einer Pension von 6000 Talern bis zum Zeitpunkt irgend einer Vakanz hängt nur vom Willen Ew. Majestät ab. Ich denke, Ew. Majestät werden es nur gerecht finden anzuordnen, dass die Schulden, die er in Petersburg hat machen müssen, bezahlt werden; und Schulden müssen vorhanden sein, da der Stand meiner Angelegenheiten mir nicht erlaubt hat, genügend zu seinem Unterhalt beizutragen, und

ausser von mir hat er kein Geld erhalten, um sich zu equipieren und seine Auslagen zu decken.

„Daraufhin geruhte der König zu antworten: *ich müsse doch seine Lage verstehen und dass er in die Notwendigkeit versetzt worden sei, dich abzuberufen, da Frankreich es sogar zu Drohungen kommen liess, es werde ihn im Stiche lassen, wenn er dich nicht abberufe; dass nur die Subsidien Frankreichs und Russlands ihm die Existenz ermöglichten, ohne diese hätte er auch nicht ein Stück Brot, weder für sich, noch für die Königin; dass er nach dem Fauxpas des Herrn Apraxin sich nicht mehr auf diesen verlassen könne und folglich genötigt sei, sich an Frankreich als letzte Hilfsquelle zu halten; seine Börse sei so leer, dass es ihm trotz der Notlage, in der er dich sieht, unmöglich sei, dir diese Pension zuzuweisen, — er werde jedoch versuchen, dir etwas Geld zukommen zu lassen; er sei durchaus nicht gegen mich oder gegen unsere Familie eingenommen und noch weniger gegen dich, der ihm so vortrefflich gedient, woran er sich stets mit Dankbarkeit entsinnen werde.* Während dieser ganzen Unterredung herrschte eine solche Rührung, dass es beinahe zu Tränen gekommen wäre."

Man kann sich wohl denken, dass die Grossfürstin nicht verfehlte, Bestuschew zu veranlassen, in dieser Sache seinen Einfluss geltend zu machen; der damalige Günstling Iwan Iwanowitsch Schuwalow hatte solche Achtung vor ihr, dass nicht nur er mir bei dieser Gelegenheit seinen guten Willen bezeugte, sondern dass sogar die Kaiserin Elisabeth, anstatt mir die Abschiedsaudienz zu gewähren, um die ich nachgesucht hatte, mir vor allen Leuten ihr Bedauern über meine Abreise ausdrückte und zwar in äusserst gnä-

diger Weise, und dies fiel um so mehr auf, als es sonst nicht üblich war, dass sie an Hoftagen an Minister zweiten Ranges auch nur ein Wort richtete.

Welche Wirkung dies hatte, kann man aus meinem Brief an meine Familie vom 2. Dezember ersehen.

„Vor ungefähr drei Wochen hat der Kanzler Bestuschew an Brühl geschrieben, meine Abberufung sei eine gegen ihn gerichtete Feindseligkeit, für die er Genugtuung fordere; er verlange, dass ich zum Kommissär und bevollmächtigten Minister der Republik ernannt und nach Petersburg zurückbeordert werde, für alle Differenzen mit Russland bezüglich der Grenzen, Hajdamakenüberfälle und alles, was zwischen den beiden Staaten zu regeln sei, und insbesondere bezüglich der litauischen Beschwerden aus Veranlassung des russischen Durchzugs; ich hoffe, dass die Antwort günstig sein wird, und so werde ich denn dem Verlangen Frankreichs vorläufig entsprechen und nach Polen kommen und werde dann wieder nach Petersburg zurückkehren können, aber nicht mehr als Gesandter Sachsens, sondern als ein Minister meines Vaterlandes und mit weit mehr Annehmlichkeiten."

Kurz nach meiner Abberufung traf die Nachricht von der Niederlage der Franzosen bei Rossbach[1]) ein, was zu jenem Zeitpunkt den Einfluss Frankreichs in der grossen Allianz natürlich verminderte; Monsieur de l'Hôpital war so niedergeschlagen und beklagte dieses Unglück in so affektierter und lächerlicher

[1]) Am 5. November 1757 besiegte Friedrich der Grosse bei Rossbach die Franzosen und die Reichsarmee. Anm. d. Herausg.

Weise, dass es den Anschein hatte, er bitte das Publikum wegen der Ungeschicklichkeit seiner Landsleute um Verzeihung.

Dies half mit, den Schlag abzuschwächen, den Broglie mir hatte versetzen wollen.

Da jedoch der Leser fragen könnte, ob ich den Franzosen durch eine gewisse Anglomanie nicht wirklich berechtigten Grund zum Argwohn geliefert hatte, so muss er erfahren, dass kurz vorher Williams mir hatte sagen lassen, er habe sein Abberufungsschreiben erhalten und die Abschiedsaudienz sei ihm gewährt worden, daher bitte er mich, ihn bis zu seiner Abreise freundschaftlich zu besuchen, da dies nunmehr weder falsch gedeutet werden noch verdächtig erscheinen könne.

Ich teilte diese Meinung und ging ihn besuchen; der Zufall führte jedoch verschiedene Umstände herbei, die seine Abreise einige Wochen hindurch von Tag zu Tag verzögerten, und meine Besuche waren für das, was man von ihnen hielt, vielleicht zu häufig, obgleich zwischen Williams und mir hierbei nie die Rede von Geschäften war und ich ihn fast nie allein sah. Meine Freundschaft und Dankbarkeit für ihn trugen den Sieg über die Vorsicht davon als ich sah, in welchem Zustand körperlicher und geistiger Niedergeschlagenheit sich dieser Mann befand, den ich während so vieler Jahre als überlegenen und sprühend-geistreichen Menschen gekannt hatte.

Einige Befehle, die Bestuschew dem Prinzen Wołkoński erteilt hatte, der damals sich erst seit kurzem in Polen aufhielt, und die am Hofe Augusts III. trotz der Gegnerschaft Mniszechs und der französischen Partei manche Begünstigung meiner Familie zur

Folge hatten, verstärkten Broglies Besorgnisse, der mit Unwillen sah, wie Mylord Stormond von meiner ganzen Familie herzlich aufgenommen und ziemlich allgemein ihm vorgezogen wurde, jedoch mehr noch als Mensch denn als Minister.

Das alles zusammen hatte die Franzosen gegen mich aufgebracht.

In mein Amt wiedereingesetzt, übte ich es noch einige Monate aus, jedoch inmitten der heftigsten Stürme. Einer der ersten war jener, der Apraxin hinwegfegte.

Man hat gesehen, wie seine Unfähigkeit und seine Fehler auf mein Schicksal zurückgewirkt hatten; sie veranlassten schliesslich die Kaiserin Elisabeth, General Fermor an Apraxins Stelle zu setzen und diesen sogar verhaften und als Staatsgefangenen nach Petersburg bringen zu lassen, wo er sich wegen der gegen ihn erhobenen Anklage des Hochverrats verantworten sollte. Das Haus Österreich glaubte ihn der Kollusion mit dem König von Preussen überführen zu können; Esterhazy hegte sogar den gleichen Verdacht gegen den Grosskanzler Bestuschew, Apraxins Beschützer. Der französische Hof dachte, durch Aufrollung dieser Angelegenheit nicht allein einen Schlag gegen Bestuschew zu führen, dessen durchaus antigallikanische Gesinnung ihm bekannt war, sondern er hoffte sogar die Grossfürstin zu treffen, die er der Anglomanie beschuldigte.

Die Beschlagnahme der Papiere Apraxins brachte Bestuschews Privatbriefe an Apraxin zutage, worin er ihn als Freund beschwor, mit grösster Energie die Befehle auszuführen, die er ihm als Minister in den offiziellen Depeschen erteilte, und den König von

Preussen möglichst empfindlich heimzusuchen; es wurden in dieser Korrespondenz auch drei Billetts von der Hand der Grossfürstin vorgefunden, worin sie Apraxin ermunterte, seine Pflicht zu erfüllen und auf Kosten des Königs von Preussen der russischen Armee Ehre zu machen.

Es schien, dass diese Entdeckungen den Kredit des Kanzlers bei Elisabeth stärken und seine Feinde demütigen sollten; diese waren auch tatsächlich im ersten Augenblick recht bestürzt; doch bald verstanden sie es, sogar hieraus neue Waffen gegen Bestuschew zu schmieden. Sie sagten der Kaiserin, es sei schon eine schwerwiegende Übertretung, die Grossfürstin veranlasst zu haben, in Staatssachen heimlich an Apraxin zu schreiben; sie betonten den äusserst lebhaften Stil dieser Billetts der Grossfürstin; sie machten Elisabeth darauf aufmerksam, dass die Grossfürstin an Apraxin wie an eine ihr ergebene Kreatur schrieb und als würde die Fortdauer ihrer Gunst und infolgedessen seiner Zukunftshoffnungen von seinem Verhalten im gegenwärtigen Kriege abhängen. Dann gingen sie dazu über, der Kaiserin vorzustellen, dass eine mächtige Partei bereits existiere, oder doch im Begriff sei sich zu bilden, deren Ziel die Entthronung Elisabeths wäre und die Einsetzung des Grossfürsten, in dessen Namen seine Frau regieren würde, gestützt auf Bestuschews Rat, dessen Ehrgeiz und Kühnheit allgemein bekannt waren. Dieses Thema wurde mit allen Schlichen und Verleumdungen verbrämt, deren die Schlechtigkeit der Höflinge und die Politikder Höfe fähig ist, besonders wenn — wie damals in Russland — Furcht sie ansporut, wie es bei den Schuwalows und Woronzows, den Franzosen

und Esterhazy der Fall war, die befürchteten, Russlands sämtliche Angelegenheiten alsbald in Bestuschews Händen zu sehen, der aus verschiedenen Gründen ihnen allen gefährlich werden konnte.

Elisabeth verfiel damals bereits häufig in Krankheiten und man konnte ihr kein langes Leben prophezeien. Die Grossfürstin war zu jener Zeit mit einer Tochter niedergekommen, die 1759 starb. Ich sah sie oft, Narischkin brauchte ich hierzu nicht mehr. In einem Wagen oder einem Schlitten begab ich mich in die Nähe des Schlosses und ging dann zu Fuss allein über jene kleine Treppe, über die Narischkin mich das erste Mal geführt hatte; die dort postierte Schildwache (anscheinend wurde sie vorher verständigt) stellte mir keine Frage und legte mir kein Hindernis in den Weg. Manchmal kam die Grossfürstin als Mann verkleidet zu festgesetzter Stunde auf dem gleichen Wege zu meinem Schlitten, und ich führte sie in mein Haus. Eines Tages, als ich auf sie im Schlitten wartete, kam ein Korporal herbei, beobachtete mich und sprach mich sogar an. Ich hatte eine grosse Mütze aufgesetzt und war ganz in einen grossen Pelz gehüllt. Ich tat als schliefe ich, wie ein Diener, der auf seinen Herrn wartet. Ich gebe zu, dass es mich trotz des herrschenden furchtbaren Frostes heiss überlief; endlich entfernte sich der Fragesteller und die Prinzessin kam; aber es sollte die Nacht der Abenteuer sein. Mein Schlitten stiess so heftig gegen einen Stein, dass sie, mit dem Gesicht zu Boden, einige Schritt weit aus dem Schlitten herausgeschleudert wurde. Sie rührte sich nicht; ich dachte schon, sie wäre tot; ich sprang herzu, um sie aufzuheben; sie kam mit einigen Kontusionen davon; als sie jedoch

heimkehrte, hatte ihr Kammerfräulein infolge eines Missverständnisses die Tür des Zimmers nicht offen gelassen; sie lief die grösste Gefahr, bis schliesslich ein glücklicher Zufall es herbeiführte, dass die Tür durch eine andere Person geöffnet wurde.



FÜNFTES KAPITEL

NOTE ANS MINISTERIUM VOM 13. FEBRUAR 1758 ÜBER DIE AUSNÜTZUNG DER EROBERUNG PREUSSENS ZUGUNSTEN SACHSENS. — NOTE VOM 17. MÄRZ ÜBER DIE APPROVISIONIERUNG DES HEERES UND ÜBER DIE SCHONUNG DER BEWOHNER POLENS. — BRIEF AN DEN GRAFEN BRÜHL VOM 7. MÄRZ ÜBER ELBING UND DANZIG. BESTUSCHEW IN UNGNADE. — BRIEF AN BRÜHL VOM 14. MÄRZ WEGEN EINER VERZÖGERUNG DER REISE DES PRINZEN KARL. DIE OKKUPATION VON ELBING. — BRIEF AN BRÜHL VOM 17. MÄRZ. DIE REISE DES PRINZEN KARL SOLL VERSCHOBEN WERDEN; IWAN TSCHERNISCHEW WIRD ZU SEINEM PERSÖNLICHEN DIENST BESTIMMT. MEINE ERKRANKUNG. — BRIEF AN BRÜHL VOM 21. MÄRZ. BESUCH WORONZOWS. GENERALLEUTNANT TSCHERNISCHEW AN STELLE SALTYKOWS BEFEHLSHABER DES NEUEN KORPS. RUSSLAND, ÖSTERREICH UND FRANKREICH SOLLEN POLEN DIE RESTITUTION ELBINGS UND SEINER RECHTE GARANTIEREN. — BRIEF AN BRÜHL VOM 24. MÄRZ. SCHREIBEN DES KANZLERS MAŁACHOWSKI UND DES BISCHOFS VON KIEW SOŁTYK. JEDEN SAMSTAG AUDIENZTAG BEI WORONZOW. DIE REGIMENTER VON INGERMANLAND UND ASTRACHAN MARSCHBEREIT. RÜCKZUG DER FRANZOSEN AUS HANNOVER. PROJEKT EINER VERTEIDIGUNG DER OSTSEE GEMEINSAM MIT SCHWEDEN. PROJEKT MIT DÄNEMARK BEZÜGLICH HOLSTEINS. BROCKDORF WIRD BEGÜNSTIGT.

Inzwischen setzte ich nicht nur meine Bemühungen für die persönlichen Interessen Augusts III. als Kurfürsten von Sachsen fort, sondern auch jene für den polnischen Hof, je nachdem die Vorfälle es erheischten; man wird es aus den nachstehenden Dokumenten ersehen.

Note ans Ministerium vom 13. (2.) Februar 1758.

„Sr. M. dem König von Polen ist die erfreuliche Nachricht von der Okkupation Brandenburgisch-Preussens mit der Stadt Königsberg durch kaiserlich-russische Truppen zugegangen; Seine Majestät war darüber ausserordentlich erfreut, wie auch über die Ordnung und Disziplin, die diese Truppen auf ihrem Marsche eingehalten haben, was ihnen nicht nur zur Ehre gereicht, sondern auch zu ihrem Vorteil ausschlägt, da sie sich hierdurch das Wohlwollen der Einwohner zugezogen haben, die sich um so williger unterwerfen und alles zu ihrem Unterhalt Nötige herbeischaffen. Dieser glückliche Anfang, zu dem der König I. M. die Kaiserin beglückwünscht, lässt in ihm gleichzeitig die Hoffnung erstehen, dass man hierbei nicht stehen bleiben, sondern sich die guten Wege zunutze machen und die Truppen auf Pommern vorrücken lassen wird, während das besondere, für Schlesien bestimmte Korps sich auf einem anderen

Wege nach den Ufern der Weichsel begeben wird. Man kann im übrigen versichert sein, dass auf diesen Märschen nirgends ein Mangel an Lebensmitteln eintreten wird, falls die Aufträge rechtzeitig erteilt werden und das zum Ankauf der Vorräte nötige Geld bereit gestellt wird. Der Herr Baron von Stein, der sich augenblicklich in Warschau befindet, erwartet beides mit Ungeduld, da er ohne Auftrag und prompte Bezahlung nicht imstande ist, das Korn, das er bereits in ziemlich grossen Mengen aufgekauft hat, nach den Magazinen zu schaffen; zu diesem Transport muss man die beste Jahreszeit benützen, ehe sie vorbei ist.

„Die Eroberung Preussens durch die Armeen I. M. der Kaiserin versetzt die erhabene Fürstin, deren Grossherzigkeit sich bei jeder Gelegenheit offenbart, um so leichter in die Lage, dem König ihre guten Intensionen und ihre wahrhafte Freundschaft zu bezeugen, als sie dort die Mittel finden wird, ihren Grossmut zur Unterstützung Sachsens und im besonderen der Stadt Leipzig zu betätigen.

„Es ist bekannt, dass der König von Preussen die Einwohner dieser Stadt bereits zur Zahlung einer Summe von über anderthalb Millionen Talern in barem Gelde gezwungen hat, abgesehen von den anderen immensen Lieferungen, die man für seine Armee zur Verfügung stellen musste; neuerdings nun verlangt er wieder achthunderttausend Taler Kontribution, welche Summe sie unmöglich auftreiben können; dies lässt den völligen Ruin der Stadt befürchten, deren Handel schon in den letzten Zügen liegt. Es würde zu weit führen, auf die Details der Bedrängnisse einzugehen, unter denen dieses Land im allgemeinen zu leiden hat und deren Ende unglücklicher-

weise noch gar nicht abzusehen ist. I. K. Majestät könnte diesen Gewalttaten ein Ende machen, wenn sie geneigt wäre zu erklären, sie werde gegen die Einwohner Preussens und vor allem gegen die Stadt Königsberg Repressalien anwenden für alles, was der König von Preussen den Einwohnern Leipzigs antun wird, und wenn der Vollzug dieser Erklärung ohne Aufschub exekutiert würde.

„In voller Anerkenntnis der Beweise der Freundschaft, welche die Kaiserin ihm bezeugt hat, und der grossen Ausgaben, welche ihr durch den Krieg bereits erwachsen sind, würde der König keine neuen Bitten vorbringen, wenn nicht durch diesen glücklichen Umstand der Eroberung Preussens der Plan, den er I. K. Majestät vorschlägt, leicht auszuführen und auch für das allgemeine Wohl der Allianz von Vorteil wäre.

„Der König hat gegenwärtig bereits 12—13000 Mann eigener sächsischer Truppen, davon ein Drittel gute Kavallerie. Diese Zahl setzt sich zusammen aus jenen Kavallerieregimentern, welche während der ganzen verflossenen Kampagne mit so grosser Auszeichnung in der österreichischen Armee Dienste geleistet haben, und aus über 9000 Sachsen, früheren Soldaten des Königs, denen es gelungen ist, aus der preussischen Sklaverei zu flüchten, und die in Ungarn gesammelt worden sind. Dieses so formierte Korps, an dessen Spitze der König S. K. Hoheit den Prinzen Karl[1]), seinen Sohn, zu setzen beabsichtigt, würde sich mit der Armee der Kaiserin unter dem

[1]) Karl Prinz von Sachsen (1733—1796), dritter Sohn Augusts III.; 1758 erhielt er mit Einwilligung der Kaiserin Elisabeth das Herzogtum Kurland, das er 1763 nach einer Belage-

Oberbefehl des Herrn Generals Fermor vereinigen und gemäss den Dispositionen vorgehen, welche man für die Operationen dieser Kampagne gemeinsam beschliessen wird, wenn es I. K. Majestät belieben würde, an diesem Projekt Gefallen zu finden und ihrerseits das einzige dazu beizutragen, woran es dem König fehlt, um das Korps mobil zu machen und es zu unterhalten, und was natürlich aus den Kontributionen gedeckt werden könnte, die man von Brandenburgisch-Preussen fordern und von denen I. K. Majestät einen für diesen Zweck genügenden Teil zu bestimmen geruhen würde.

„Das ist der Plan, den der Unterzeichnete, bevollmächtigter Minister S. M. des Königs von Polen, die Ehre hat vorzulegen und von dem er zu hoffen wagt, dass I. K. Majestät ihm zustimmen werde, angesichts der bewährten Freundschaft für den König und seiner den wirklichen Interessen der Alliierten so förderlichen Intentionen."

Note ans Ministerium vom 17. (6.) März 1758.

„Dem Unterzeichneten, bevollmächtigten Minister S. M. des Königs von Polen, ist kürzlich die Mitteilung zugegangen, dass Offiziere der russischen Truppen, die zu den Magazinen abkommandiert waren, welche man zum Unterhalt der Truppen in jenem Königreich errichtet hat, geäussert hätten, man würde die Schiffe mit Kornladungen für Danzig festhalten; dieser Umstand muss unverzüglich zur Kenntnis des Ministeriums I. K. Majestät gelangen, weil

rung Mitaus durch die Russen wieder herausgeben musste. Eine Zeitlang wurde er als Kandidat auf den polnischen Thron genannt. Anm. d. Herausg.

schon allein das Gerücht dieser Massnahme einen grossen Aufruhr im Lande verursacht hat und weil ihre Durchführung jene ruinieren würde, die ihre Erzeugnisse nach Danzig verschiffen, was einen Teil der Nation sehr kränken und auf alle den schlechtesten Eindruck machen würde.

„Sollte dies eine Vorsichtsmassregel sein, die man ergreifen will, damit die russischen Truppen nicht der Subsistenzmittel ermangeln, so ist sie gewiss überflüssig; der gute Wille der Einwohner genügt hierfür. Man braucht bloss zu bestimmen, welche Quantitäten an Lebensmitteln für jedes Magazin nötig sind, dann werden die Einwohner der Umgegend willig alles liefern, was man nur verlangen wird, vorausgesetzt, dass man den üblichen Marktpreis in bar bezahlt und dass die Unternehmer oder andere, die mit der Approvisionierung der Magazine beauftragt werden, keine willkürlichen Taxen zu eigenem Profit auferlegen und die Verkäufer nicht gezwungen werden, sich diesen zu unterwerfen.

„Der Unterzeichnete ist überzeugt, dass auch in diesem Falle, wie sonst stets, von seiten Russlands alles vermieden werden wird, was den leisesten Anschein der Gewalt gegen einen befreundeten und alliierten Staat hervorrufen könnte; indessen hat die Furcht vor der Festhaltung dieser Schiffe, obgleich wenig begründet, die Gemüter dennoch so gepackt, dass der Fürst-Grosskanzler Czartoryski und der Grossschatzmeister von Litauen Graf Flemming für alle Fälle Pässe zu erhalten wünschen, der erstere für zehn seiner Schiffe, letzterer für zwanzig. Der Unterzeichnete kann nicht umhin die prompteste Zustellung derselben zu erbitten, da die Schiffahrt bald ge-

öffnet wird und er sie ihnen rechtzeitig zustellen möchte, um ihre Befürchtungen zu beschwichtigen.“

Brief an den Grafen Brühl vom 7. März 1758.

„Mit vorgestriger Post habe ich das Schreiben Ew. Exzellenz vom 22. d. M. erhalten und habe mich vorerst zu dem Herrn Vizekanzler begeben, um mit ihm über die Nachricht zu sprechen, die Ew. Exzellenz mir zukommen liessen, es habe der General Fermor die Absicht, sich nicht allein Elbings zu bemächtigen, sondern auch Danzigs, und letzteren Platz sogar zu bombardieren, wenn man sich dem Einzug der Truppen widersetzen würde.

„Was Danzig betrifft, so erwiderte er mir, es sei nichts Wahres daran, und der General habe niemals einen ähnlichen Befehl erhalten; sollten jedoch sich Umstände ergeben, die seine Besetzung erheischten, so würde man nichts unternehmen, ohne sich vorher mit unserem Hofe ins Einvernehmen gesetzt zu haben.

„Was Elbing betrifft, so desavouierte er nicht völlig das Projekt von dessen Besetzung, jedoch nur im Falle äusserster Notwendigkeit und um dem König von Preussen zuvorzukommen, falls er Lust bezeugen sollte, sich seiner zu bemächtigen; denn es wäre doch besser, diese Festung würde von ihren Truppen geschützt, als dass sie in die Hände der Preussen fiele; übrigens habe die Republik nichts zu fürchten und man werde alle erdenklichen Rücksichten auf ihre Rechte nehmen.

„Da ich mich mit dieser Antwort nicht begnügen konnte, führte ich noch sämtliche Gründe an, die mir geeignet schienen, dieses Unglück abzuwenden,

und vor allem den äusserst schlechten Eindruck, den die Ausführung eines solchen Projektes bei uns hervorrufen würde, wo es nicht an Parteigängern des Königs von Preussen mangelt, die diese Gewalttätigkeit an die grosse Glocke hängen würden; dass im übrigen auch nicht der geringste Anschein der Notwendigkeit einer Okkupation dieser beiden oben genannten Städte vorhanden wäre, auch nicht für eine Bedrohung durch den König von Preussen; sollten wider jede Erwartung die Konjunkturen sich so ändern, dass dieser Fürst die eine oder andere dieser Städte besetzen wollte und dazu in der Lage sein würde, so dürfte ihm dies nicht leicht fallen, denn die Stadt Danzig besitze ihre eigene Garnison, die erst im Vorjahr verstärkt wurde, und Elbing sei durch Truppen der Republik genügend geschützt.

„Ich glaubte dies um so mehr betonen zu müssen, da dieser Minister zwei Tage früher als er mir mitteilte, dass man bereits ganz Preussen besetzt habe und Anstalten treffe, um einen Kordon von Thorn ab längs der Weichsel zu ziehen, auch von der Notwendigkeit sprach, Elbing zu besetzen, dass man diesen Platz besser befestigen könnte und dass die Kriegsraison diese Vorsichtsmassregel erheischen dürfte. Darauf hatte ich dasselbe erwidert wie diesmal und mit aller erdenklichen Anschaulichkeit, um Eindruck zu machen.

„Laut den Rapporten des Generals Fermor sind bereits Abteilungen russischer Truppen nach Pommern entsandt worden, um Kontributionen zu holen; sie sind bis nach Brükow vorgedrungen, und der Herr Vizekanzler hat mir gesagt, er glaube, sie befänden sich augenblicklich bereits in Stolp.“

Brief an den Grafen Brühl vom 14. März 1758.

„In Beantwortung der Depesche Ew. Exzellenz vom 27. vergangenen Monats, die ich am 9. d. M. abends erhalten habe, beehre ich mich mitzuteilen, dass ich den Herrn Vizekanzler erst vorgestern, Sonntag, sprechen konnte, als ich durch die an jenem Tage angelangte Post erfahren, dass S. H. Prinz Karl am 1. d. M. einen Fieberanfall hatte; ich teilte dem Minister diesen Umstand mit und zugleich auch die Nachricht, dass S. K. Hoheit beabsichtige, seine Reise hierher am 7. anzutreten, es sei denn, dass der Zwischenfall seiner Unpässlichkeit ihn aufhalte. Zunächst gab er mir zur Antwort, es sei bereits Ordre für fünfzig Pferde erteilt, und als ich zu insinuieren begann, dass ich in Wirklichkeit keinen Auftrag hätte, ein Logement für den Prinzen zu fordern, liess mich der Herr Vizekanzler gar nicht ausreden und sagte, daran sei bereits gedacht worden; ich habe Grund zu glauben, dass der Kammerherr Schuwalow sein Haus anbieten wird. Jedoch bin ich aus sehr guter Quelle darüber unterrichtet, dass man wegen dieser Reise hier in grösster Verlegenheit ist; dieser leichte Fieberanfall S. K. Hoheit könnte einem Aufschub als Vorwand dienen und später könnte diese Reise ganz fallen gelassen werden, weil S. K. Hoheit unbedingt an allen Operationen dieser Kampagne teilnehmen wolle; wenn es aber durchaus sein muss, dass S. K. Hoheit hierher kommt, so wäre es gut, wenn die Ankunft möglichst bis nach dem russischen Osterfeste verschoben würde.

„Der Herr Vizekanzler teilte mir gestern mit, ein Kurier des Generals Fermor habe die Nachricht überbracht, dass die Garnison von Elbing diesen Platz

verlassen habe und dass die russischen Truppen ihn am 7. d. M. (n. St.) okkupiert haben, nach Stipulierung gewisser Bedingungen seitens der Stadt. Da man mir einige Tage früher versichert hatte, man würde nur im Falle einer Niederlage jenseits der Weichsel an diesen Stützpunkt denken und würde diesbezüglich nichts unternehmen, ohne sich vorher mit unserem Hofe ins Einvernehmen gesetzt zu haben, so überraschte mich diese unerwartete Neuigkeit dermassen, dass ich nur fragte, wie die Artikel lauteten, die die Stadt Elbing stipuliert hatte, und was mit der polnischen Garnison geschehen wäre. Der Herr Vizekanzler gab mir zur Antwort, diese Artikel seien in deutscher Sprache niedergelegt und noch nicht übersetzt, deshalb seien sie ihm noch unbekannt, und was die polnische Garnison anlange, so glaube der Kurier, dass sie sich auf Marienburg zurückgezogen habe. Offenbar hatte der Herr Vizekanzler keine Lust, sich ausführlicher zu explizieren, denn er versteht und spricht Deutsch und könnte den Inhalt der erwähnten Artikel sehr wohl verstehen, obgleich sie in deutscher Sprache niedergelegt sind."

Brief an den Grafen Brühl vom 17. März 1758.

„Da ich mich so unwohl fühle, dass es mir unmöglich ist auszugehen, hat sich Herr Ogrodzki gestern in meinem Auftrag zu dem Herrn Vizekanzler begeben, sowohl um ihm den Brief Ew. Exzellenz betreffs der Reise S. K. Hoheit des Prinzen Karl einzuhändigen, als auch um ihm das Wesentliche der mir zugegangenen Mitteilungen über die Okkupation Elbings zur Kenntnis zu bringen, bis ich selbst in der Lage sein werde, ihm die Umstände dieses un-

angenehmen Zwischenfalles detailliert bekannt zu geben.

„Den Brief fand er äusserst verbindlich, und um das Vertrauen, das man ihm erwies, sogleich zu erwidern sagte er, die Kaiserin habe, sobald sie den zur Abreise des Prinzen festgesetzten Tag erfahren, sofort allerorts Anordnungen für die Bequemlichkeit seiner Reise erlassen sowie für seinen Empfang; hier am Orte habe sie das Haus des Kammerherrn Schuwalow für sein Logement bestimmt und den Kammerherrn Tschernischew[1]) zum Dienst bei ihm während seines hiesigen Aufenthaltes ernannt. Da er jedoch hinzusetzte, eine so weite Reise werde zweifellos viel Zeit erfordern, auch werde der Prinz bei der Durchreise durch Königsberg wahrscheinlich die Truppen sehen wollen, was einen neuen Aufenthalt bedeuten würde, so sei infolgedessen anzunehmen, dass er erst in der dritten oder vierten Woche der russischen Fastenzeit hier ankommen werde — und obgleich er, ich glaube aus Höflichkeit, versicherte, alles würde bereit sein, auch wenn der Prinz morgen ankäme (und da der Kammerherr Schuwalow es mir noch deutlicher zu verstehen gab, indem er mir positiv sagte, man wünsche, dass der Prinz erst in der sechsten oder gegen Ende der fünften Woche ankomme, weder früher noch später), glaubte ich es auf mich nehmen zu können, S. K. Hoheit sofort eine Stafette entgegenzuschicken, um den Prinzen zu bitten, das Tempo der Reise zu verlangsamen und erst gegen den 14. April (n. St.) hier anzukommen, oder nur

[1]) Graf Iwan Tschernischew, unter Katharina II. russischer Marineminister, jüngerer Bruder des Generals Sachar Tschernischew. Anm. d. Herausg.

kurz vorher, und zwar aus oben erwähnten Gründen. Ferner fragte der Herr Vizekanzler, unter welchem Namen der Prinz herzukommen gedenke, und da ich erwiderte, er beabsichtige unter seinem eigenen Namen herzukommen, so sagte er, man werde ihn als Königssohn empfangen. (Jedoch fürchte ich in dieser Hinsicht Schwierigkeiten und irgend einen unangenehmen Zwischenfall, vor allem mit den zwei Gesandten, die übermässig viel von der Etikette sprechen.)

„Es würde mich ausserordentlich verdriessen, wenn meine Unpässlichkeit (ein Fieberanfall, von dem ich fürchte, dass er in eine ernsthafte Krankheit ausschlägt) mich verhinderte, S. K. Hoheit entgegenzureisen; ich werde jedoch mein Möglichstes tun, um dieser Ehrfurchtspflicht zu genügen.

„(Was die Affäre von Elbing anlangt, so wird alles, was ich hier darüber vorbringen werde, nur ein Schlag ins Wasser sein. Diesem Übel könnte einzig und allein abgeholfen werden, wenn der König selbst an die Kaiserin schreiben und als gerechter Fürst und guter Vater sich für das Schicksal seiner Untertanen und seiner Kinder interessieren würde.)"

Brief an den Grafen Brühl vom 21. März 1758.

„Am Samstag hat Graf Esterhazy mir den Brief Ew. Exzellenz vom 10. d. M. geschickt, den sein Kurier für mich mitgebracht hat.

„Ich begab mich hierauf zum Vizekanzler, um ihm den Beschluss des Wiener Hofes betreffs des neuen Hilfskorps von 30000 Mann mitzuteilen; gestern abend nun erwies er mir die Ehre, bei mir vorzu-


Rußischer General
Graf von Panin.



sprechen, da meine Krankheit mich nötigt, das Zimmer zu hüten.

„Er sagte mir, man sei hier über diesen Beschluss sehr erfreut und darüber einig, den zweiten Vorschlag anzunehmen, um dieses Korps dem bereits in Preussen stehenden anzugliedern, welches laut ihrem eigenen Zugeständnis kaum den Effektivstand von 50000 Mann erreicht; infolgedessen wird diese Verstärkung nur die Zahl von 80000 auffüllen, zu der sich der hiesige Hof im letzten Traktat mit dem Wiener Hof verpflichtet hat. Was das Geld betrifft, so hofft er noch ein Mittel ausfindig zu machen, um die Bitte fallen zu lassen, vor allem erhofft er sich einen Erfolg bei der Kaiserin selbst, sobald er mit ihr wird darüber sprechen können.

„Im übrigen hat er mir zu verstehen gegeben, ich solle in dieser Angelegenheit keinerlei Schritte mehr unternehmen und nicht einmal verlauten lassen, dass er mir den Entschluss seines Hofes mitgeteilt, worüber ich wirklich sehr froh bin; denn je weniger wir im Augenblick bitten und verhandeln müssen, desto besser ist es, und der vernünftigste Ausweg ist, uns still zu verhalten, bis wir uns über die Stimmung und Geneigtheit derjenigen, die augenblicklich am Ruder sind, mehr im klaren sein werden.

„Den Oberbefehl über dieses Korps von 30000 Mann wird nicht General Saltykow erhalten; er hat Schwierigkeiten gemacht, es zu übernehmen, sei es im Glauben, es mangle an gar vielem, sei es dass er keine Truppen anführen will, die er nicht kennt, sei es aus Faulheit und Hang zur Bequemlichkeit oder aus irgend einem anderen Grunde. So will man ihn denn hiervon entbinden und sucht nach einem Ausweg, damit

er sich dieser Verpflichtung ehrenvoll entledigen kann. Demnach wird Generalleutnant Tschernischew[1]) mit diesem Kommando betraut werden, und da dieses Korps mit den Truppen Fermors vereinigt werden soll, ist es um so weniger nötig, an seine Spitze einen *général en chef* zu stellen.

„Diesen Morgen übersandte mir Graf Esterhazy ein Reskript mit dem Beschluss über dieses Korps; ich fand darin einen Artikel, der sich auf die vier sächsischen Regimenter und die zwei Ulanen-Abteilungen bezieht; der Wiener Hof schlägt vor, sie den 30000 Mann anzugliedern, an Stelle der geforderten österreichischen Kavallerie, die, wenn sie Polen betreten würde, Aufregung verursachen könnte, was bei den eigenen Truppen des Königs ausgeschlossen wäre; ich nehme an, dass Graf Flemming[2]) Ew. Exzellenz bereits hierüber unterrichtet hat.

„Derselbe Gesandte, endlich überzeugt von dem ungerechtfertigten Vorgehen des hiesigen Hofes bei der Okkupation Elbings, hat mit dem Vizekanzler ernsthaft darüber gesprochen, der das Unrechtmässige dieses Vorgehens dann zugestanden hat; um dem abzuhelfen und um die Gemüter in Polen zu beruhigen, hat er übereinstimmend mit dem Gesandten Frankreichs vorgeschlagen, die Kaiserin solle schriftlich eine bindende Versicherung der Restitution dieser Stadt abgeben, und ausserdem solle dieser Hof an die

[1]) Graf Sachar Tschernischew (1722—1784), dem Peter III. im Mai 1762 befahl, sein Korps den Preussen zuzuführen. Unter Katharina II. Kriegsminister und später Reichsfeldmarschall.

[2]) Karl Flemming, der sächsische Gesandte am Wiener Hof. Anm. d. Herausg.

Höfe von Versailles und Wien das Ersuchen richten, dass sie gemeinsam die Rechte, Prärogativen, Immunitäten und Freiheiten der Republik garantieren. Dennoch wiederhole ich, was ich bereits in meinem letzten Brief Ew. Exzellenz zu sagen die Ehre hatte, dass ein eigenhändiger Brief des Königs an die Kaiserin zweifellos den besten Erfolg haben würde.

„Was den Artikel der Kapitulation von Königsberg anlangt, der dem König von Preussen einen neuen Vorwand liefern könnte, zu Repressalien in Sachsen zu greifen und die Güter der abwesenden Einwohner zu sequestieren oder derjenigen, die gegen ihn direkt oder indirekt Dienste tun, so hat, da mich eine Krankheit am Ausgehen verhindert, Herr Prasse[1]) es übernommen, gemäss den Befehlen Ew. Exzellenz Schritte zur Revozierung dieses Artikels zu unternehmen.

„Apraxin soll in einigen Tagen hier ankommen; man hat seinen Sohn hergebracht, von dem seine Frau vergangenes Jahr in Riga entbunden wurde; auch ein Teil seiner Equipage ist bereits angekommen."

Brief an den Grafen Brühl vom 24. März 1758.

„Mit gestriger Post habe ich den Brief erhalten, den Ew. Exzellenz mir am 13. d. M. zu schreiben geruhten.

„Ich werde erst morgen die Briefe des Kron-Grosskanzlers[2]) und des Bischofs von Kiew[3]) (von denen ich

[1]) Johann Moritz Prasse, sächsischer Legationssekretär und später Resident.

[2]) Jan Małachowski (1698—1768), Kron-Grosskanzler, Anhänger der sächsischen Partei und Russophile.

[3]) Kajetan Sołtyk (1715—1788), bald hernach Bischof von Krakau. Anm. d. Herausg.

gewünscht hätte, Kopien zu erhalten) dem Herrn Vizekanzler Grafen Woronzow übergeben, denn dieser Minister liess mich sowie alle anderen ausländischen Minister wissen, dass er uns jeden Samstag von 9 Uhr bis Mittag Audienz erteilen werde; wenn man ihn ausserhalb dieser Zeit zu sprechen wünsche, müsse man um Festsetzung einer Stunde nachsuchen. So will ich mich denn, vor allem dies erste Mal, an diese neue Ordnung halten, da mein Gesundheitszustand mich ohnedies hierzu zwingt und ich sogar bezweifle, dass meine Krankheit es mir morgen gestatten wird, in welch letzterem Falle ich Herrn Ogrodzki mit der Mission betrauen werde. So werde ich erst mit nächster Post Ew. Exzellenz informieren, wie diese Briefe aufgenommen wurden, welche Wirkung sie erzielten und über alles, was auf diese unangenehme Elbinger Sache Bezug hat.

„Was das Korps von 30000 Mann betrifft, so wissen wir nichts weiter, als was ich letzthin darüber berichtet habe, doch bestätigt folgende Anordnung die Absicht eines energischen Vorgehens.

„Die Regimenter von Ingermanland und Astrachan, die mit den vier Garderegimentern immer hier in Garnison bleiben und nur im Falle äusserster Notwendigkeit ins Feld rücken, haben bereits zwei Befehle erhalten, marschbereit zu sein. Man behauptet, dass sie zusammen mit einem dritten Regiment, dessen Namen ich nicht weiss, eingeschifft werden sollen.

„Die Nachricht vom Rückzug der Franzosen über die Weser, unter Aufgabe von ganz Hannover, wurde hier vor 8 oder 10 Tagen bekannt, und alle späteren Meldungen bestätigen dies in einer für sie äusserst ungünstigen Weise.

„Man hat dem schwedischen Gesandten eine Schrift überreicht, betitelt ‚Deklaration'; in Wirklichkeit ist es jedoch nur das Projekt einer Konvention, worin Russland vorschlägt, im Falle England es wagen sollte, eine Eskader in die Ostsee zu schicken, an einer gewissen Stelle diesseits des Sunds 16 Linienschiffe und 4 Fregatten zu postieren unter der Bedingung, dass Schweden 10 Linienschiffe und 4 Fregatten hinzubringe, das Kommando an jenen der Admiräle von gleichem Rang übergeben werde, dessen Patent das älteste ist und man es vermeide, sich in zu grosser Nähe einer dänischen Festung aufzustellen, und diese Schrift von den beiderseitigen Ministern unterschrieben und hernach von beiden Höfen ratifiziert werde.

„Der hier residierende dänische Minister[1]) wird tagtäglich mehr umschmeichelt; man verspricht ihm, die Kaiserin werde sich jetzt bemühen, den Grossfürsten zum Tausch zu bestimmen, und gibt ihm zu verstehen, diese Affäre sei der Kaiserin widerwärtig gewesen, solange der vorige Kanzler sie betrieben. So schiebt man denn alles auf das Konto dieses unglücklichen Ministers, obgleich keine Beweise vorhanden sind, und man belastet ihn nicht nur mit Dingen, mit denen er nichts zu tun gehabt hat, sondern es werden sogar solche Dinge falsch interpretiert, bei denen er dem Staat wirkliche Dienste erwiesen hat.

„Graf Esterhazy hat neue Ordres erhalten, nicht das geringste Versprechen betreffs Ostfrieslands loszulassen, solange die Sache des Tausches nicht geregelt ist, welche Regelung gewiss noch in weiter Ferne liegt. Dies ist durchaus nicht erstaunlich, seitdem —

[1]) Adolf Siegfried von der Osten, 1726—1797.

der Widerspruch ist unbegreiflich — tagtäglich jene Personen mehr begünstigt werden, die den Grossfürsten von jedem vernünftigen Gedanken abhalten. Seinem Oberkammerherrn Brockdorf[1]) wurde soeben von der Kaiserin eine monatliche Pension von 200 Rubel zugebilligt, obwohl er stets und auch jetzt noch seinen Herrn in den preussenfreundlichen Gefühlen bestärkt. Aber die Feinde des Alten glaubten ihm diese Belohnung verschaffen zu müssen, weil es ihm gelungen ist, den Grossfürsten so zu beeinflussen, dass er jetzt ihre Pläne unterstützt.

[1]) Christian August Brockdorf, holsteinischer Generalleutnant. Anm. d. Herausg.

SECHSTES KAPITEL

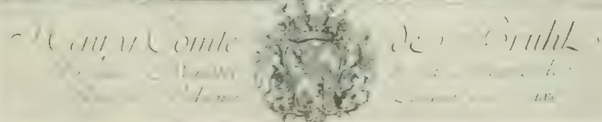
BRIEF AN DEN GRAFEN BRÜHL VOM 28. MÄRZ. ANKUNFT SEINES SOHNES. ELBING, DANZIG. DER KÖNIG SOLL EINEN BRIEF AN ELISABETH SCHREIBEN. — BRIEF AN BRÜHL VOM 31. MÄRZ. SEQUESTRATION DER GÜTER DER ABWESENDEN PREUSSISCHEN MINISTER. BEITRITT SCHWEDENS ZUR GROSSEN ALLIANZ. ELISABETH WILL KEINE NEUEN ÖSTERREICHISCHEN SUBSIDIEN UND WILL DIE EROBERUNGEN IN DEUTSCHLAND IN EIGENEM NAMEN UND NICHT IM NAMEN ÖSTERREICHS MACHEN. OLSUWJEF REIST DEM PRINZEN KARL ENTGEGEN. ESTERHAZY UND VOR ALLEM L'HÔPITAL VERLANGEN GLEICHSTELLUNG MIT IHM. — BRIEF AN BRÜHL VOM 4. APRIL. SEQUESTRATION DER GÜTER DER PREUSSISCHEN MINISTER. GENERAL YORKE SOLL ZUM KÖNIG VON PREUSSEN GESANDT WERDEN. — BRIEF AN BRÜHL VOM 7. APRIL. ERKLÄRUNG FRANKREICHS, DER RÜCKZUG AUS HANNOVER BEDEUTE KEINEN ABFALL. BELAGERUNG VON SCHWEIDNITZ. — BRIEF AN BRÜHL VOM 14. APRIL. DAS ZEREMONIELL DER GESANDTEN. SCHLIMME UNPÄSSLICHKEIT ELISABETHS. LANGSAMKEIT DER MILITÄRISCHEN HILFE RUSSLANDS. DIE AFFÄRE BESTUSCHEW. — BRIEF AN BRÜHL VOM 19. APRIL. DER PRINZ MACHT BESUCHE. BUTURLIN UND IWAN TSCHERNISCHEW BEGLEITER DES PRINZEN. PLÄTZE IN DER KAROSSE. STREIT ZWISCHEN LA CHINAL, LUBOMIRSKI UND RZEWUSKI. AUSWECHSLUNG DER SCHWEDISCHEN RATIFIKATIONEN. ABREISE DES JUNGEN L'HÔPITAL. STAMBKE IST AM 18. ABGEREIST. WESTPHAL KOMMT NICHT. BROCKDORF; QUOD TIBI HODIE, MIHI CRAS. ZWEI REISEBETTEN FÜR BESTUSCHEW.

Brief an den Grafen Brühl vom 28. März 1758.

„Vorgestern, den 26., habe ich den Brief erhalten, mit dem Sie mich am 15. zu beehren geruhten. An jenem Tage ging ich zum ersten Mal nach meiner ziemlich heftigen Erkrankung aus, um den Herrn Starosten von Warschau[1]), der am Abend des 25. hier angekommen ist, dem Herrn Vizekanzler vorzustellen; bei dieser Gelegenheit sprach ich mit ihm auch über Elbing, händigte ihm die fünf Briefe aus, die Ew. Exzellenz mir übersandt haben, und die Kopie der Note des Kron-Grosskanzlers hinsichtlich der Erklärung, die Herr Benoit, der Legationssekretär des Königs von Preussen, beim Kron-Grosshetman abgegeben hat.

„Gestern sprach ich wieder mit ihm darüber, und er teilte mir mit, der König habe an General Fermor wegen der Evakuation dieser Stadt geschrieben, dieser General jedoch erkläre in seinem Rapport die Sache aus Gründen der Kriegsraison für absolut unmöglich. Da er mir einige Augenblicke früher gesagt hatte, dass die verschiedenen Abteilungen, die der General auf Kundschaft ausgesandt hatte, nichts Neues über den Feind erfahren konnten, wollte ich

[1]) Friedrich Alois Brühl (1739—1793), Sohn des Ministers Brühl. Anm. d. Herausg.





unbedingt wissen, worin denn diese unumgängliche Kriegsraison bestehe, da doch vom Feinde nichts zu hören sei. Also in die Enge getrieben, antwortete er, man habe Kunde erhalten, dass der König von Preussen ein mächtiges Korps bei Stolp zusammenziehe. Wir hatten allerdings gehört, dass er bei Küstrin Truppen zusammenziehe, doch im Augenblick brauchten sie ihn in Stolp, und so wurde er nach Stolp verpflanzt. Ich bemühte mich, den Herrn Vizekanzler zu bewegen und zu rühren, damit man wenigstens in bezug auf Danzig nachgab, und ich entwarf ihm ein möglichst ergreifendes und trauriges Bild von Polen, wie es aussehen würde, wenn der König von Preussen seine Drohungen wahr machte. Jetzt endlich sagte er, es habe von Anfang an nicht in seiner Absicht gelegen, die Festungen in unserem Preussen zu besetzen, und er werde all meine Gründe im Conseil vorlegen; doch gleichzeitig eröffnete er mir, dass er an der Möglichkeit einer Änderung der Massnahmen zweifle. Ich stellte ihm vor, dass, wenn die russische Armee Preussen verlassen und in die feindlichen deutschen Provinzen einbrechen würde, all diese fatalen Vorsichtsmassnahmen überflüssig wären. Darauf bekam ich nur die Antwort, die Truppen müssten doch ausruhen und die ganze Division Browne sei noch nicht einmal eingetroffen.

„Um die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, — man hat solche Angst vor einem Zusammenstoss mit einer preussischen Armee im offenen Felde, dass man nie wird genug Vorsichtsmassregeln treffen und nie genug Vorsicht walten lassen können; unglücklicherweise glaubt man auch, Polen ungestraft schädigen

zu können. Besonders im gegenwärtigen Augenblick, da es entschieden ist, dass das neue Korps von 30000 Mann mit jener Armee in Preussen vereint werden soll, um endlich die durch die Konvention mit dem Wiener Hof stipulierte Zahl von 80000 aufzufüllen, kann man wetten, dass man Preussen nicht verlassen wird, bevor die 30000 Mann angelangt sind. Gott weiss, wann das zu erwarten ist. Da ich also von Esterhazy wenig oder fast gar nicht unterstützt werde (denn er hat erklärt, das Verlangen nach Danzig sei die gerechteste Sache der Welt, und die Art, wie es bewerkstelligt werde, durchaus vernünftig) und da ich von l'Hôpital sogar grausam verspottet werde, der alles dem einen Wunsche opfert, diesem Hof zu gefallen, den er beherrschen will, — sehe ich wirklich nur den einen Ausweg, dass der König an die Kaiserin selbst einen Brief schreibt, worin er darlegt: welchen Gefahren Polen und seine eigene geheiligte Person ausgesetzt sein wird, wenn er nicht einmal mehr in Warschau selbst sicher ist; dass Danzig sowohl wie auch Elbing für die Russen von keinerlei Nutzen sein können in Anbetracht der Entfernung des Feindes von dieser Gegend; wie nichtswürdig und unrechtmässig dieser Schritt ist und welche notwendigen Folgen er im Königreich zeitigen muss; hauptsächlich aber und als geeignetstes Mittel, um all diesen eingebildeten Gefahren vorzubeugen, gegen die man so viele Vorsichtsmassnahmen ergreift, und zugleich auch als nützlichstes Mittel für die gemeinsame Sache und für die Befreiung Sachsens im besonderen muss der König vorschlagen, die Armee Fermors solle so rasch als möglich ins Herz der Staaten des Königs von Preussen vordringen, be-

vor dieser Zeit findet, eine besondere Armee gegen die Russen aufzustellen.

„Soeben erhalte ich die beifolgende neue Note in französischer Sprache, worin gesagt wird, der Magistrat von Danzig habe bereits beschlossen, die russischen Truppen in der Stadt zu empfangen. Was das Verlangen betrifft, ich solle, um Zeit zu gewinnen, direkt an den Residenten des Königs in dieser Stadt schreiben, so werden Ew. Exzellenz es sicherlich für gut befinden, dass ich es nicht getan, und ich bin in der Tat sogar überrascht, dass man überhaupt daran denken konnte, mich zu einem solchen Schritte veranlassen zu wollen.

„Apraxin soll heute Nacht in einem wenige Werst von hier entfernten Landhaus eintreffen, Monsieur de l'Hôpital hat mir diese Nachricht überbracht und ich übermittle sie als von ihm stammend. Er überschüttet den Herrn Starosten von Warschau mit Zärtlichkeiten, ich wünschte, sie wären aufrichtig."

Brief an denselben vom 31. März 1758.

„In Beantwortung des Briefes, mit dem Ew. Exzellenz mich am 20. d. M. beehrt haben, teile ich mit, dass der Herr Vizekanzler sich bereits den Vorstellungen wegen Sequestration der Güter jener Preussen, die ausser Landes sind und gegen Russland und dessen Alliierten dienen, geneigt gezeigt hat; ich werde diesen Anschein der Bereitwilligkeit ausnützen und morgen nochmals mit ihm darüber sprechen, da dieser Tag für die Audienzen der ausländischen Minister festgesetzt ist, und ich werde ihm die berechtigten Befürchtungen darlegen, die man für die Diener des Königs, unseres Herren, hegt, nicht

nur für jene, die sich augenblicklich in seiner Umgebung befinden, sondern auch für so viele andere sächsische Untertanen, die sich ausser Landes begeben haben, um so mehr als Nachrichten verlauten, man wolle sogar Besitzungen der preussischen Minister konfiszieren und ihre Möbel und Effekten versteigern.

„Ich hoffe, dass es mir endlich wieder möglich sein wird, auszugehen ohne meiner Gesundheit zu schaden, obgleich mein letzter Versuch, den ich unternahm, um den Herrn Starosten von Warschau vorzustellen, mir sehr schlecht bekommen ist. Bei dieser Gelegenheit kann ich es mir nicht versagen, Ew. Exzellenz zu einem solchen Sohne zu beglückwünschen. Es scheint mir unmöglich, dass jemand aus seinen Reisen und hauptsächlich aus einer Kampagne besseren Nutzen ziehen könnte als er.

„Es wäre äusserst betrüblich, sollte sich die Nachricht vom Einfall der Preussen in Gross-Polen bewahrheiten. Ich werde nicht ermangeln, es dem Herrn Vizekanzler mitzuteilen, zugleich mit allem, was über die Vorbereitungen des Königs von Preussen verlautet, zwecks Ansammlung verschiedener Korps seiner Truppen sowohl in Schlesien, an den Grenzen von Polen, wie auch in Pommern. Sollte das neue Traktat dieses Fürsten mit England — von dem Esterhazy nichts zu wissen behauptet — wirklich existieren, so sind, wie ich in meiner Depesche vom 24. v. M. Ew. Exzellenz mitzuteilen die Ehre hatte, von seiten Russlands bereits Gegenmassnahmen ergriffen worden, durch einen Vorschlag an Schweden betreffs Vereinigung seiner Eskader mit jener dieses Reiches. Zur Ratifikation des Beitritts Schwedens zur grossen Allianz fehlt nur noch die Unterschrift der Kaiserin.

„Dem Grafen Esterhazy wurde eine schriftliche Antwort zuteil auf die Resolution seines Hofes bezüglich des neuen Hilfskorps von 30000 Mann. Man gibt die Zustimmung zu einer Vereinigung mit der Armee Fermor; sobald dieser General all seine Truppen beisammen haben wird, soll er mit 50—60000 Mann losmarschieren, um sich, gemäss dem Wiener Projekt, zwischen Warthe und Netze aufzustellen, den Rest wird er nach Pommern senden, wohin auch alle Galeeren geschickt werden sollen. Im übrigen verlangt man hier nunmehr weder Lieferung von Subsistenzmitteln für die Armee noch irgend eine Geldhilfe und insbesondere tritt die Kaiserin auch von dem früheren Vorschlag einer Zahlung von 500000 Taler zurück, die sie, wenn sie hierzu in der Lage wäre, der Kaiserin und Königin sogar am liebsten selbst anbieten würde. Zum Schluss bemerkt man jedoch, die Kaiserin und Königin werde wohl auch nicht darauf bestehen, dass man in ihrem Namen von den deutschen Provinzen des Königs von Preussen Besitz ergreife, die die Russen erobern werden, da die Kaiserin von Russland nicht mehr als Hilfskraft angesehen zu werden wünscht, sondern als kriegführende Partei, und dies infolge einer Deklaration, die der König von Preussen kürzlich veröffentlicht haben soll und die als Kriegserklärung angesehen werden muss.

„Da der Zeremonienmeister Monsieur Olsuwjef nach Narwa abgereist ist, um Seine Hoheit den Prinzen Karl zu erwarten, so halte ich mich bereit, S. K. Hoheit entgegenzureisen, — falls meine Gesundheit es mir gestattet — sobald wir die Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft erhalten. Alle Vorbereitungen zu seinem Empfang sind nunmehr getrof-

fen und man ist hier wegen seiner Ankunft nicht mehr in Sorge; jedoch wäre es für den Prinzen selbst am angenehmsten, wenn er zu dem vom Kammerherrn Schuwalow angegebenen Zeitpunkt hier ankäme. Er würde dadurch der unaussprechlichen Langweile der hiesigen Fastenzeit teilweise aus dem Wege gehen, deren Zwang sogar die Kaiserin sich unterwerfen muss.

„Das ganze Zeremoniell ist bereits festgelegt und soll für den Prinzen sehr vorteilhaft sein, aber die Ambassadeurs, besonders Marquis de l'Hôpital, reden beständig von der vollständigen Gleichberechtigung und behaupten, sie könnten von keinem ihrer Rechte zugunsten des Prinzen — einem Sohne des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen — zurücktreten, ohne eine Rüge ihres Hofes zu riskieren, dagegen wären sie vor dem Grafen von der Lausitz in gar mancher Beziehung zurückgetreten (weil dies keine Konsequenzen nach sich ziehen würde), hätte der Prinz sich diesen Namen zugelegt."

Brief an denselben vom 4. April 1758.

„Es betrübt mich aufs äusserste, dass ich nicht in der Lage bin, Ew. Exzellenz gute Nachrichten betreffs der Sequestration des Eigentums jener Preussen zu geben, die sich ausser Landes begeben haben. Da mein Zustand es mir am Samstag nicht gestattete auszugehen, so habe ich Herrn Ogrodzki beauftragt, mit dem Vizekanzler darüber zu sprechen; dieser hat in jeder Weise die Richtigkeit der Meldung geleugnet, die Ew. Exzellenz aus Königsberg erhalten haben, dass man dort sogar die Besitzungen der abwesenden preussischen Minister konfiszieren und ihre

Möbel und Effekten versteigern will, denn es sei niemals ein solcher Befehl ergangen; was jedoch die Sequestration betrifft, so sagte er, man könnte hiervon nicht abstehen und wäre im Recht, dies zu tun, denn diese Minister hätten ihre Posten feige verlassen und wären feige geflohen; zwischen ihnen und jenen, die dem Könige, unserem Herren, dienen, sei ein grosser Unterschied und der König von Preussen werde keinen Grund haben, deshalb in Sachsen Repressalien anzuwenden. Worauf ihm vorgestellt wurde, dass dieser Fürst keinen Unterschied machen würde, weil der geringste Vorwand ihm genügt, um die unglücklichen und unschuldigen Sachsen durch neue Steuern völlig zu Boden zu drücken, — als Beweis hierfür die Zahlung, die er von Dresden für Halberstadt fordert — und dass sogar bereits verlautet, er habe die Güter Ew. Exzellenz dem General Finkenstein gegeben, dem Kommandanten von Dresden, und zwar ausdrücklich als Folge der Sequestrationen in Preussen; hierauf wurde die Antwort zuteil, dagegen wäre nichts zu machen. Herr Ogrodzki erwiderte, wir hofften, es wäre doch noch etwas zu machen, und der Artikel der Kapitulation von Königsberg könnte redressiert werden; Herr Prasse hat uns nämlich mitgeteilt, dass, als er mit dem Vizekanzler darüber sprach, dieser seinen Vorstellungen anscheinend zugänglich war; doch ist auch dies wie alles andere ohne Wirkung geblieben.

„Auf die Nachricht vom Einfall der Preussen in Gross-Polen sagte er, mau habe soeben durch eine Stafette Briefe von General Fermor erhalten, die besagten, dies sei ein blinder Lärm; was jene Massnahmen des Königs von Preussen zwecks Zusammenzie-

hung verschiedener Truppenkorps betreffe, so könne er sie mit seinen Kräften gar nicht durchführen, und er prahle hiermit einzig und allein, um die Gemüter in Polen einzuschüchtern.

„Die Meldung eines neuen Traktats des Königs von Preussen mit England hielt er für verfrüht; man wisse, dass dieser Fürst sich in keiner Weise engagieren wolle, alle Geldsubsidien ablehne und nur verlange, dass ein Korps englischer Truppen nach Deutschland geschickt werde, wogegen das britische Ministerium opponiere; General Yorke[1]) sei vom Haag nach London berufen, weil man beabsichtige, ihn zum König von Preussen zu schicken; im übrigen habe man Massnahmen ergriffen für den Fall, dass England eine Eskader in die Ostsee schicken sollte."

Brief an denselben vom 7. April 1758.

„Ich erhielt gestern, fast gleichzeitig, die beiden Briefe Ew. Exzellenz vom 27. und 29. v. M., den ersten durch die Post, den zweiten durch den Kurier des französischen Gesandten, der vorerst mit seinen Depeschen ausserordentlich beschäftigt zu sein schien, da sie zum grossen Teil chiffriert waren. Er ist zuerst zum Grafen Esterhazy gegangen und hat mit ihm beinahe eine ganze Stunde gesprochen, hernach begab er sich zum Vizekanzler, mit dem er eine sehr lange Konferenz hatte. Was darüber verlautet und was die Kavaliere der französischen Gesandtschaft mitzuteilen geruht haben beschränkt sich darauf, dass der französische Hof diesen Kurier mit einer sehr

[1]) Josef Yorke, der Sohn Lord Hardwicks, von dem im ersten Buch bereits die Rede war. Anm. d. Herausg.

entschiedenen Erklärung bezüglich des Rückzugs ihrer Armee aus dem Kurfürstentum Hannover hergesandt hat, um zu versichern, dies dürfte durchaus nicht als Abfall angesehen werden, sondern wäre lediglich eine Vorsichtsmassnahme, die getroffen wurde, um neue Kraft zu sammeln.

„Eine Stafette, die gestern beim Grafen Esterhazy ankam, überbrachte ihm die Nachricht, dass die Laufgräben vor Schweidnitz bereits am 17. v. M. aufgeworfen waren. Aus seinen Reden und den Reden seiner Hausgenossen zu schliessen, scheint diese Festung sogar bereits gefallen zu sein; denn sie betonen immer wieder, es sei besser, eine schlechte Festung zu verlieren, als eine Schlacht zu wagen, um sie zu retten[1]. Wir könnten über die Neuigkeiten von aussen bedeutend besser unterrichtet sein, wenn es Ew. Exzellenz belieben würde anzuordnen, dass sie uns mitgeteilt werden sollen. Denn l'Hôpital sagt mir fast nie etwas, und der Wiener Hof ist gegen seinen Gesandten hinsichtlich militärischer Neuigkeiten äusserst lakonisch.

„Die Unterschrift der Ratifikation des Beitritts Schwedens wird hier noch immer hingezogen. Apraxin befindet sich noch immer in dem gleichen Landhaus auf halbem Wege von hier nach Zarskoje Sielo."

Brief an denselben vom 14. April 1758.

„Der Brief, mit dem Ew. Exzellenz mich am 30. v. M. beehrten, wurde mir durch die gestrige Post zugestellt; da er keine Antwort erfordert, gehe ich sogleich zu den Informationen betreffend Seine Ho-

[1]) Schweidnitz wurde im April 1758 von den Preussen zurückerobert. Anm. d. Herausg.

heit den Prinzen Karl seit seiner Ankunft hier am Orte über.

„Um dem vorgeschriebenen Zeremoniell zu genügen, hat S. K. Hoheit, kurz nach seiner Ankunft, den Herrn Grafen Einsiedel[1]) zum Herrn Vizekanzler und den Herrn Generalmajor de la Chinal[2]) zum Herrn Grafen Alexander Schuwalow gesandt. Nach ihrer Rückkehr kam der Herr Kammerherr Iwan Iwanowitsch Schuwalow seitens der Kaiserin; Seine Hoheit der Grossfürst wie auch Ihre Hoheit die Grossfürstin liessen den Prinzen durch ihren Hofmarschall Monsieur Golowkine begrüssen. Auch der Herr Vizekanzler kam am selben Tage und teilte dem Prinzen mit, I. K. Majestät werde ihn wissen lassen, wann sie ihm Audienz gewähren könne, augenblicklich leide sie an einer kleinen Unpässlichkeit am Auge.

„Am darauffolgenden Tage, dem 12. d. M., statteten die beiden Ambassadeurs dem Prinzen gemeinsam ihren Besuch ab; er empfing sie ohne irgendwelche Zeremonien und unterhielt sich stehend mit ihnen ungefähr eine halbe Stunde. Am Abend vorher bin ich beim Grafen Esterhazy gewesen, wo ich den Marquis de l'Hôpital antraf; gesprächsweise teilte ich ihnen mit, — wie ich es mit dem kaiserlichen Gesandten vereinbart hatte — dass der Prinz angekommen war und sich freuen würde, sie zu begrüssen; der französische Ambassadeur hielt mir darauf eine

[1]) Graf Johann Georg Friedrich Einsiedel (1730—1811), Kammerherr, zuletzt Kabinettsminister des Königreichs Sachsen.

[2]) Generalmajor Georg de la Chinal wurde später zum Residenten des Prinzen Karl in Petersburg ernannt (1759 bis 1762). Anm. d. Herausg.

weitschweifige Rede, worin er behauptete, es sei nötig, dass der Prinz ihnen dies formell mitteile; aber schliesslich blieb es dabei; jetzt regen sie sich darüber auf, dass der Prinz ihren Besuch noch nicht erwidert hat; aber er kann es nicht tun, ehe er nicht die Kaiserin gesehen hat, und aus diesem Grunde hat er beim Herrn Vizekanzler nochmals um seine Audienz nachgesucht oder um die Erlaubnis I. K. Majestät, inzwischen die Gesandten und andere Privatpersonen aufzusuchen, die ihm gemäss den Vorschriften des Zeremoniells ihren Besuch bereits abgestattet haben. Den Ministern zweiten Ranges wurde keine Mitteilung gemacht; die Minister von Schweden und Dänemark haben ohnedies bereits gestern ihren Besuch abgestattet.

„Da die Infanterie-Kompagnie, die beim Prinzen die Wache bezieht, keine Fahne hat und die Trommel nicht gerührt wurde, als S. K. Hoheit ankam, sind hierüber dem Herrn Vizekanzler Vorhaltungen gemacht worden, jedoch erfolglos. Betreffs einiger anderer strittiger Punkte des Zeremoniells, wie z. B. betreffs der öffentlichen Soupers an grossen Galatagen, hat dieser Minister mir gesagt, dass der Prinz und die Gesandten um den Platz bei Tische losen werden; was den Ball betrifft, so hofft man S. K. Hoheit durch den Ausweg zufriedenzustellen, dass er, um jeder Auseinandersetzung mit den Gesandten aus dem Wege zu gehen, erst zu kommen braucht, wenn der Tanz bereits begonnen hat; da ich ihm aber vorstellte, dass der Prinz sich hiermit durchaus nicht zufrieden geben könne und, ganz im Gegenteil, diesen Ausweg als für ihn sehr ungünstig ansehen müsse, weil er also hinter den Gesandten rangiere, so erwi-

derte er, man werde mit ihnen darüber sprechen, das Zeremoniell sei ihnen bereits mitgeteilt, man könne nichts daran ändern, ohne sie vorher zu benachrichtigen, und man müsse abwarten, was sie dazu sagten. Was die Besuche des Prinzen bei den Persönlichkeiten ersten und zweiten Ranges anlangt, so wird S. K. Hoheit sie einigen abstatten, bei anderen sich jedoch hiervon dispensieren.

„Übrigens ist die Unpässlichkeit der Kaiserin nicht derart, wie man es angegeben, sondern ein recht böser Unfall; einige der hierbei Anwesenden wurden sogar zu Tränen gerührt.

„S. K. Hoheit der Prinz hat mir den Brief Ew. Exzellenz gezeigt; er hat sowohl zum Herrn Vizekanzler wie auch zum Herrn Kammerherrn Schuwalow viel über die neuen Bedrückungen des Königs von Preussen in Sachsen gesprochen und über die Schmach, die er der königlichen Familie fortgesetzt antut. Sie haben versprochen, es der Kaiserin in den lebhaftesten Farben vorzustellen.

„Bei meinen Unterredungen mit dem Vizekanzler gab dieser mir zu verstehen, man würde den Prinzen gerne bis zum Monat Juni hier festhalten; als ich ihm sagte, dies sei ein recht ferner Zeitpunkt und S. K. Hoheit verzehre sich vor Ungeduld, so bald als möglich bei der Armee einzutreffen, da S. K. Hoheit annehme, die Truppen würden nicht mehr lange müssig bleiben, so erwiderte er mir, er wage nicht einmal mit der Kaiserin über die Kriegsoperationen zu sprechen, denn ihre Güte und Menschlichkeit fühle sich durch das sie begleitende Unheil schmerzlich berührt und sobald sie erfahre, dass einige hundert Menschen getötet wurden, sei sie aufs schmerz-

lichste betroffen. Ich setzte meine Fragen fort und wollte wissen, ob Fermor noch vor Vereinigung mit dem Korps der 30000 Mann handeln würde? Er gab ausweichende Antworten, sagte weder ja noch nein, aber schliesslich musste er doch gestehen, dass man nichts unternehmen werde, ehe man nicht durch die Ankunft dieses neuen Korps über genügend Kräfte verfüge.

„Das Los des früheren Kanzlers ist noch nicht entschieden; jedoch sagt man, die Entscheidung werde bald fallen, und zwar in einer für ihn ziemlich günstigen Weise, obgleich er sich ziemlich geschadet hat, indem er die Angelegenheit Stambkes leugnete, als man ihn fragte, ob er an der Verleihung des weissen Adlerordens an letzteren teilgenommen hätte. Diese Bagatelle wäre ihm beinahe teuer zu stehen gekommen."

Brief an denselben vom 19. April 1758.

„Seit der Audienz am Sonntag hat der Prinz bisher noch keine Einladung zu Hofe erhalten; am gleichen Tage ist er zu den beiden Ambassadeurs und zum Vizekanzler gegangen, aber man war so zuvorkommend, ihm die Mühe zu ersparen, aus der Karosse auszusteigen, und liess sagen, man wäre nicht anwesend; als der Vizekanzler mit mir hierüber sprach, erklärte er mir, er wüsste die Ehre, die der Prinz ihm erwiesen, sehr wohl zu schätzen, wäre jedoch nicht in der Lage gewesen, ihn in seinem Hause zu empfangen, jedoch würde er sich die Freiheit nehmen, S. K. Hoheit zu sich zum Diner zu bitten. An den beiden darauffolgenden Tagen hat der Prinz noch einige andere Besuche gemacht.

„Graf Esterhazy hat mich voller Eifer gefragt, wann die geeignetste Zeit sei, um S. K. Hoheit die Cour zu machen, denn er wünsche den Prinzen möglichst oft zu sehen, um ihm seinen Respekt zu bezeugen, und er ist auch gleich gestern gekommen.

„Obwohl ich keinen Zweifel hege, dass Ew. Exzellenz aufs genaueste über alle Umstände des Aufenthalts S. K. Hoheit am hiesigen Orte informiert werden, darf ich es dennoch nicht unterlassen, den peinlichen Zwischenfall zu vermerken, der bei der ersten Ausfahrt S. K. Hoheit, um sich an den Hof zu begeben, unterlaufen ist. Es war Vorschrift, dass Kammerherr Tschernischew und Kammerjunker Buturlin, die von der Kaiserin zur Begleitung des Prinzen bestimmt wurden, mit ihm in der gleichen Karosse Platz nehmen sollten; es gab hierüber keine Meinungsverschiedenheit, weil angenommen wurde, dass der Prinz allein im Fond sitzen würde und die beiden Kavaliere auf dem Rücksitz; da jedoch Monsieur de Tschernischew unbedingt neben dem Prinzen sitzen wollte und dieser es nicht für angebracht hielt, ihm den Gefallen zu versagen, so musste der vierte Platz auf dem Rücksitz besetzt werden, und S. K. Hoheit bestimmte den Generalmajor de la Chinal. Daraufhin waren der Fürst-Woiwode von Lublin[1]) und der Herr Kronsekretär[2]) der Ansicht, dies bedeute eine Bevorzugung, und sie wollten nicht mit zu Hofe gehen und lieber ein andermal, allein, als ausländische Reisende vorgestellt werden, als Monsieur de la Chinal mit dem Prinzen in einer Karosse zu sehen, indes

[1]) Anton Lubomirski (1719—1782), Hofmarschall des Prinzen Karl.

[2]) Franz Rzewuski. Anm. d. Herausg.

sie in einer zweiten folgen sollten. Sie liessen sich jedoch bald beschwichtigen als man ihnen erklärte, dass der vierte Platz in der prinzlichen Karosse, nach den Herren Tschernischew und Buturlin, durchaus kein Ehrenplatz wäre und weder eines Fürst-Woiwoden noch des Herrn Kronsekretärs würdig, und Monsieur de la Chinal wäre hierzu nur als erster Diener des Prinzen ausersehen worden, um das Loch zu stopfen, weil es besser war, den Platz zu besetzen, als Herrn Tschernischew neben S. K. Hoheit im Fond und Herrn Buturlin allein auf den Rücksitz zu setzen; dies wäre also durchaus nicht der Beweis einer Bevorzugung und täte diesen beiden Seigneurs keinen Abbruch, denn sie würden unmittelbar nach dem Prinzen den Hof betreten und als erste durch ihn vorgestellt werden. Übrigens ist es eine Distinktion, dass man S. K. Hoheit mit seinem ganzen Gefolge empfangen hat; denn die Ambassadeurs begeben sich für gewöhnlich allein zur ersten Audienz und die Mitglieder der Gesandtschaft werden erst bei einer öffentlichen Assemblée an einem Hoftage vorgestellt.

„Der Prinz amüsiert sich zu Hause so gut es geht, von Zeit zu Zeit gibt es Musik, da die Musikanten der Kaiserin hierzu befohlen sind. Gestern zeigte man S. K. Hoheit die Elefanten; man führte sie in den Hof des Hauses, dessen Besitzer, der Herr Kammerherr Schuwalow, mit S. K. Hoheit dinierte.

„Die Ratifikationen des Beitritts Schwedens zur grossen Allianz, die in vergangener Woche von der Kaiserin unterzeichnet wurden, sind vorgestern ausgewechselt worden; aber man stiess noch auf Hindernisse, denn Schweden hatte nur ein Exemplar geschickt, anstatt der drei erforderlichen, und auf jenen

Frankreichs stand durch ein Versehen der Kanzlei Russland in allen dreien an erster Stelle. Der Gesandte Frankreichs schickt morgen seinen Neffen, den Baron de l'Hôpital, nach Frankreich, um dem dortigen Hofe das ihm zukommende Exemplar zu überbringen.

„Baron Stambke ist gestern nach Holstein abgereist, wo man ihm seinen Platz im Conseil nicht entzogen hat; S. K. Hoheit der Grossfürst hat ihm sein Wohlwollen bezeugt, als er sich von ihm verabschiedete. Es ist noch ungewiss, ob Herr Westphal an seine Stelle kommen wird, man glaubt, er werde aus Rücksicht auf sein Alter ablehnen. Inzwischen erledigt Herr Brockdorf die Angelegenheiten, aber er wiederholt stets, dass auch er nicht lange hier bleiben werde, dass er sich zurückziehen wolle, jedoch nicht nach Holstein. Solange Stambke sein Haus nicht verlassen durfte, ging er ihn oft besuchen und hörte nicht auf ihm zu sagen: *quod tibi hodie, mihi cras;* dies ist zum Teil mit Ursache, dass Stambke nicht härter behandelt wurde; obgleich seine Frau eine Nichte Brockdorfs ist, haben sie sich nie verstanden; jedoch hat sich der Onkel mit dem Triumph begnügt, die Entfernung Stambkes bewirkt zu haben, ohne ihm grösseres Übel zuzufügen.

„Bestuschews Angelegenheit ist noch immer unentschieden; man hat mir gesagt, er habe bei seinem Tischler zwei Reisebetten bestellt; das würde bedeuten, dass er mit der Abreise von hier rechnet, dass es jedoch nicht nach Sibirien gehen wird, denn die Reisen, die man Staatsverbrecher nach jenem Lande unternehmen lässt, gehen nicht mit solchen Bequemlichkeiten vonstatten."



Grossfürst Peter
(von Rotari um 1758)
(Original im Herzogl. Anhalt. Schlosse Zerbst)



SIEBENTES KAPITEL

BRIEF AN DEN GRAFEN BRÜHL VOM 21. APRIL. DER AUSTAUSCH VON OSTFRIESLAND UNMÖGLICH. GEHEIME FELDZUGSPLÄNE. — BRIEF AN BRÜHL VOM 22. APRIL. MILITÄRISCHE MASSNAHMEN UND PROJEKTE. ANKUNFT DES TÜRKISCHEN GESANDTEN. — BRIEF AN BRÜHL VOM 25. APRIL. ERHÖHUNG DES RUBELKURSES AUF 19 SZOSTAKS. EINE KAMMERFRAU DER GROSSFÜRSTIN WIRD ARRETIERT. EINE UNTERREDUNG MIT DER KAISERIN SOLL ALLES IN ORDNUNG BRINGEN. — BRIEF AN BRÜHL VOM 28. APRIL. DIE RUSSEN BRAUCHEN DIE SÄCHSISCHE KAVALLERIE. DANZIG. MIR WIRD EIN URLAUB BEWILLIGT. ICH ERBITTE DAS AMT EINES LANDBOTEN VON LIVLAND. ICH BEDANKE MICH FÜR EINEN WECHSEL ÜBER 4000 RUBEL. — BRIEF AN BRÜHL VOM 2. MAI. SÄCHSISCHE KAVALLERIE SOLL ZUR RUSSISCHEN ARMEE STOSSEN. DANZIG SOLL NICHT MIT GEWALT EINGENOMMEN WERDEN. DER KÖNIG SOLL SELBST AN ELISABETH SCHREIBEN. DIE DANZIGER SOLLEN AUF DER ABLEHNUNG EINER GARNISON BESTEHEN. ANKAUF VON PFERDEN IN PREUSSEN. VERZÖGERUNG DER BEZAHLUNG DES IN POLEN ANGEKAUFTEN GETREIDES. LOB DES PRINZEN KARL. ELISABETH BESCHENKT IHN. — BRIEF AN BRÜHL VOM 5. MAI. DANZIG KÖNNTE EINE POLNISCHE GARNISON ERHALTEN, UM KEINE ANDERE AUFNEHMEN ZU MÜSSEN. VERSUCH, BROCKDORF DAS BLAUE BAND DES POLNISCHEN ORDENS ZUKOMMEN ZU LASSEN. — BRIEF AN BRÜHL VOM 9. MAI. VERSÖHNUNG DER GENERÄLE FERMOR UND BROWNE. KÜSTRIN SOLL NICHT BELAGERT WERDEN. STATT DES ORDENS SOLL BROCKDORF EINE PENSION ERHALTEN.

Brief an den Grafen Brühl vom 21. April 1758.

„Zwei Stunden, nachdem ich dem Grafen Esterhazy den Brief gesandt, den ich vorgestern an Ew. Exzellenz zu schreiben die Ehre hatte und der durch seinen Kurier befördert werden sollte, erhielt ich Ihren Brief vom 7. durch den Kurier, der beim Marquis de l'Hôpital eintraf; die Post, die heute von Riga ankam, hat mir jedoch kein Schreiben von Ew. Exzellenz überbracht, die Warschauer Post scheint sich infolge der schlechten Wege verspätet zu haben.

„Wenn die Absicht des Wiener Hofes, dem Grossfürsten Ostfriesland anzubieten, von den Verhandlungen über den Austausch von Schleswig abhing, wodurch dieses Angebot ungewiss und in weite Ferne gerückt wurde, so steht es jetzt damit noch viel schlimmer, da die Preussen einen Teil dieser Provinz zurückgewonnen und die Franzosen sie aufgegeben haben. Der Hof von Versailles hatte es seinerseits dem König von Dänemark angeboten, um diesem Fürsten ein Objekt in die Hand zu geben, womit er den Grossfürsten hätte zufrieden stellen können, indem er ihn durch dieses Lockmittel dorthin brächte, wo er ihn haben wollte. Durch die veränderten Umstände sind jedoch all diese Pläne hinfällig geworden; Esterhazy denkt nicht mehr daran,

da er überzeugt ist, dass die Franzosen nicht imstande sein werden, während dieser Kampagne dem Haus Österreich noch grosse Dienste zu leisten.

„Man hat hier einen Operationsplan entworfen, der dem Könige durch die russischen Minister an seinem Hofe direkt übermittelt werden soll. Man hat mir keine Kenntnis davon gegeben, aber ich habe im geheimen erfahren, dass er in folgendem besteht: General Fermor hat Befehl erhalten, 15—17000 Mann von seiner Armee abzuzweigen und sie unverzüglich vorzuschicken, um jenen berühmten Posten zwischen Warthe und Netze einzunehmen, sich dort zu befestigen und die Ankunft der übrigen Truppen abzuwarten. Neben dieser Ordre eine Anfrage an denselben General, er solle seine Meinung über den weiteren Verlauf der Operationen äussern, was hinwieder einigermassen befürchten lässt, er könnte die Ausführung für zu schwierig oder sogar für unmöglich halten, obgleich der Befehl ganz ausdrücklich und sehr dringlich sein muss, weil er den guten Willen dieses Hofes markieren soll und seine Bereitschaft, rasch und energisch zu handeln. Im übrigen wird hier aus dieser Anordnung ein solches Geheimnis gemacht, dass man sogar den Grafen Esterhazy inständigst gebeten hat, dem Grafen Sternberg nichts hiervon zu schreiben.

„S. Hoheit Prinz Karl macht täglich einige Besuche, jedoch ohne sich die Mühe nehmen zu müssen, seine Karosse zu verlassen, mit Ausnahme von zwei oder drei Häusern, unter anderen beim Herrn Vizekanzler, wo er gestern an einer Quadrille teilgenommen hat. Nach Ostern wird es, wie verlautet, viele Festlichkeiten und Bälle geben, abgesehen von den bei-

den Galatagen, von denen der eine auf den 21. a. St., den Geburtstag der Grossfürstin, und der zweite auf den 25., den Jahrestag der Krönung I. K. Majestät fällt.“

Brief an denselben vom 22. April 1758.

„Obgleich ich die Ehre hatte, Ew. Exzellenz gestern durch die gewöhnliche Post zu schreiben, ergreife ich, da der Herr Ambassadeur von Frankreich mir mitgeteilt hat, dass sein Neffe heute abreisen wird, diese Gelegenheit, um Ihnen zu berichten, was ich beim Herrn Vizekanzler erfahren habe, als ich ihm heute vormittag meinen gewöhnlichen Ministerbesuch abstattete.

„Die letzten Nachrichten von General Tschernischew waren, er werde unverzüglich mit 10000 Mann aus Wilno ausmarschieren, um 20000 anderen Platz zu machen, von denen er mir jedoch nicht sagen konnte, wo sie sich augenblicklich befänden. General Romanzow rekrutiere, reformiere und exerziere die Überreste ihrer Kavallerie in Stolp und an einem anderen Orte in Litauen, an dessen Namen er sich nicht mehr entsinnen könne. General Fermor habe bereits bei Marienwerder eine Brücke über die Weichsel schlagen lassen, um die Armee überzusetzen; diese soll — so versicherte er mir — 59000 Mann stark sein, abgesehen von dem Observationskorps; das muss den König von Preussen in die schlimmste Verlegenheit setzen, falls man nur mit etwas Energie vorgeht, wie zu erhoffen ist.

„Der Herr Vizekanzler glaubt nicht, dass England ernsthaft daran denkt, eine Eskader in die Ostsee zu entsenden, dies könne auch nicht der Zweck

des Auslaufens der Flotte General Hawkes sein, denn keiner ihrer Minister habe es ihnen berichtet, die doch in der Lage seien, dies zu erfahren, und nicht ermangeln würden, es ihrem Hofe sogleich mitzuteilen.

„Im übrigen wird in Kronstadt mit aller Anstrengung gearbeitet, um die russische Flotte so rasch als möglich instand zu setzen, die mit neunzehn Segeln auslaufen soll. Die Regimenter Ingermanland und Astrachan haben zum dritten Mal den Befehl erhalten, marschbereit zu sein, man hat ihnen jedoch noch nicht gesagt, wohin sie gehen werden, auch nicht ob sie, wie man vermutete, auf den Galeeren eingeschifft werden sollen.

„Der türkische Gesandte ist vor zwei Tagen im Kloster St. Alexander Newski angekommen, einige Werst von hier, und soll morgen in die Stadt einziehen."

Brief an denselben vom 25. April 1758.

„Die gewöhnliche Post, die vorgestern hier ankommen sollte, ist erst heute angekommen, infolgedessen kann ich erst heute den Empfang des Briefes bestätigen, mit dem Ew. Exzellenz mich am 19. d. M. beehrten und der sich mit der vorletzten Warschauer Post verspätet hat.

„Ich werde nicht ermangeln, den Herrn Vizekanzler auf den bedeutenden Schaden aufmerksam zu machen, der Polen durch die beabsichtigte Änderung des Rubelkurses erwachsen würde, das heisst wenn man ihn von 6 Tymphen auf 19 Szostaks erhöhen würde; und welcher Unterschied zwischen dem eigentlichen Wert der Münzen der Republik und jenen Brandenburgisch-Preussens besteht.

„Seine Hoheit Prinz Karl hat bei der Kaiserin völligen Beifall gefunden, sie äussert sich sehr lobend über ihn, S. K. Hoheit gewinnt alle Herzen und den Beifall und Respekt eines jeden. Ich habe gehört, — kann es jedoch nicht mit Bestimmtheit versichern — dass I. K. Majestät ihm ein Geschenk von 60 bis 80000 Rubel zu machen gedenkt.

„Man hat mir auch gesagt, dass Bestuschews Sache heute erledigt werden soll. Was ich mit einer gewissen Bestimmtheit versichern kann ist, dass wir in der kommenden Woche wissen werden, was wir über den Stand des hiesigen Hofes zu denken haben.

„Vor einigen Tagen ist eine Kammerfrau der Grossfürstin verhaftet worden; gestern hatte die Grossfürstin mit der Kaiserin eine sehr wichtige Unterredung, welche, allem Anschein nach, sämtliche Angelegenheiten einer guten Lösung entgegenführen wird."

Brief an denselben vom 28. April 1758.

„Da ich soeben erst den Brief Ew. Exzellenz vom 17. d. M. erhalten habe, beantworte ich ihn in aller Eile und behalte mir alles übrige für die nächste Post vor.

„Es ist sozusagen unmöglich, von hier aus im Augenblick mehr Kavallerie zur Armee des Generals Fermor zu schicken. Hier in der Residenz steht das Reitergarderegiment und ein Kürassierregiment, in der Ukraina gibt es einige Dragonerregimenter, diese sind aber so fern, dass sie erst gegen Ende der Kampagne ankommen könnten. Es ist daher sehr zu wünschen, dass an der Bestimmung der sächsischen Karabinier- und leichten Reiterregimenter, die der russischen Armee angegliedert werden sollen, nichts

geändert werde, denn hier sind sie am nötigsten, indes die Österreicher ohnehin über genügend eigene Kavallerie verfügen.

„Ich habe mich gestern beim Herrn Vizekanzler nach Nachrichten von General Tschernischew erkundigt; er hat mir geantwortet, seit dessen letztem Briefe aus Wilno sei nichts verlautet, auch nicht von General Romanzow, von dem ich Ew. Exzellenz mitgeteilt habe, dass er die Überreste der russischen Kavallerie in Litauen reformiere und einexerziere, was ein weiterer Beweis der Notwendigkeit einer Kavallerie für sie ist und wie nützlich ihnen jene des Königs sein würde.

„Was den Entschluss dieses Hofes anlangt, im eigenen Namen von den in Deutschland eroberten Provinzen des Königs von Preussen Besitz zu ergreifen, so sehe ich kein anderes Mittel, als durch den Grafen Flemming den Wiener Hof darauf aufmerksam zu machen, falls diese Klausel, die in der Antwort Russlands (über die Esterhazy sich so gefreut hat) angefügt war, nicht bereits die Aufmerksamkeit des österreichischen Ministeriums erweckt hat.

„Was Apraxin anlangt, so spricht man schon nicht mehr über ihn, denn sein Los kann in keiner Weise das Los Bestuschews beeinflussen, da es ausser Zweifel steht, dass jener keinerlei Anteil an dem schmachvollen Rückzug hatte, den der andere im verflossenen Jahre mit seinen Truppen ausführte; im Gegenteil, er hat am lautesten dawider gesprochen, obgleich er mit Apraxin befreundet war, denn er stellte das öffentliche Wohl über seine persönlichen Beziehungen. Deshalb ist auch von dieser Sache gar nicht mehr die Rede; Ew. Exzellenz sind

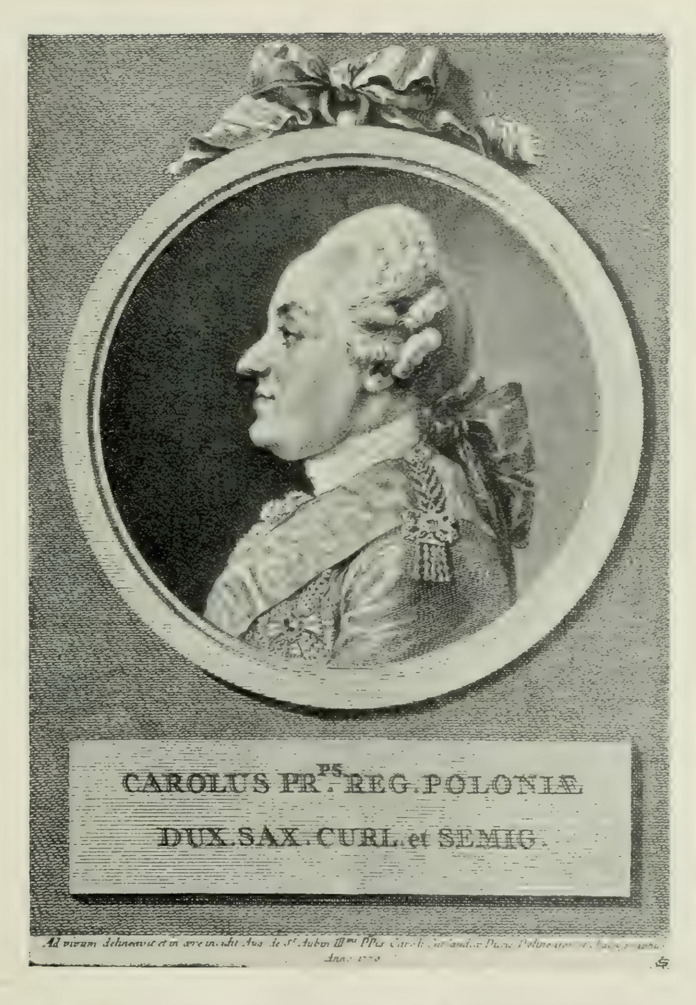
die anderen Vorwände bekannt, die herangezogen wurden, um diesen Minister zu stürzen.

„Bezüglich der Verhandlungen mit der Stadt Danzig hat mir der Herr Vizekanzler gesagt, der russische Resident sei beauftragt, dem Magistrat ein zweites Memorial zu überreichen, und er hoffe, die Stadt werde endlich auf seine Vorstellungen hin nachgeben.

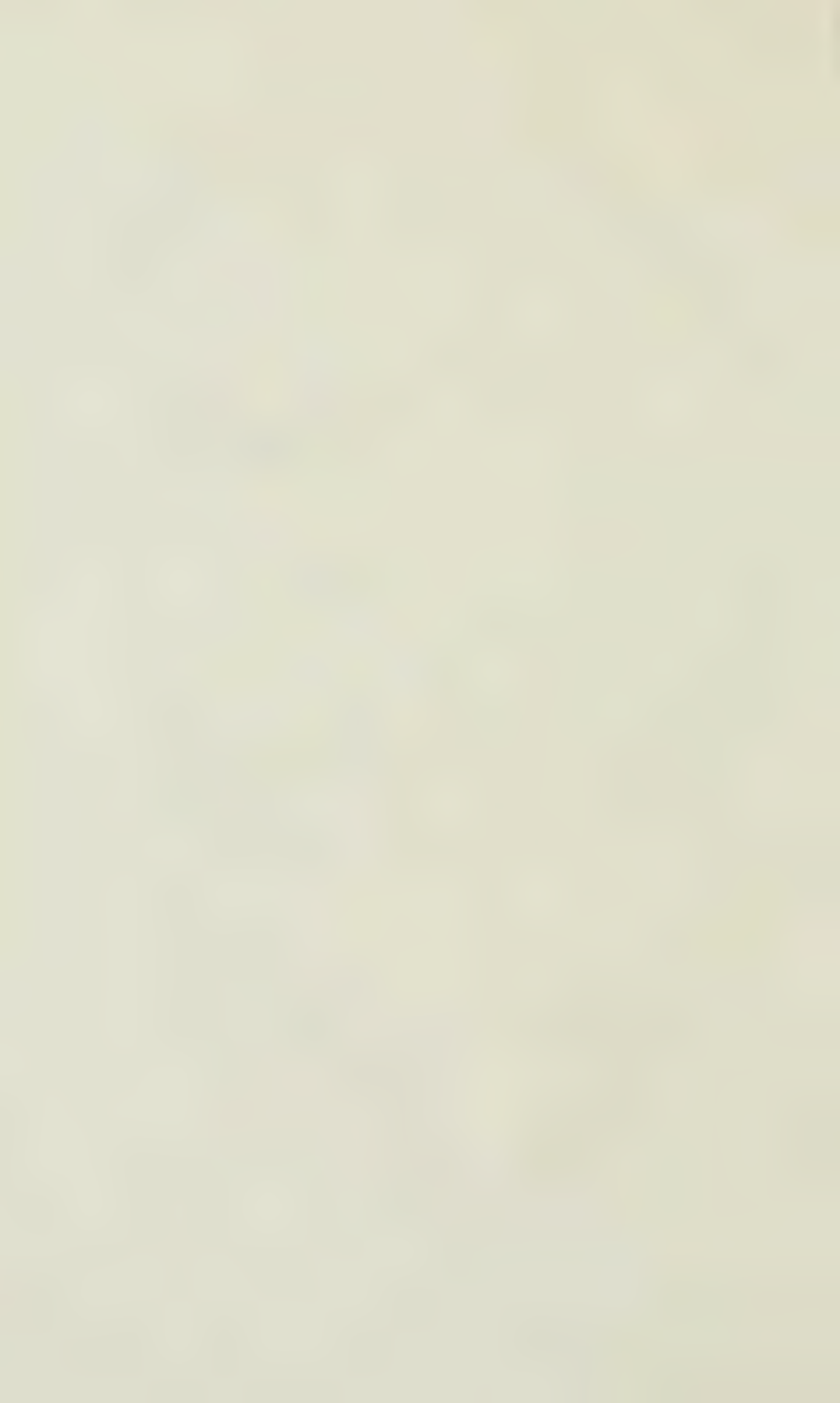
„Als ich mir die Freiheit nahm, Ew. Exzellenz zu schreiben, ich sei der Ansicht, dass ein Brief des Königs an die Kaiserin das einzige Mittel wäre, welches bezüglich der Okkupation von Elbing und Thorn noch eine Wirkung ausüben könnte, so war es meine Überzeugung, die sich auch jetzt nicht geändert hat, denn es steht fest, dass man an diesem Hofe nichts erreicht, wenn man die Sachen nicht nachdrücklichst vorstellt und betreibt; die persönlichen Briefe Ew. Exzellenz an den Herrn Vizekanzler, die ich diesem übermittelt habe, genügten nicht und hatten nicht genug Autorität.

„Ich danke Ew. Exzellenz, dass Sie mir vom König die Erlaubnis erwirkt haben, mich nach Polen zu begeben, um mich zum nächsten Reichstag als Landbote wählen zu lassen; ich werde gemäss dem Willen Sr. Majestät im gegebenen Zeitpunkt von dieser Erlaubnis Gebrauch machen; inzwischen bitte ich Ew. Exzellenz inständigst, mir unter den livländischen Landboten einen Platz zu sichern und mir hierüber eine Antwort zuteil werden zu lassen.

„Des ferneren, da Sie mir nichts von dem Wechsel über 4000 Rubel geschrieben haben, der mir zugegangen ist und den ich einzig und allein dem Wohlwollen des Königs und Ihrem Eintreten für mich verdanken zu müssen glaube, so bitte ich Sie,



Karl, Herzog von Kurland, Sohn König Augusts III. von Polen



Seiner Königlichen Majestät meinen untertänigsten Dank zu Füssen zu legen, und den Dank, den ich Ihnen schulde, freundlichst entgegennehmen zu wollen."

Brief an denselben vom 2. Mai 1758.

„Ich habe Seiner Königlichen Hoheit mitgeteilt, was Ew. Exzellenz mich am 17. d. M. wissen liessen, dass der Wiener Hof die Bestimmung der Verwendung der sächsischen Kavallerieregimenter ändern wolle in der Annahme, die grosse russische Armee des Generals Fermor verfüge bereits über genügend Kavallerie. S. K. Hoheit hat es für gut befunden, von den beiden Ambassadeurs zu verlangen, dass sie nach Wien schreiben, um diese Abänderung zu verhindern. Graf Esterhazy, mit dem ich darüber gesprochen habe, war über diese Nachricht um so mehr erstaunt, als sein Hof ihm nichts bekannt gegeben und, ganz im Gegenteil, Graf Kaunitz ihm sogar mitgeteilt hatte, dass diese sächsische Kavallerie sich bereits auf dem Marsche nach Polen befände. Er gab zu, dass es eine falsche Massnahme wäre, wenn man sie der russischen Armee entzöge, die ihrer notwendig bedürfe, sowohl wegen des schlechten Zustands ihrer eigenen dort vorhandenen Kavallerie, als auch weil man von hier aus keine Kavallerie hinschicken kann und das Observationskorps nur aus Infanterie besteht; er will auch an seinen Hof schreiben, um die Gründe und die Notwendigkeit des Festhaltens am ursprünglichen Plan darzulegen.

„Was die Affäre von Danzig betrifft, die den Gegenstand des letzten Briefes Ew. Exzellenz bildet, so habe ich mich zuerst zu den beiden Gesandten begeben, um ihnen die Details mitzuteilen. Marquis

de l'Hôpital sprach sehr viel über die Grossherzigkeit der Kaiserin, über die guten Absichten Russlands, von dem man nicht annehmen dürfe, dass es Gewaltmassnahmen plane, da es sich doch nur auf den Weg der Unterhandlungen begeben wolle, die durch die Garantien der alliierten Höfe unterstützt würden; nach einer äusserst langen Rede konnte ich nichts weiter aus ihm herausziehen, als dass er sich dem Vorgehen Esterhazys anschliessen werde. Dieser sagte mir, ohne so weitschweifig zu werden, der Resident Russlands in Danzig, Monsieur Puschkin, habe einen grossen Fehler begangen, als er bei Übergabe seines Memorials an den Magistrat nicht auch die von der Kaiserin unterzeichnete Deklaration vorwies, worin — in Erwartung der Garantien der Höfe von Wien und Versailles — aufs nachdrücklichste alle Befürchtungen zerstreut wurden, die bei den Bürgern der Stadt Danzig auftauchen konnten angesichts des von Puschkin zu unterbreitenden Vorschlags, eine russische Garnison dort einzusetzen; er sei deshalb getadelt worden und man habe ihm ausdrücklich befohlen, dieses wesentliche Schreiben im Original vorzulegen; dass man sicherlich an keine Gewaltmassnahmen denke, dass man nicht einmal in der Lage sei, eine Belagerung durchzuführen, da es an Kanonen mangele; dass man noch hoffe, die Bewohner würden sich endlich den freundschaftlichen Vorstellungen der alliierten Mächte fügen; er persönlich erhoffe sich ganz besonders viel davon, dass General St. André[1]) beauftragt sei, in einer Sondermission

[1]) Friedrich Daniel Saint-André, österreichischer Feldmarschalleutnant und Attaché der russischen Armee. Anm. d. Herausg.

nach Danzig zu gehen und dort im Namen seines Hofes vorstellig zu werden; auch habe gleichzeitig Monsieur de Stainville [1]) an den französischen Residenten in Danzig, Monsieur Dumont, geschrieben, da er nicht daran zweifelte, letzterer würde bald vom allerchristlichsten König direkte Ordre erhalten, diesen General und den Residenten Russlands zu unterstützen, um die ganze Angelegenheit einem guten Ende zuzuführen.

„Der Herr Vizekanzler, mit dem ich heute darüber gesprochen habe, erwiderte mir, er könne mir nur wiederholen, was er bereits gesagt, nämlich dass er — die Klagen und Misslichkeiten, welche die Okkupation Danzigs nach sich ziehen würde, voraussehend — von Anbeginn sich dieser Massnahme widersetzt habe, dass aber die bei der Konferenz anwesenden Militärs so sehr auf der Notwendigkeit der Besetzung Danzigs bestanden (einer angeblich unerlässlichen Massnahme), dass er endlich gezwungen war, nachzugeben; er habe aber beständig der Meinung widersprochen, man solle alle Schwierigkeiten, denen man bei der Ausführung dieses Planes begegnen werde, gewaltsam hinwegräumen und habe stets zu verhindern gewusst, dass diese Ansicht die Oberhand bekam, aus Rücksicht auf ein freundschaftliches Nachbarverhältnis, das die Kaiserin mit der polnischen Republik unverbrüchlich aufrecht zu erhalten entschlossen sei; dass infolgedessen die präzisesten Ordres an den General Fermor abgegangen seien, sich aller Gewaltmassnahmen zu enthalten, der General den Empfang dieser Ordres bereits

[1]) Etienne François Comte de Stainville, der spätere Herzog von Choiseul. Anm. d. Herausg.

bestätigt habe und solchermassen sie sicherlich nicht übertreten könne, — er müsste sonst wahnsinnig sein (so lauteten die Worte des Vizekanzlers); Puschkin sei ernstlich getadelt worden, weil er nicht zuerst die von der Kaiserin unterzeichnete Deklaration vorgelegt hat, von der oben die Rede war; gestern habe man im Conseil eine sehr freundschaftliche Antwort an die Danziger beschlossen, auf jenen Brief, den sie an die Kaiserin geschrieben; unserem Hofe werde man davon Mitteilung machen, mit dem Ausdruck des Dankes für die Art und Weise, wie er in dieser Angelegenheit gehandelt habe; man verspreche sich sehr viel von den Verhandlungen des Generals St. André; und er wiederholte, dass man in dieser Sache nur auf dem Wege der Verhandlungen vorgehen und sich jeder Gewaltmassregel enthalten werde.

„Durch diese günstige Antwort ermutigt, unterstützte ich die Idee, keine Besatzung in die Stadt zu legen und sie nur mit einem Korps von 10—12000 Mann zu decken. Darauf bekam ich nur eine ganz vage Antwort. In Wirklichkeit glaube ich jedoch behaupten zu können, dass, wenn die Schwierigkeiten von seiten der Danziger aufrecht erhalten und durch stichhaltige Gründe gestützt werden, man endlich vielleicht doch von der Idee, eine Garnison hineinzulegen, ablassen wird. Im allgemeinen wage ich zu sagen, dass jede Opposition, jedoch vor allem jene, die der König bei dieser oder einer anderen Gelegenheit zu machen für richtig befinden würde, hier immer Eindruck machen wird, und besonders, wenn Se. Majestät selbst an die Kaiserin schreiben wollte.

„Ich ging dann zu der Frage der Pferdeankäufe in den beiden Preussen für die russische Kavallerie über.

Der Herr Vizekanzler sagte mir, die entsprechenden Ordres seien erteilt und man kaufe bereits zu 10, 12 und 20 Stück, finde jedoch nicht so viel, als nötig wäre. Ich benützte die Gelegenheit um anzudeuten, man hätte Grund zu glauben, es sei um ihre Militärkasse schlecht bestellt, da die Bezahlung des Getreides, worüber Herr von Stein mit Privatleuten Verträge abgeschlossen hat, auf sich warten lasse und manchmal ganz ausbleibe. Darauf gab er seiner Verwunderung Ausdruck und beteuerte, dass der Armee gerade zu diesem Zweck anderthalb Millionen Rubel in bar zur Verfügung ständen und dass die Schuld vielleicht an Herrn von Stein läge; er werde die Angelegenheit untersuchen lassen, weil es den Absichten und den Ordres der Kaiserin entspreche, dass in diesem Punkte wie auch sonst den Untertanen der Republik gegenüber mit der grössten Milde und mit der exaktesten Gerechtigkeit verfahren werde.

„Da Graf Esterhazy mich persönlich gebeten hatte und hierauf mit S. K. Hoheit dem Prinzen Karl und dem Gesandten Frankreichs übereingekommen war, es sollte dem hiesigen Ministerium noch nichts von der Abänderung der Verfügung bezüglich der sächsischen Kavallerieregimenter gesagt werden, sowohl deshalb, weil er hierüber Weisungen hatte, die den unsrigen entgegengesetzt schienen, als auch um den hiesigen Hof nicht zu erschrecken, der auf dieses für seine Armee so notwendige Kavalleriehilfskorps mit Gewissheit zählt und sich bereits zur Naturalverpflegung für dasselbe entschlossen hat, — so habe ich dem Vizekanzler nichts hiervon erwähnt, um so mehr, als sie hier wirklich ausserstande sind, sich auf irgend

einem Wege mit guter Kavallerie zu versehen, wenigstens für die jetzige Kampagne.

„Was meinen Aufenthalt hier betrifft, so kann ich Ew. Exzellenz nur nochmals dafür danken, dass es Ihnen beliebte mir mitzuteilen, Se. Majestät wünsche, ich solle am nächsten Reichstage als Landbote teilnehmen. Ich beabsichtige, von dieser Erlaubnis des Königs, eine Reise nach Polen zu unternehmen, erst gegen Ende Juli Gebrauch zu machen und es erst dann hier bekannt zu geben, zu welchem Zeitpunkt alle Angelegenheiten hier wohl bereits geklärt sein werden und ich Ew. Exzellenz bereits mit Gewissheit werde informieren können, ob es im Interesse des Königs ist, dass Baron Sacken [1]) mein Nachfolger wird. Ich wiederhole indes Ew. Exzellenz meine Bitte, mir das Amt eines Landboten von Livland unter Zustimmung Sr. Majestät zu sichern.

„Obgleich ich Ew. Exzellenz durch meinen Brief vom 25. v. M. mitgeteilt habe, dass die Entscheidung in der Sache des früheren Kanzlers an jenem Tage fallen sollte, schleppt sie sich noch immer hin. Die Grossfürstin sollte eine zweite persönliche Unterredung mit der Kaiserin haben, doch diese hat noch nicht stattgefunden und zwar (wie die Kaiserin ihr sagen liess) infolge der Erkrankung ihres Auges, die sie sogar verhindert hat, sich in der Osternacht unserem Prinzen zu zeigen, der zu Hofe ging, um sich die Resurrektion nach griechischem Ritus anzusehen; diese Erkrankung nennt man Fluxion, es soll aber ein Bluterguss sein, der von ihrem letzten Unfall vor

[1]) Karl von der Osten-Sacken (1725—1794), der spätere sächsische Kabinettsminister und Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten. Anm. d. Herausg.

drei Wochen herrührt. Sie hat jedoch der Grossfürstin sagen lassen, sie solle ganz unbesorgt sein, es werde sich bald alles zum besseren wenden.

„Ich bin überzeugt, dass S. Hoheit Prinz Karl Seine Majestät sowohl über das Geschenk, das er von der Kaiserin empfangen hat, wie auch über alles, was ihn persönlich betrifft, informieren wird, so dass ich eine Wiederholung für überflüssig halten darf, die im Vergleich mit dem, was S. K. Hoheit schreiben wird, ja nur unvollkommen sein könnte. Ich will mich darauf beschränken zu sagen, dass I. K. Majestät sowie alle anderen, ihrem Beispiel folgend, die grösste Befriedigung über die Konduite und die Person des Prinzen äussern, der sicherlich dazu geschaffen ist, von aller Welt geliebt zu werden."

Brief an denselben vom 5. Mai 1758.

„Da die letzte Post sich verspätet hat, bin ich erst heute in den Besitz der Briefe Ew. Exzellenz vom 22. und 24. v. M. gelangt.

„Auch wir wissen noch nichts Näheres über Danzig, aber man kann zum mindesten mit Bestimmtheit darauf rechnen, dass General Fermor nicht gewaltsam vorgehen wird, weil er hierüber präziseste Ordre erhalten hat und anzunehmen ist, dass er nicht wagen wird, dawider zu handeln; ich habe dies bereits in meinem letzten Briefe berichtet und der Herr Vizekanzler hat es mir heute nochmals wiederholt, infolgedessen darf man hoffen, dass diese Angelegenheit nicht solch üble Folgen haben wird, wie man befürchten musste. Was Ew. Exzellenz andeuten, dass die Stadt Schwierigkeiten wegen Aufnahme russischer Truppen mache, sich jedoch bei Truppen

der Republik weniger besinnen würde, so wäre dies nur geeignet, die Gemüter bei uns zu beruhigen, und die Alliierten könnten darüber gleichfalls zufrieden sein.

„Man hat mir berichtet, dass der Grossfürst auf dem Ball am vergangenen Dienstag mit S. K. Hoheit dem Prinzen Karl über das blaue Band gesprochen hat, das ich noch in Händen habe, da es Stambke nicht übergeben werden konnte, und dem Prinzen andeutete, dass er glaube, der König werde keine Schwierigkeiten machen, es einem seiner ältesten Staatsräte zu verleihen. Da ich aber mit völliger Gewissheit erfahren habe, dass der Grossfürst wünscht, wir möchten ihm das blaue Band einhändigen, damit er es hernach Brockdorf übergeben könne (denn er hat Alexander Schuwalow beauftragt, die Kaiserin dieserhalb zu sondieren), so habe ich S. K. Hoheit dem Prinzen noch einen mir zu gleicher Zeit bekannt gewordenen Umstand mitgeteilt, nämlich dass Iwan und Peter Schuwalow sich bereits wegen des steigenden Einflusses Brockdorfs auf seinen Herrn beunruhigen und daran denken, ihn früher oder später von hier zu entfernen; solchermassen wären wir nicht nur lächerlich, wenn wir uns zum Narren halten liessen und diesen Mann auszeichnen würden, der ganz offensichtlich der Anwalt des Königs von Preussen und unser Feind ist und auch im übrigen durchaus kein achtungswerter Mensch, sondern wir würden uns vielleicht sogar mehr schaden als nützen.

„Einer von Bestuschews Richtern hat geäussert, da man nichts Schwerwiegendes gegen ihn finden könne, werde man die ältesten Sachen ausgraben, sozusagen das ganze Leben dieses Ministers. Kayser-

ling und Panin haben ihre Geheimkorrespondenz mit ihm hergeschickt, man muss abwarten, wie sie benutzt werden wird. Im Palast herrscht noch Ungewissheit, denn Iwan und Peter Schuwalow behaupten, ihre guten Absichten stössen auf Hindernisse seitens Alexander Schuwalows. Das ist nicht leicht zu verstehen, aber so ändern sich nun einmal alle Dinge, und sie werden sich vielleicht noch mehr ändern."

Brief an denselben vom 9. Mai 1758.

„Die vorgestrige Post hat mir keinen Brief von Ew. Exzellenz gebracht. Am Samstag ist ein Kurier von der russischen Armee angekommen mit der ebenso erfreulichen als wichtigen Nachricht, dass General Fermor und General Browne[1]) bei Graudenz zusammengekommen sind, um sich in aller Freundschaft über die Gründe auszusprechen, die ihre Entfremdung herbeigeführt hatten; nach dieser Aufklärung haben sie sich vollständig versöhnt und haben einander zugesagt, in allem nach Übereinkommen und im besten Einvernehmen vorzugehen und der Kaiserin mit gemeinsamem Eifer zu dienen. Diese glückliche Versöhnung, die beiden Generälen den Austausch ihrer Kenntnisse und Meinungen ermöglicht, lässt für die Zukunft alles Gute erhoffen, um so mehr, als sie den ihnen zugestellten Feldzugsplan durchaus gebilligt haben; nach genauer Kenntnisnahme des Terrains von Stolp bis unterhalb Küstrins

[1]) Georg Reichsgraf von Browne (1698—1792) entstammte einer irländischen Familie, trat 1730 in russischen Kriegsdienst. Bei Zorndorf wurde er schwer verwundet. Peter III. ernannte ihn zum Feldmarschall. Später wurde er Statthalter von Livland und Estland. Anm. d. Herausg.

haben sie beschlossen, sich nicht mit der Belagerung des letzteren aufzuhalten, — weil man in Anbetracht seiner starken Befestigungen und der es umschliessenden Moräste hierbei mit einem grossen Zeit- und Menschenverlust rechnen müsste, — statt dessen aber all ihre Kräfte zu einem direkten Vorstoss gegen Berlin zu vereinen.

„Die Recherchen gegen den vorigen Kanzler sind nunmehr beendet, ihr Resultat ist der Kaiserin unterbreitet worden, jetzt erwartet man ihren endgültigen Beschluss. Sobald diese Sache entschieden sein wird, wird auch die Entscheidung über das Los der anderen Gefangenen fallen und man wird am Hofe endlich wieder wissen, woran man ist. Seit meiner letzten Depesche ist absolut nichts Wichtiges vorgefallen. Herr Brockdorf muss gemerkt haben, dass es mit ihm abwärts geht, denn seit einigen Tagen bekundet er eine sehr grosse Unruhe. Peter und Iwan Schuwalow geben ihn auf, letzterer hat zweimal ganz ausdrücklich gesagt, er würde ihn entfernen; jedoch Alexander hält ihn immer noch, und infolgedessen hat der Herr Vizekanzler vorgestern, an welchem Tage S. K. Hoheit bei ihm dinierte, zu unserem Prinzen gesagt, der Grossfürst wünsche, dass S. K. Hoheit vom König das blaue Band für Brockdorf erbitte. Der Prinz fragte, ob die Kaiserin damit einverstanden sein werde, der Vizekanzler antwortete, der Prinz könne ganz unbesorgt schreiben, — so lauteten wenigstens die Worte, die S. K. Hoheit mir wiederholt hat. Nach der Art zu urteilen, wie die Kaiserin kürzlich über diesen Mann gesprochen hat, gestattet sie zwar, dass der Grossfürst ihm seine Gunst erweist, sobald die Schuwalows sie darum bitten, um

beim Grossfürsten etwas durchzusetzen, aber sie gestattet es nur widerwillig. Es wäre auch beinahe unglaublich, dass ein anderer Grund sie veranlassen sollte, einen unwissenden und schlechten Menschen auszuzeichnen, der hier vor vier oder fünf Jahren sozusagen als Hofnarr des Grossfürsten debütierte, da doch der Grossfürst selbst sich am meisten über ihn lustig machte, und der nur dadurch sich in Gunst zu setzen verstanden hat, dass er den Grossfürsten zu allerlei Ausschweifungen verführte; seit er in Gunst steht, vor allem jedoch seit dem Kriege ist er der hitzigste Advokat des Königs von Preussen, und die höchsten Gnadenstufen konnte er nur erklettern, indem er den russischen und ausländischen Feinden des früheren Kanzlers als Werkzeug diente, um diesen Minister zu verderben.

„Daher wage ich zu behaupten, dass wenn wir uns weigern würden, Herrn Brockdorf diesen Orden zu geben, wir uns all jene verpflichten könnten, denen dieser Mensch Böses getan hat, — und deren Zahl und Rang ist recht ansehnlich; wir könnten sogar seine Entfernung beschleunigen, wenn der König in seiner Antwort an den Prinzen noch bemerken wollte, wie erstaunt er sei, dass man von ihm eine solche Auszeichnung für einen Mann von ganz offensichtlich preussischer Gesinnung verlange, und dass in Anbetracht der Art, wie der Grossfürst die Höflichkeit zurückgewiesen hat, die der König ihm in der Person seines früheren Ministers Stambke erweisen wollte, Seine Majestät nicht mehr geneigt sei, seinen Orden an irgend eine Person des Hofes S. Kaiserlichen Hoheit zu verleihen; dies scheint mir auch die günstigste Gelegenheit zu sein, unsere ge-

rechtfertigte Empfindlichkeit über dieses Vorgehen zu äussern.

„Es würde noch angehen, wenn man Brockdorf durch diese Auszeichnung umstimmen könnte; aber dieser Mann ist ein viel zu niedriger Schmeichler und viel zu nichtswürdig, um jemals einer Neigung seines Herren entgegenzutreten, auch könnte so ein Stück Band bei ihm niemals die pekuniären Vorteile ausstechen, die er zweifellos vom preussischen Könige erhält, und es hiesse unserem sonstigen Unglück noch die Schmach hinzufügen, dass wir uns narren liessen, indem wir einen Menschen mit einem Gunstbeweis auszeichneten, der stets unser Feind war und es auch ferner sein wird. Meiner Ansicht nach wäre eine Rente für Brockdorf viel verlockender und für uns von weit besserer Wirkung, und die beste Art sie ihm anzubieten wäre, indem der Prinz selbst zum Grossfürsten sagte, es gäbe Gründe (die dem Prinzen angeblich unbekannt wären), die den König verhinderten, dem Herrn Brockdorf diesen Orden zu verleihen, dagegen biete er ihm eine Rente von 4000 oder 5000 Talern an; auch müsste der Prinz alle meine obigen Ausführungen dem Vizekanzler wiederholen, damit sie zur Kenntnis der Kaiserin gelangen. Es könnte zwar sonderbar scheinen, dass ich den Rat gebe, einem Fürsten vorzuschlagen, man wolle seinem Günstling eine Rente aussetzen, aber es gibt Fürsten, die eine Ausnahme von jeder Regel bilden."

ACHTES KAPITEL

BRIEF AN DEN GRAFEN BRÜHL VOM 14. MAI. DIFFERENZ MIT DEM TÜRKISCHEN GESANDTEN WEGEN DER ETIKETTE. IWAN SCHUWALOW BESUCHT KEITH. PRINZ KARL SOLL DEN AUSTAUSCH VON HOLSTEIN NAHELEGEN. — BRIEF AN BRÜHL VOM 16. MAI. DIE VEREINIGUNG DER SCHWEDISCHEN ESKADER MIT DER RUSSISCHEN GESICHERT, EBENSO EIN NEUER TRANSPORT SCHWEDISCHER TRUPPEN NACH POMMERN. L'HÔPITALS KREDIT SINKT. — BRIEF AN BRÜHL VOM 19. MAI. DANZIG. SÄCHSISCHE KAVALLERIE. FÜRST WOŁKOŃSKI KÜNFTIGER ARMEEINTENDANT. FRIEDENSAUSSICHTEN. WIEDERAUFNAHME DES VERFAHRENS GEGEN APRAXIN. AUFHEBUNG DES SEQUESTERS VON DEN BESITZUNGEN DER VIER PREUSSISCHEN MINISTER. — BRIEF AN BRÜHL VOM 23. MAI. 16000 RUSSEN HABEN DIE WEICHSEL PASSIERT. ELISABETHS GEWISSENSBISSE WEGEN BESTUSCHEW. ICH BEGLÜCKWÜNSCHE BRÜHL ZUR KASSATION DER VERWALTUNG VON OSTROG. — BRIEF AN BRÜHL VOM 30. MAI. KORFF GOUVERNEUR VON KÖNIGSBERG. WOŁKOŃSKI ÜBERNIMMT EIN KOMMANDO BEI SMOLEŃSK. DER TÜRKISCHE GESANDTE BESTEHT AUF SEINER WEIGERUNG. OLSUFJEW IM AUFSTEIGEN, ER ARBEITET BEREITS GEGEN WORONZOW. — BRIEF AN BRÜHL VOM 4. JUNI. DANZIG. MEINE BEMÜHUNGEN BEI WORONZOW, UM DIE RUSSEN ZUM VORRÜCKEN ZU VERANLASSEN. SEINE VERSPRECHUNGEN. ZWEITE UNTERREDUNG ELISABETHS MIT DER GROSSFÜRSTIN.

Brief an den Grafen Brühl vom 14. Mai 1758.

„Der hier weilende türkische Gesandte hat seinen Geiz so weit getrieben, dass er für all seine Diener täglich nur einen Hammel geben wollte; sie revoltierten und wollten ihn töten und hätten es bestimmt getan, wäre nicht die russische Garde ihm zu Hilfe geeilt; sie hat auch die anderen Leute seines Gefolges gehindert, sich den zuerst Revoltierenden anzuschliessen. Abgesehen von seinem Geiz, der diesem Türken beinahe so teuer zu stehen gekommen wäre, macht er seit seiner Ankunft hier am Orte unausgesetzt die furchtbarsten Schwierigkeiten und Umstände. Gegenwärtig besteht er darauf, sein Beglaubigungsschreiben nur in die Hände der Kaiserin selbst zu übergeben, bei seiner Audienz, indessen man von ihm verlangt, er solle eine schriftliche Versicherung abgeben, er werde sie dem Vizekanzler als erstem Minister übergeben, denn in Konstantinopel nimmt weder der Sultan noch der Grosswesir, sondern ein anderer Mann die Beglaubigungsschreiben der russischen Minister in Empfang, um sie dann dem Wesir zu übergeben; keiner seiner Vorgänger hat jemals wegen dieses Punktes Schwierigkeiten gemacht. Der Herr Vizekanzler hat mir gesagt, dass, solange er diese von ihm verlangte Ver-

sicherung nicht abgibt, ihm keine Audienz gewährt wird, und sollte er ein halbes Jahr darauf warten müssen. Ich habe gefragt, ob man einen Kurier in dieser Angelegenheit nach Konstantinopel geschickt habe, er verneinte und scheint anzunehmen, dass dieser Streit keine Folgen nach sich ziehen wird.

„Vor einigen Tagen ging der Kammerherr Schuwalow angeblich den Baron Wolff besuchen, bei dem Mister Keith logiert; er ist mit letzterem über eine Stunde zusammen gewesen. Aus diesem Besuch können zwar in Wirklichkeit keine Folgerungen gezogen werden, es handelt sich aber gewiss um Staatsaffären, und zum mindesten wird daraus das Handelstraktat resultieren, — wenn nicht mehr. Vor drei oder vier Wochen hat Keith mir einige Komplimente gemacht und damals auch bemerkt, es sei recht ärgerlich, dass er nicht mit mir zusammenkommen könne; ich erwiderte, mich kränke das gleichermassen, da ich doch die Ehre gehabt hätte, ihn in Wien kennen zu lernen, jedoch die Umstände erlaubten es nicht; hierauf wiederholte er zweimal: „*das wird schon noch kommen*". Ich habe es Ew. Exzellenz damals nicht geschrieben, weil ich dachte, diese Worte würden keine Konsequenzen haben; jedoch dieser Besuch Schuwalows bringt sie mir wieder in Erinnerung und ich glaube, Sie darüber informieren zu müssen.

„Es ist noch in keiner Sache irgend eine Entscheidung gefallen; jedoch geniesst der frühere Kanzler seit einigen Tagen etwas mehr Freiheit; die Wachen, die in seinem Zimmer waren, sind entfernt worden. Brockdorfs Beunruhigungen dauern an. Wenn ich es wagen darf, den Bemerkungen, die ich in meiner letzten Depesche geäussert habe, noch einige hinzu-

zufügen, so könnte unser Prinz hier bei Gelegenheit des blauen Bandes, das man für Brockdorf verlangt, noch sagen, dass es von Wichtigkeit wäre, Dänemark auf unsere Seite zu bekommen, und dies könnte nie geschehen, solange der Austausch von Holstein nicht durchgeführt wäre; Brockdorf sei derjenige, der sich seit jeher diesem Austausch am meisten entgegengesetzt habe; sollte er ihn durchsetzen, so würde er der ganzen Allianz einen bedeutenden Dienst leisten, man mache daher seine künftige Dekoration von dieser Bedingung abhängig wie auch davon, dass seine Gesinnung jetzt genau so gut sächsisch werde, wie sie bisher preussisch war.

„Allem Anschein nach wird man unseren Prinzen frühestens im Monat Juni abreisen lassen. Der Vizekanzler anerkennt alle wichtigen Gründe, die S. K. Hoheit zur Armee drängen, aber I. K. Majestät wird sicherlich nicht ihre Zustimmung zu einer so baldigen Abreise geben wollen, vor allem auch deshalb, weil sie infolge ihrer Unpässlichkeit ihn nicht so oft sehen und sich mit ihm unterhalten konnte, wie sie es gewünscht hätte.

„Der Woiwode von Lublin[1]) will übermorgen abreisen, nachdem er sehr viel herumgeschwatzt hat, jedoch, wie der Herr Vizekanzler mir versicherte, wenigstens ihm gegenüber ohne jeden Effekt. Sowohl er wie auch der Woiwode von Smoleńsk[2]) haben sehr oft mit dem französischen Gesandten konferiert, diesem hat sein letzter Kurier ein grosses Paket chiffrierter Briefe vom Kronfeldhetman überbracht."

[1]) Anton Lubomirski.

[2]) Peter Sapieha.



Michael Larionowitsch Graf Woronzow, Grosskanzler des russischen Reiches



Brief an denselben vom 16. Mai 1758.

„Da ich die Ehre hatte, Ew. Exzellenz vorgestern durch den Kurier des französischen Gesandten zu schreiben, so weiss ich mit heutiger Post nichts Interessantes zu berichten. Ew. Exzellenz werden von Stockholm direkt Informationen zugehen, dass die Verhandlungen betreffs Vereinigung der schwedischen Eskader mit der russischen Flotte, gemäss dem von diesem Hofe geäusserten Vorschlag, dort zu einem glücklichen Ende geführt wurden, um einen Vorstoss Englands von der See aus, zur Begünstigung des Königs von Preussen, hintanzuhalten; und trotzdem Gerüchte besagten, eine englische Eskader wäre nach der Ostsee beordert worden, hat es doch nicht den Anschein, dass das britische Ministerium ernsthaft daran denkt; immerhin ist es eine gute Vorbeugungsmassnahme und ein Beweis völliger Einigkeit der Verbündeten. Diese Nachricht sowie der Eifer, mit dem man in Schweden den neuen Truppentransport nach Pommern zu beschleunigen trachtet, erfreuen hier ganz besonders.

„Es scheint, dass Monsieur de l'Hôpitals Kredit an diesem Hofe im Begriff ist zu sinken; die Kaiserin selbst hat in einer privaten Äusserung zu verstehen gegeben, dass die französische Angewohnheit, sich in alles hineinzumischen, ihr nicht gefalle, und zwar geschah dies bei Gelegenheit einiger Insinuationen, die er während seiner letzten Audienz an unrechter Stelle anzubringen versuchte. Auch Graf Esterhazys Zutrauen zu ihm ist im Schwinden begriffen. Jedoch flehe ich Ew. Exzellenz an, diese Anekdoten nicht weiterzugeben."

Brief an denselben vom 19. Mai 1758.

„Der Brief, mit dem Ew. Exzellenz mich am 8. d. M. beehrten, wurde mir erst mit gestriger Post zugestellt; vorerst habe ich Veranlassung genommen, dem Herrn Vizekanzler mitzuteilen, was mir darin über die Danziger Affäre gesagt wird; er hat mir geantwortet, ich solle mich völlig beruhigen, er hoffe, dies werde ein gutes Ende nehmen, und er versicherte unter den heftigsten Beteuerungen, man werde keinesfalls gewaltsam vorgehen und werde die Wirkung der Briefe abwarten, die kürzlich an den Magistrat geschrieben wurden. Ich liess nicht locker und stellte ihm vor, dass doch der Resident Frankreichs[1]) und Baron Rall[2]) von der Unmöglichkeit eines Erfolges in dieser Sache überzeugt seien; er antwortete, all dies sei ihm bekannt, jedoch habe man die Sache falsch angepackt, und er wiederholte die positivsten Versicherungen möglichster Rücksichtnahme bei diesen Verhandlungen.

„Hierauf habe ich mit dem Kammerherrn Schuwalow gesprochen, um ihn über die Vorgänge zu unterrichten und seine Ansicht darüber zu vernehmen. Ich habe auch nicht verfehlt, die beiden Gesandten von allem zu unterrichten. Graf Esterhazy schiebt die Schuld auf den russischen Residenten Puschkin, der die Sache schlecht angefangen hat, im übrigen sagt er, dass man ihnen zu viel Ehre erweise, wenn man befürchte, sie würden Danzig belagern. Marquis de l'Hôpital hingegen sagte nach einigen ausweichen-

[1]) Dumont, französischer Resident in Danzig.

[2]) General Rall, der österreichische Kommissar in Danzig. Anm. d. Herausg.

den Redensarten: „Ah! wenn es der Republik möglich wäre, drei- bis viertausend Mann hineinzulegen!“ Woraus ich schloss, dass, falls nur die Danziger sich weiter so entschlossen zeigen, sie allem Anschein nach bald von ihren Sorgen befreit sein werden und man schliesslich, wenn man hier die unüberwindlichen Hindernisse sieht, gezwungen sein wird, das ganze Projekt aufzugeben; man wird unter allerlei Vorwänden sich aus dieser Sache ehrenvoll herauszuziehen suchen, in der man bereits zu weit gegangen ist; man wird sagen, es geschähe nur aus Rücksicht auf die Stadt, angesichts der Drohungen des Königs von Preussen, deren Verwirklichung befürchtet werde, und aus Freundschaft für die Republik, — deshalb wolle die Kaiserin in ihrem Edelmut und ihrer Seelengrösse davon abstehen . . .

„Was die Notwendigkeit betrifft, der Armee eine Verstärkung an regulärer Kavallerie zukommen zu lassen, so hat der Herr Vizekanzler eingestanden, dass es ihnen absolut unmöglich ist, denn es ist hier nur das Garderegiment und ein Kürassierregiment vorhanden; er war aber sehr betroffen, als ich ihm sagte, mit welcher Langsamkeit der Pferdeankauf in Preussen vonstatten geht und dass man keine Dispositionen trifft, um Vorräte an Heu und Hafer anzulegen, — sei es aus Geldmangel oder aus irgend welchen anderen Gründen, — und er versicherte, es sei hierüber bereits Befehl gegeben worden und man habe alles nötige Geld geschickt. Da er mich nach unserer sächsischen Kavallerie befragte, stellte ich ihm vor, dass die weite Entfernung ihre Ankunft verzögern müsse und dass es noch ganz ungewiss sei, ob sie nicht durch den Einfall des Königs von Preus-

sen in Mähren überhaupt daran gehindert werden würde, denn ich wollte ihm die Notwendigkeit zu verstehen geben, mit aller Anstrengung an der Instandsetzung ihrer Kavallerie für den Feldzug zu arbeiten. Graf Esterhazy war der Meinung, man hätte sich wohl entschliessen können, das Kürassierregiment hinzuschicken, welches von allen am besten ausgerüstet sei; offenbar habe Peter Schuwalow sich aus Eitelkeit dem widersetzt, weil er eine Kürassiergarde um sich haben wolle; Esterhazy hat des ferneren bemerkt, da zu befürchten sei, sie würden uns hier Vorwürfe wegen der Verzögerung unserer Kavallerie machen, um unter diesem Vorwand ihre eigene Langsamkeit zu entschuldigen, so solle man alles Erdenkliche veranlassen, um ihr Vorrücken zu beschleunigen.

„Fürst Wołkoński, der Gouverneur von Königsberg, ist hier eingetroffen, woraufhin sich das Gerücht verbreitet hat, man habe ihn kommen lassen, damit er Rechenschaft über seine Verwaltung ablege, und er sei sogar verhaftet worden, aber dies hat sich nicht bewahrheitet; er soll sogar bald nach Preussen zurückkehren, um die Charge eines Generalintendanten der Armee zu übernehmen.

„Der dänische Gesandte hat dem Vizekanzler eine Nachricht gemeldet, die er von seinem Hofe erhalten hatte: Graf Podewils [1]) soll an den König von Preussen geschrieben haben, um von ihm die Erlaubnis zum Aufsuchen eines Bades zu erwirken, worauf ihm

[1]) Heinrich Graf von Podewils, preussischer Minister (1695 bis 1760), begleitete Friedrich II. in den ersten und zweiten schlesischen Krieg und schloss 1742 den Breslauer, 1745 den Dresdener Frieden ab. Anm. d. Herausg.

die Antwort zuteil wurde: ‚Mein lieber Podewils, sorgen Sie ordentlich für Ihre Gesundheit, damit Sie bald imstande sind, ein drittes Friedenstraktat zu unterzeichnen, denn es beginnt sich zu klären.‘

„Indem der Vizekanzler ihm für diese Mitteilung dankte, fügte er — seinem Vertrauen mit gleichem Vertrauen begegnend — hinzu, er wisse, dass die Friedensangebote ihm nicht durch seinen Hof, sondern durch England zukommen würden. Wenn man diese Antwort mit dem Besuche des Kammerherrn Schuwalow bei Keith, von dem ich Ew. Exzellenz bereits Mitteilung gemacht habe, zusammenstellt, so gibt dies Stoff zum Nachdenken. Übrigens rief derselbe Schuwalow bei meiner gestrigen Unterredung mit ihm aus: ‚Frieden! Frieden!‘ Worauf ich erwiderte: ‚Gewiss, er ist zu wünschen, es muss aber ein guter Frieden sein, und er kann nur durch Siege errungen werden, die den Feind zwingen, den Alliierten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und alle Unbill, die er angerichtet hat, wieder gut zu machen.‘

„Vor drei Tagen hat die Kaiserin mit Bezug auf den früheren Kanzler geäussert: ‚Ein grosser Brand ist entstanden, ich weiss nicht, wie ihn löschen.‘ Fürst Trubetzkoi war vorgestern bei Apraxin, der sich noch immer in jenem Landhaus befindet; es scheint, dass man diese Sache wieder aufnimmt, denn auch Weymarns[1]) Papiere werden jetzt untersucht. Das beunruhigt — so behauptet man — Apraxin, den die Sorge um seine schwerkranke Tochter und seinen Schwiegersohn sowieso schon niederdrückt.

[1]) Iwan Iwanowitsch Weymarn (1722—1792), lange Zeit russischer Emissär in Polen, später russischer Gesandter am polnischen Hof. Anm. d. Herausg.

„Ich habe erfahren (jedoch nicht vom Vizekanzler), dass man sich endlich entschlossen hat, das Sequester von den Besitzungen der vier geflohenen preussischen Minister aufzuheben, da man nach reiflicher Überlegung erkannt hat, welch geringen Vorteil man aus dieser Sequestrierung ziehen und welchen Schaden sie den treuen Dienern des Königs, unseres Herren, in Sachsen zufügen könnte."

Brief an denselben vom 23. Mai 1758.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Es verlautet, dass die 16000 Mann der Armee General Fermors, die als erste vorrücken sollen, die Weichsel bereits überschritten haben; sie sollen vom Generalleutnant Rezanow befehligt werden und gegen Stolp marschieren, um zu versuchen, sich dieses Ortes zu bemächtigen und die Preussen zu vertreiben, sollten sie den Versuch machen, sich zu widersetzen; man will dies aber noch geheim halten. Seit drei Wochen hört man nichts vom Observationskorps, jedoch aus den letzten Briefen des Generalleutnants Tschernischew zu schliessen, glaubt der Vizekanzler, dass diese Truppen in kürzester Frist in Nowy Dwór ankommen müssen, wo General Browne sie bereits erwarten soll.

„Die Kaiserin hat mit Bezug auf den früheren Kanzler geäussert: ‚Nie wieder wird man mich in einer Angelegenheit von solcher Wichtigkeit zu einem so übereilten Schritte bewegen'; dies scheint der Beweggrund zu sein, dass die Entscheidung in allen Angelegenheiten noch hinausgeschoben wird und immer noch die gleiche Ungewissheit herrscht.

„Was mich persönlich anlangt, so hatte ich nur

den Dienst des Königs im Auge, als ich mich entschloss, erst gegen Ende des Monats Juli von der mir durch Se. Majestät gnädigst gewährten Erlaubnis Gebrauch zu machen, mich zu den Landtagswahlen nach Polen zu begeben. Inzwischen kann ich Ew. Exzellenz versichern, dass ich weder mit dem Vizekanzler noch mit dem Kammerherrn Schuwalow schlecht stehe, wie Sie vielleicht aus einigen mit Absicht so gehaltenen Berichten schliessen mussten. Nur in der Person des Marquis de l'Hôpital bleibt noch einige Animosität gegen mich bestehen, deren Folgen Ew. Exzellenz zu befürchten scheinen, jedoch ist sie nicht mehr so zu fürchten, seit dieser Ambassadeur hier am Hofe bedeutend an Ansehen verliert, worüber Ew. Exzellenz gewiss von so vielen Seiten bereits informiert sind, dass ich von einem Bericht absehe, da doch alles, was ich sagen würde, allzu parteiisch erscheinen könnte.

„P. S. Ich habe Ew. Exzellenz zu danken, dass Sie so freundlich waren, mir im Postskriptum Ihrer letzten Depesche zu berichten, welche Gnade der König, als wirklicher Vater seiner Untertanen, ganz Polen erwiesen hat, indem er die Verwaltung von Ostrog kassierte. Alle Herzen, die ihr Vaterland und die Freiheit lieben, werden sich für diese Wohltat Sr. Majestät mit neuer, ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit zuwenden. Ew. Exzellenz beglückwünsche ich hierzu im besonderen, da Sie doch ausserordentlich viel dazu beigetragen haben. Seit langem habe ich Ew. Exzellenz die Ehre und die reellen Vorteile gewünscht, die für Sie daraus resultieren werden."

Brief an denselben vom 30. Mai 1758.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Zwei neue Generalmajore sind zur Armee geschickt worden, die Herren Grygoriew und Mordwinow, die sich gestern von der Kaiserin verabschiedet haben, wie auch Fürst von Holstein-Beck, dem Seine Majestät die Verwaltung von Reval übertragen hat, Baron Korff, der zum Gouverneur von Königsberg ernannt worden ist, und Fürst Wołkoński, sein Vorgänger in diesem Amte, der sich in die Gegend von Smoleńsk begibt, wo er ein Grenzkommando erhalten soll. Ich war nicht genau informiert, als ich in meinem Briefe vom 19. d. M. berichtete, er würde nach Preussen zurückkehren, um dort das Amt eines Generalintendanten der Armee zu übernehmen.

„Graf Esterhazy hatte bei dieser Assemblée Gelegenheit, mit der Kaiserin zu sprechen; er hat aus ihrem Munde erneut die Versicherung ihrer besten Absichten für die gemeinsame Sache erhalten; auch bemerkte die Kaiserin, es wären freilich in den Dispositionen und Massnahmen zwecks energischer Durchführung des Krieges manche Nachlässigkeiten unterlaufen und ihre Befehle nicht mit der erforderlichen Promptheit und Genauigkeit ausgeführt worden. Da sie — wie sie vor jenem Gesandten zugegeben hat — über die Fehler unterrichtet ist, wodurch die Operationen dieses durch die Besetzung Brandenburgisch-Preussens so glücklich begonnenen Feldzugs verzögert wurden, ist zu erhoffen, dass sie nunmehr geruhen wird, wirksame Gegenmassregeln zu ergreifen.

„Der türkische Gesandte besteht auf seiner hart-

näckigen Weigerung und hat gesagt, er werde sein Beglaubigungsschreiben nur den Händen der Kaiserin übergeben, und sollte er vom Sultan selbst andere Weisung erhalten. Übrigens haben sich zwanzig seiner Dienstleute unter russischen Schutz begeben, um nach Konstantinopel zurückzukehren; sie sagen, der Gesandte werde seinen Kopf nicht heimbringen. Ich habe aus unverdächtiger Quelle erfahren, dass zwei seiner Leute gar oft den Gesandten Frankreichs heimlich besuchen und dass Abbé Muratowicz ihnen als Dolmetsch dient. Im übrigen hat man gemäss Nachrichten aus Konstantinopel, die das Ministerium vor einigen Tagen durch einen Kurier erhalten hat, allen Grund, mit dem friedlichen System der Pforte unter dieser Regierung, genau so wie unter den vorherigen, durchaus zufrieden zu sein.

„P. S. Monsieur Olsufjew [1]) ist im Aufstieg begriffen; er steht in Gunst und man behauptet, dass er bereits den Vizekanzler angreift.

„Alle Bemühungen des Woiwoden von Smoleńsk und sogar seine intimen Beziehungen zum französischen Ambassadeur werden, so glaube ich, nur dazu führen, dass er einiges Geld erhält, worauf ihm angeblich alte Ansprüche zustehen."

Brief an denselben vom 4. Juni 1758.

„Es ist mir endlich gelungen, den Herrn Vizekanzler zu sehen, der noch immer unwohl ist und mich im Schlafrock und Nachtmütze empfing. Zuerst sprach ich mit ihm über Danzig und betonte das Argument, dass das Vorgehen des preussischen Königs

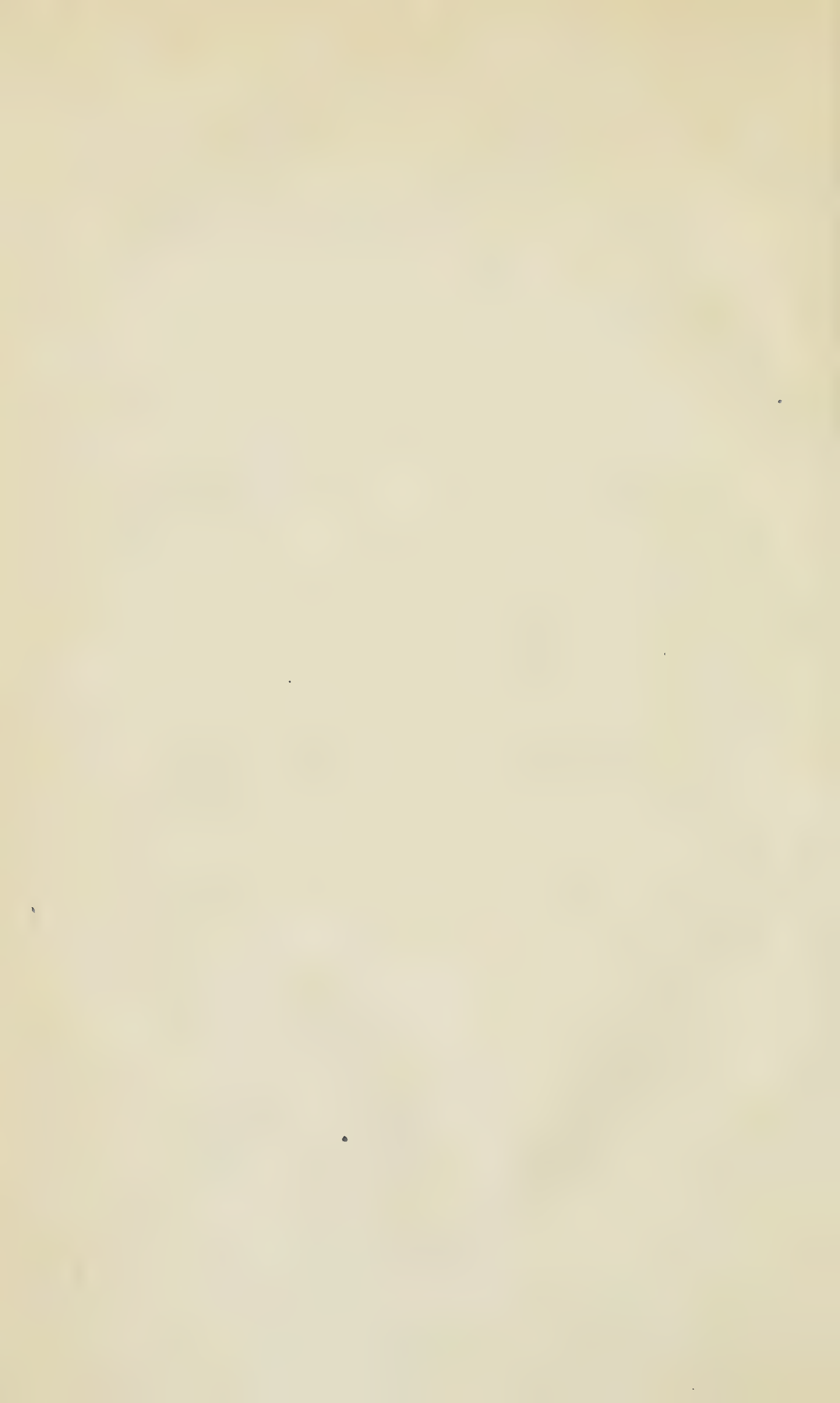
[1]) Adam Wasiliewitsch Olsufjew (1721—1784), Staatssekretär. Anm. d. Herausg.

in Sachsen gerechtfertigt war, wenn eine Kriegsraison genügt, um eine Armee zu ermächtigen, eine neutrale Stadt zu belagern oder gar zu bombardieren, damit sie gezwungen wird, ihre Pforten zu öffnen, ohne dass ein Traktat sie hierzu verpflichtete. Hierauf wiederholte er mir alle früheren Versicherungen, ich könnte doch mit aller Bestimmtheit auf sie rechnen und es würde weder zu einer Belagerung noch zu einem Bombardement kommen. Woraufhin ich sagte, besser wäre es, diese Sache möglichst rasch zu beendigen, als sie ohne Aussicht auf Erfolg endlos hinzuziehen. Er widersprach mir nicht, bemerkte jedoch, es wäre notwendig, die Antwort der Danziger abzuwarten, die er morgen zu erhalten hoffte. Soweit ich mehr nach der Art, wie er sprach, als nach seinen Worten selbst urteilen kann, bin ich überzeugt, dass diese Sache wie von uns erhofft ein gutes Ende nehmen und die Stadt von einer Besetzung durch russische Truppen verschont bleiben wird.

„Hierauf las ich ihm den Absatz der Depesche vor, worin mir anbefohlen wird, die im allgemeinen Interesse liegende Notwendigkeit einer raschen Diversion seitens dieses Hofes darzulegen und dass es augenblicklich der günstigste Moment ist, ohne grosses Wagnis ruhmreichen Erfolg zu erlangen, da der König von Preussen seine Hauptkräfte gegen die Österreicher führt und genötigt ist, ein ziemlich ansehnliches Korps gegen die Schweden aufzustellen, um sie in Schach zu halten, so dass er im gegenwärtigen Zeitpunkt den Russen nur wenig Truppen entgegenstellen kann (laut ziemlich sicheren Mitteilungen sind es nicht mehr als 10—12000 Mann). Er erwiderte, es sei nicht die Zahl der Feinde, die Ge-

neral Fermor aufhalte, sondern der befürchtete Mangel an Subsistenzmitteln in Pommern. Ich erwiderte, man dürfte diese Ausflüchte nicht gelten lassen, es wäre nicht schwer alles bereitzustellen, man könnte alles Erforderliche aus Polen und aus Preussen herbeischaffen, da man vor allem die Weichsel hätte und übrigens die Lebensmittel dem Heere auch nachgefahren werden könnten, so wie die andern es machten. Er sagte, dies wolle man ja auch machen und die entsprechenden Befehle seien bereits erteilt worden.

„Die zweite Unterredung der Kaiserin mit der Grossfürstin hat endlich stattgefunden und zwar in äusserst zufriedenstellender Weise. Man hat sich beiderseits mit grösstem Vertrauen und ganz offenherzig ausgesprochen; man hat sich gegenseitig gerührt; I. Majestät hat I. K. Hoheit so offensichtliche Beweise ihres Wohlwollens gegeben, dass man sich hiervon den besten Einfluss auf die innere Stimmung und Verfassung dieses Hofes und infolgedessen auch auf das Glück dieses Reiches versprechen kann. Die Kaiserin hat sich über diese Unterredung bereits in einer Weise geäussert, die ihre völlige Befriedigung offenbart. Im übrigen kann ich Ew. Exzellenz versichern, dass Herr Brockdorf hierbei nichts gewonnen hat."



NEUNTES KAPITEL

BRIEF AN DEN GRAFEN BRÜHL VOM 13. JUNI. DAS UNTERNEHMEN GEGEN DANZIG WIRD FALLEN GELASSEN. DER KÖNIG VON DÄNEMARK WIDERSETZT SICH DER AUFSTELLUNG DER VEREINIGTEN RUSSISCHEN UND SCHWEDISCHEN FLOTTEN AUF DER REEDE VON KOPENHAGEN. DAS MOTIV DES SONDERBAREN VERHALTENS DES TÜRKISCHEN GESANDTEN. ABREISE DES JUNGEN HOFES NACH ORANIENBAUM. — BRIEF AN BRÜHL VOM 16. JUNI. DER VORSCHLAG DES DÄNISCHEN KÖNIGS, DIE FLOTTEN BEI FALSTERBO-RIFF ZU STATIONIEREN, WIRD ANGENOMMEN. DIE PFORTE ERTEILT IHREM GESANDTEN DEN BEFEHL, SICH IN SEINEM VERHALTEN GANZ NACH SEINEM VORGÄNGER ZU RICHTEN. — BRIEF AN BRÜHL VOM 20. JUNI. BEGINN DER BELAGERUNG VON OLMÜTZ. AUFHEBUNG DER SEQUESTRATION VON DEN BESITZUNGEN DER VIER PREUSSISCHEN MINISTER. ALEXEJ RAZUMOWSKI GIBT EINEN BALL FÜR DEN PRINZEN KARL. — BRIEF AN BRÜHL VOM 23. JUNI. 24000 DÄNEN WERDEN NACH HOLSTEIN GESCHICKT, UM ES VOR EINER INVASION ZU SCHÜTZEN. PETER SCHUWALOW GIBT EINEN BALL ZU EHREN DES PRINZEN KARL. STAPELLAUF EINES SCHIFFES VON 100 KANONEN. — BRIEF AN BRÜHL VOM 27. JUNI. DER TÜRKISCHE GESANDTE WIRD VON DER PFORTE ZURECHTGEWIESEN. MEIN STREIT MIT L'HÔPITAL WEGEN DANZIG.

Brief an den Grafen Brühl vom 13. Juni 1758.

„In Beantwortung der Briefe Ew. Exzellenz vom 31. v. M. und 1. d. M., die der Kurier Consoli und die Post vom Sonntag mir überbracht haben, gereicht es mir zu besonderer Befriedigung Ihnen mitteilen zu können, dass man soeben an General Fermor die ausdrücklichsten Befehle expediert hat, sofort und ohne längeres Zögern in Feindesland einzubrechen und sogar ohne auf das neue Korps zu warten. Somit wird natürlich das Unternehmen gegen Danzig fallen gelassen und unsere heissesten Wünsche werden in Erfüllung gehen.

„Die Höfe von Russland und Schweden haben dem Hof von Dänemark die zwischen ihnen abgeschlossene Konvention zwecks Vereinigung ihrer Flotten beim Sund mitgeteilt, um ihn zu sondieren, ob er sich ihr anschliessen würde; es wurde ihnen eine zwar in allgemeinen Phrasen gehaltene, jedoch sehr freundschaftliche Antwort zuteil, hingegen ist Baron von Osten beauftragt worden, hier mündlich darzulegen, dass die von den beiden Höfen ihren Flotten angewiesene Station — nämlich der Kanal zwischen der Insel Seeland und der Insel Saltholm — gerade die Reede von Kopenhagen bildet und der König von Dänemark unmöglich seine Zustimmung geben kann,

dass sie sich an einem Orte aufhalten, wo sie ihm in seinem eigenen Machtbereich Gesetze vorschreiben könnten; jedoch ist der König von Dänemark offenbar fest entschlossen, die Immunität der Ostsee gegen jede fremde Macht zu verteidigen, und so schlägt er den beiden Kronen vor, ihre Flotten an der Skanischen Küste zu stationieren, an jenem berühmten Orte namens Falsterbo-Riff, ohne sich jedoch zu irgend einem offensiven oder seiner bisher befolgten Neutralität widersprechenden Vorgehen zu verpflichten.

„Der wunderliche türkische Gesandte hat von dem Offizier, der für seinen Unterhalt sorgt, erfahren, dass ein Kurier nach Konstantinopel gesandt worden ist, um ihn wegen der Zurückhaltung seines Beglaubigungsschreibens zurechtweisen zu lassen; er wollte die Richtigkeit dieser Mitteilung feststellen und hat sich deshalb vor einigen Tagen zum Herrn Vizekanzler begeben, um die Bestätigung aus dessen eigenem Munde zu hören. Da der Minister es ihm bestätigt hat, kann er jetzt die Folgen seiner Weigerung voraussehen.

„Seine Hoheit der Grossfürst und Ihre Hoheit die Grossfürstin sind vergangenen Sonnabend nach Oranienbaum abgereist. Die Kaiserin wird sich vielleicht gegen Ende dieser oder zu Beginn der nächsten Woche nach Peterhof begeben. Im Gefolge I. Majestät wird sich auch S. Hoheit Prinz Karl befinden, der nunmehr den Termin seiner Abreise heranrücken sieht.“

Brief an denselben vom 16. Juni 1758.

„Der Brief Ew. Exzellenz mit Datum vom 5. Juni d. M., den ich mit letzter Post erhalten habe, erfor-

dert keine Antwort, so beehre ich mich nur mitzuteilen, dass der Herr Vizekanzler die Vorstellungen des dänischen Gesandten wegen Stationierung der russischen und schwedischen Flotten im Kanal zwischen der Insel Seeland und der Insel Saltholm, welche die Reede von Kopenhagen bilden, gerechtfertigt gefunden und den Vorschlag angenommen hat, die Flotten an der Skanischen Küste zu stationieren, bei Falsterbo-Riff; man wird daher die gemeinsamen Abmachungen der beiden Höfe dahin abändern und letzteren Ort zu diesem Zwecke bestimmen. Es ist anzunehmen, dass der Hof von Stockholm mit gleicher Leichtigkeit darauf eingehen wird.

„Die neue Deklaration über den Handel mit den Staaten des Königs von Preussen wurde soeben veröffentlicht, wie Ew. Exzellenz es in der beigefügten Gazette dieser Stadt lesen können.

„Ich werde morgen mit dem Herrn Vizekanzler wieder über die seit langem versprochene Aufhebung des Sequesters in Preussen sprechen.

„Beim türkischen Gesandten ist ein Kurier aus Konstantinopel angekommen, durch den man ihm seine Ungeschicklichkeiten und seine Schikanen vorwirft, die schon auf dem Wege hierher begonnen hatten; im übrigen wird ihm ausdrücklich anbefohlen, sich in allem nach dem Verhalten seines Vorgängers zu richten, nur auf solche Weise könne er die Billigung des grossmächtigen Sultans erlangen; nun wird er sich also genötigt sehen, sein Beglaubigungsschreiben, wie verlangt, dem Herrn Vizekanzler auszuhändigen.

„In diesem Augenblick erhalte ich durch einen französischen Kurier den Brief, mit dem Ew. Exzellenz mich am 10. dieses Monats beehrten, und mit



Grossfürstin Katharina
(von Anna Rosina Liscewska um 1747)
(Original im Herzogl. Anhalt. Schlosse Zerbst)



wahrer Freude nehme ich Kenntnis von dem Eintreffen eines Teils der russischen Truppen des Korps der 30000 Mann in Nowy Dwór.

„Was die wiederholte Bemerkung Ew. Exzellenz bezüglich meiner Abreise betrifft, so flehe ich Sie an, direkt an den Herrn Vizekanzler zu schreiben, um von ihm selbst zu erfahren, ob meine Anwesenheit hier am Orte in der kurzen Zeitspanne, die mir noch bis Ende Juli verbleibt, dem Dienst des Königs von Nutzen sein kann oder schaden könnte und wie dieser Minister über mich denkt; ich nehme mir die Freiheit, Ew. Exzellenz diesen Vorschlag zu machen, damit Sie feststellen können, dass ich in meinen früheren Berichten hierüber gewiss nicht zu viel gesagt habe."

Brief an denselben vom 20. Juni 1758.

„Die vorgestrige Post hat mir den Brief Ew. Exzellenz vom 7. und den Auszug eines Briefes aus Wien überbracht, über den Marsch der Reichstruppen zwecks Vereinigung mit dem Korps des Generals Serbelloni und mit der Fortsetzung des Journals des mährischen Feldzugs bis zum 2. d. M., worin der Beginn der Kanonade von Olmütz durch die Preussen verzeichnet ist.

„Wenn man all diese Neuigkeiten zusammen kombiniert, so lässt sich erkennen, dass der Feind gegenwärtig seine Operationen nicht mit solcher Leichtigkeit ausführen kann, wie zu Beginn der vorjährigen Kampagne, dass aber, um ihn noch mehr zu beunruhigen und um den Österreichern Luft zu schaffen, eine rasche Diversion der Alliierten vonnöten ist. Wir haben keinen Anlass zu zweifeln, dass sie seitens der russischen Armeen bald effektuiert wird.

„Vergangenen Sonnabend habe ich auch endlich eine Note erhalten, worin gesagt wird, dass die Kaiserin mit Rücksicht auf das Ersuchen des Königs, unseres Herren, General Fermor den Befehl erteilt habe, nicht allein das Sequester aufzuheben, mit dem die Güter der preussischen Minister, die sich aus Königsberg zurückgezogen hatten, belegt waren, — obgleich sie durch ihr Verhalten die Konfiskation verdient hatten, — sondern ihnen auch die Einkünfte wieder zu erstatten, die in die Kasse I. K. Majestät geflossen waren.

„Vorgestern, Sonntag, hat Feldmarschall Graf Razumowski für S. Hoheit den Prinzen Karl einen Ball gegeben, auf dem I. K. Majestät erschienen ist. Die ausländischen Minister sind nicht eingeladen worden, aus Kompetenzgründen, denen man aus Rücksicht auf die beiden Gesandten bei dieser Gelegenheit aus dem Wege gehen wollte. Ich als Pole hatte die Ehre, dem Ball à la suite S. K. Hoheit beizuwohnen. Morgen findet bei Hofe eine Maskerade statt. Der Tag der Abreise I. K. Majestät nach Peterhof steht noch nicht fest."

Brief an den Grafen Brühl vom 23. Juni 1758.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich füge eine Kopie der dem dänischen Gesandten zuteilgewordenen Antwort bei, betreffs der mit Schweden abgemachten Massnahmen zwecks Sperrung des Zugangs zur Ostsee für eine englische Eskader, worin gemäss dem Vorschlag S. Majestät des Königs von Dänemark der zur Stationierung der vereinigten Flotten beider Kronen festgesetzte Ort abgeändert wird. Dieser Minister hat übrigens den Auftrag erhalten, hier zu erklären, dass, obwohl der König, sein Herr, auf

seinem unabänderlichen Entschlusse besteht, in diesem Kriege die exakteste Neutralität zu bewahren und in keiner Weise daran teilzunehmen, er sich dennoch nicht enthalten konnte, 24000 Mann seiner Truppen nach Holstein zu entsenden, doch sei dies nur eine Vorsichtsmassnahme zur Sicherung der Grenzen seiner in Deutschland gelegenen Staaten, in Anbetracht der kritischen Umstände, worin sie sich befänden, nämlich in Nähe der Operationen der sich bekriegenden Mächte. Vielleicht hat das Beispiel Mecklenburgs, das die Preussen ohne Grund besetzt haben, den König von Dänemark zu dieser Massnahme zwecks Sicherung seiner Staaten bestimmt, sollte es den König von Preussen gelüsten, dort etwas zu unternehmen.

„Als ich den Herrn Vizekanzler bat, mir über Danzig zu berichten, und ihm sagte, die Entfernung der Armee des Generals Fermor aus Preussen werde zweifellos die Einwohner dieser Stadt beruhigen und dies sei in der Tat eine gute Gelegenheit, ehrenvoll und mit Anstand aus dieser Sache herauszukommen, da erwiderte er mir: man wolle sie noch in Ungewissheit lassen, ohne ihnen während einiger Zeit Antwort zu geben, um sie — so lautete der von ihm gebrauchte Ausdruck — zwischen Hammer und Amboss zu halten; dies werde jedoch den Weitermarsch der Armee nicht aufhalten, deren Avantgarde, nach den letzten Berichten, nur noch drei Meilen von der Netze entfernt sei. Es scheint, dass man es sich auf diese Weise vorbehalten will, gegebenen Falles dieses Projekt, für das man bisher so viele fruchtlose Bemühungen aufgewendet hat, weiter zu verfolgen, aber man muss hoffen, dass diese Vorsichtsmassnahme nicht mehr nötig sein wird.

„Die Neuigkeiten, die in dem mir gestern zugekommenen Briefe Ew. Exzellenz vom 12. enthalten sind und die sich nicht nur auf den Marsch dieser Truppen beschränken, sondern besagen, dass sogar das Korps General Browne ohne Rast seinen Weg fortsetzt, lassen uns nicht mehr daran zweifeln, dass unser Wunsch einer raschen Diversion in Erfüllung gehen wird, die für die gemeinsame Sache von grösstem Nutzen sein muss in einem Augenblick, wo der König von Preussen sich in Mähren festgelegt hat und seine eigenen Staaten gegen eine so ansehnliche Armee nur schwach verteidigen kann.

„S. Hoheit Prinz Karl nahm gestern am Ball und Souper beim Grafen Peter Schuwalow teil. Die vorgestrige Maskerade bei Hofe war prachtvoll. Heute wird S. K. Hoheit dem Stapellauf eines Schiffes beiwohnen, das mit hundert Kanonen ausgerüstet werden soll und erst kürzlich auf der hiesigen Werft fertiggestellt wurde.

„Die Kaiserin soll dieser Tage nach Peterhof aufbrechen."

Brief an denselben vom 27. Juni 1758.

„Der Herr Vizekanzler hat mir eine Kopie gezeigt, die man sich von dem Brief zu verschaffen gewusst hat, den der türkische Gesandte neulich vom Grossvesir erhalten hat. Er ist nicht im Stil der Orientalen geschrieben, man könnte fast sagen, ein Europäer habe ihn diktiert. Der Premierminister macht ihm erst Vorwürfe, dass er sich unterwegs so ungebührlich betragen, belehrt ihn dann, wie er sich künftighin verhalten solle, um dem Wunsche des allgewaltigen Sultans zu genügen, der die Freundschaft und das gute

Einverständnis mit Russland zu erhalten bestrebt sei, wie er auf solche Weise vor den Augen seines Meisters Beifall und Gnade finden werde, und macht ihn darauf aufmerksam, dass gegenteilige Schritte ihm seinen gerechtfertigten Unwillen zuziehen würden. Es scheint nun, dass er von seinem Verlangen ablassen wird, sein Beglaubigungsschreiben während der Audienz in die Hände der Kaiserin selbst zu übergeben, er macht nur noch einige minder wichtige Schwierigkeiten, wie zum Beispiel dass man ihn nur an einer Hand halten darf, wenn er den Audienzsaal betritt.

„Man glaubt, dass seine Chikanen einem Plan entspringen, den er sich zu seinem eigenen Vorteil erdacht hatte. Seinerzeit hat er in der Eigenschaft eines Kiaja den Gesandten begleitet, der nach dem letzten Friedensschluss mit der Türkei hierher kam. Die Kaiserin Anna war nicht mehr am Leben, die Regentschaft der Prinzessin von Braunschweig war noch nicht stabil, man wollte die Pforte in jeder Weise schonen, und sobald jener Gesandte irgendwelche Prätentionen erhob oder Schwierigkeiten machte, gab man ihm Geld, um ihn zu beschwichtigen. Der jetzige Gesandte hatte sich wohl vorgenommen, den Spuren jenes Ministers zu folgen, entweder weil er sich Geld verschaffen wollte oder um sich der Pforte verdienstlich zu machen, indem er noch höhere Anforderungen stellte als seine Vorgänger. Man hat ihm aber deutlich zu verstehen gegeben, dass die Dinge im gegenwärtigen Augenblick ganz anders liegen, dass der Thron der Kaiserin durchaus fest steht und nichts Ähnliches wie damals zu befürchten ist, dass er infolgedessen sich nicht einbilden solle, er werde

durch seine Opposition etwas erpressen oder auf solche Weise zu Geld kommen.

„P. S. Ich muss Ew. Exzellenz Rechenschaft ablegen über einen kleinen Zwischenfall, der sich heute beim französischen Ambassadeur ereignet hat, als wir im Gefolge S. Hoheit des Prinzen Karl uns zum Diner dorthin begeben hatten. Graf Esterhazy, bei dem gestern ein Kurier angekommen war, begab sich in das Schlafzimmer des französischen Gesandten, um S. K. Hoheit den Inhalt seiner Depesche bekannt zu geben. Der französische Ambassadeur und der schwedische Gesandte folgten ihm; ich sah, dass man auch Baron de Wittinghoff herbeirief, einen Chevalier der französischen Gesandtschaft. Ich folgte ihm dicht auf den Fersen und Herr Marquis de l'Hôpital musste mich sicherlich gesehen haben, denn ich stand ihm gegenüber, face à face, dennoch stiess er die Türe zu, als wollte er das Zimmer vor mir verschliessen. Ich fragte den Ambassadeur, *ob die Türe sich vor mir schliessen sollte?* Er sagte in einer gewissen Verlegenheit: ‚*nein, im Gegenteil.*' So trat ich denn ein. Graf Esterhazy begann das am Tage vorher erhaltene Reskript vorzulesen, dessen erste Paragraphen sich auf die Danziger Affäre bezogen, und es war darin unter anderem gesagt, man wünsche sie ohne Gewaltmassregeln beendet zu sehen. Bei dieser Stelle sagte Graf Esterhazy, zu mir gewandt: ‚*Ich habe Ihnen von allem Anfang an gesagt, es würde so kommen.*' Ich erwiderte: ‚*Sie allein haben mich damals in dieser Hinsicht beruhigt.*'

„Daraufhin bemerkte Marquis de l'Hôpital, auch er habe stets dasselbe gesagt. Ich fühlte, dass er mit mir anbinden wollte, und ich versuchte, einen Streit

zu vermeiden (denn ich wäre genötigt gewesen, im Falle einer Diskussion ihm nachzuweisen, dass er mir erst viel später als Graf Esterhazy Hoffnungen gemacht hatte und anfänglich das Ganze als Bagatelle behandelt hatte, genau so wie in der Elbinger Sache). Also wie gesagt, um einen Streit zu vermeiden, gab ich mir den Anschein, als wäre ich völlig in das Anhören der Lektüre dieses Schriftstücks vertieft, doch Monsieur de l'Hôpital erhob die Stimme und sagte:

„‚Monsieur le comte Poniatowski, ich spreche zu Ihnen.'

„Ich antwortete, mich leicht verneigend:

„‚Ich habe die Ehre, Sie zu hören.'

„Er wiederholte noch lebhafter:

„‚Aber ich sage doch, dass ich Ihnen hier, in diesem selben Zimmer gesagt habe, Russland werde niemals Gewaltmassregeln ergreifen.'

„Und ich antwortete:

„‚Jawohl, aber anfänglich haben Sie mir in dieser Sache nicht den erbetenen Beistand geleistet.'

„Jetzt vergass er sich so weit, zu sagen:

„‚Das ist nicht wahr!'

„Da ergriff ich seine Hand und sagte im selben Tonfall:

„‚Man spricht nicht so zu mir!'

„Er wurde ruhiger und sagte in nicht mehr so lautem Ton:

„‚Aber ich behaupte ja bloss, dass ich gesagt habe, Russland werde nicht zu Gewaltmassnahmen schreiten.'

„Da diese peinliche Szene lange genug gedauert hatte und ich es nicht zu Schlimmerem kommen lassen wollte, sagte ich: ‚*Das ist wahr*,' — und schwieg,

um in Ruhe und kaltblütig nachdenken zu können, dann wollte ich sehen, was zu machen war. Graf Esterhazy setzte die Lektüre fort: an Neuigkeiten erfuhren wir bloss, dass das Lager, welches man für alle Fälle bei Wien versammelt hatte, als der König von Preussen bis nach Deschna vorgestossen war, jetzt aufgelöst wird; die 10000 Mann sächsischen Fussvolks ziehen gegenwärtig weiter und die 3000 Toskaner und andere kroatische Truppen sind nach Mähren aufgebrochen, da, allem Anschein nach, der König von Preussen bald gezwungen sein wird, aus freien Stücken sich aus der misslichen Lage zu lösen, in die er geraten ist. Das Schriftstück schloss mit einer äusserst dringenden Anspornung der Russen.

„Während der Lektüre war der Herr Vizekanzler herbeigekommen, kurz nach meinem Rencontre mit dem französischen Ambassadeur; sobald die Lektüre beendigt war, ging er hinaus, und in diesem Augenblick wandte sich Monsieur de l'Hôpital mit äusserst höflicher Miene zu mir und sagte:

„‚Monsieur, es schickt sich nicht für uns, miteinander Streit zu haben oder gar scharfe Worte zu wechseln, und schon gar nicht in Gegenwart S. Hoheit des Prinzen, und es tut mir sehr leid, dass dies vorgefallen ist.' Worauf ich entgegnete:

„‚Ich weiss nicht, was ich Ihnen antworten soll, es sei denn, dass die Schuld nicht auf meiner Seite liegt.'

„Hierauf sagte er noch höflicher und milder:

„‚Nun, wenn die Schuld an mir lag, so schmerzt es mich um so mehr, hauptsächlich deshalb, weil ich durchaus und in allem als Ihr Freund und Diener handeln will.'

„Er nahm mich bei der Hand und machte mir noch

einige Komplimente, sich weiter entschuldigend; ich berichte jedoch nur die Ausdrücke, deren ich mich ganz deutlich entsinne und die ich wirklich als Entschuldigung gelten lassen konnte, worauf ich ihm denn auch erwiderte: ‚*Nun, so lassen wir es gut sein*'; und da er wiederholte: ‚*als Freund und Diener*', so fügte ich hinzu: ‚*In diesem Falle habe ich Ihnen sogar zu danken.*' Hiermit endete diese Szene, ohne dass einer der Anwesenden sich eingemengt hatte, und wir alle verliessen das Zimmer.

„Da wir beide in amtlicher Eigenschaft hier sind, Monsieur de l'Hôpital sogar das Amt des französischen Ambassadeurs bekleidet und es gerade um eine so heikle Sache wie Danzig ging, so habe ich geglaubt, jeden weiteren Skandal vermeiden zu müssen, und habe mich mit der Art, wie dieser Handel beendet wurde, zufrieden gegeben."



ZEHNTES KAPITEL

BRIEF AN DEN GRAFEN BRÜHL VOM 4. JULI. ICH VERLANGE EINEN PASS FÜR MEIN SILBER. ERSTER ZUSAMMENSTOSS DER PREUSSEN MIT DEN RUSSEN FERMORS. RATIFIKATION DER FLOTTENKONVENTION VON ELISABETH UNTERZEICHNET. PRINZ KARL BEI DER RUSSISCHEN FLOTTE IN KRONSTADT. — BRIEF AN DEN GRAFEN BRÜHL VOM 11. JULI. ERNEUERUNG DES TRAKTATS MIT SCHWEDEN. WEIGERUNG, DIE RÜCKSTÄNDIGEN GELDER ZU ZAHLEN. BESTUSCHEW ERHÄLT 1500 RUBEL UND 5 RUBEL TÄGLICH. — BRIEF AN BRÜHL VOM 14. JULI. AUFHEBUNG DER BELAGERUNG VON OLMÜTZ. DIE SCHLACHT BEI KREFELD. AUSFAHRT DER RUSSISCHEN FLOTTE. AUDIENZ DES TÜRKISCHEN GESANDTEN. ABREISE DES PRINZEN KARL. — BRIEF AN BRÜHL VOM 18. JULI. IWAN SCHUWALOW WILL NICHT VIZEKANZLER WERDEN. RZEWUSKI UND ICH GEHEN NOCH EINMAL NACH PETERHOF. — BRIEF AN BRÜHL VOM 25. JULI. NÄHERES ÜBER DIE AUFHEBUNG DER BELAGERUNG VON OLMÜTZ. SCHWEDISCHE REKRUTEN WERDEN VON DEN PREUSSEN IN EINER DANZIGER VORSTADT AUFGEHOBEN. — BRIEF AN BRÜHL VOM 28. JULI. GENERAL REZANOW IST AN DER AUFHEBUNG DIESER SCHWEDISCHEN REKRUTEN SCHULD. FERMORS LANGSAMKEIT. BROCKDORFS UND NARISCHKINS KREDIT IM SINKEN. — BRIEF AN BRÜHL VOM 4. AUGUST. L'HÔPITAL GIBT BROCKDORF DEN RAT, SICH ZU ENTFERNEN.

Brief an den Grafen Brühl vom 4. Juli 1758.

„Mit vorgestriger Post habe ich den Brief Ew. Exzellenz vom 21. d. M., Nr. 46, erhalten.

„Was mir darin bezüglich meiner bevorstehenden Abreise aufgetragen wird, habe ich bereits ausgeführt, indem ich dem Herrn Vizekanzler schon vor drei Wochen meine Abreise mitgeteilt habe; ich habe sogar die ersten Reisevorbereitungen bereits getroffen und den erforderlichen Pass verlangt, um mein Silber ausführen zu können.

„Gestern kam hier die Kunde von einem Zusammenstoss zwischen einem Detachement der Armee des Generals Fermor und einem Teil der Preussen, zum Nachteil der letzteren, die 28 Mann verloren, ausserdem hat man ungefähr 30 Gefangene gemacht, darunter einen Kornett, der Rest wurde zersprengt und die Verfolgung bis gegen Stettin aufgenommen.

„Die Kaiserin hat die Ratifikation der Konvention mit Schweden bezüglich Vereinigung der Flotten beider Kronen unterzeichnet, gleichzeitig auch die Vollmacht des Herrn Vizekanzlers für die Erneuerung des Traktats zwischen diesem Hofe und Stockholm, das im Jahre 1745 abgeschlossen wurde und jetzt abgelaufen ist. Auf die Anfrage des schwedischen Gesandten wegen eines Ankaufs von

4000 Lasten Getreide in Livland für Schweden wurde ihm jedoch eine ablehnende Antwort zuteil, weil die Russen es selber brauchten. Man wird aber hierbei nicht mit aller Strenge verfahren und unter der Hand die Ausfuhr einer gewissen Menge zum Profit einiger Privatleute begünstigen.

„S. K. Hoheit Prinz Karl hat sich gestern mit seinem ganzen Gefolge auf einer Yacht der Kaiserin nach Kronstadt begeben; bei ihrer Annäherung an die dort vor Anker liegende Flotte hat die Yacht elf Salutschüsse abgegeben, worauf das Admiralschiff mit neun Salutschüssen erwiderte. Admiral Miszukow empfing S. K. Hoheit mit allen Ehren auf seinem Flaggschiff, das den Namen St. Nikolaus führt und mit 84 Kanonen armiert ist. Die Matrosen manövrierten und die ganze Flotte entfaltete die Segel. Wir dinierten dort an einer Tafel von 30 Gedecken. Unter Kanonendonner trank man auf das Wohl I. K. Majestät, S. K. Hoheit des Prinzen, des Admirals und der ganzen Admiralschaft, auf den Erfolg der Flotte und den der Kampagne S. K. Hoheit des Prinzen mit den kaiserlich russischen Armeen. Nach dem Diner begab sich S. K. Hoheit mit seiner ganzen Suite auf Schaluppen nach dem Hafen, um ihn sowie den berühmten Kanal zur Ausbesserung der Schiffe zu besichtigen, einem Werk der alten Römer würdig. 12 Linienschiffe und eine Fregatte liegen auf der Reede, fast alle bereit in See zu stechen, und im Hafen werden noch einige equipiert. Hiervon abgesehen, ist Vizeadmiral Polanskij in Reval gleichfalls bereit, mit einer Eskader auszufahren, so dass die ganze Seemacht einige zwanzig Segel beträgt. Es wird versichert, dass sie bald in See stechen soll.

„Monsieur le baron Lefort, von I. K. Majestät Gnaden zum Oberzeremonienmeister ernannt, hat sein Amt vorgestern angetreten, den Titel führt Graf Santy indes noch weiter."

Brief an denselben vom 11. Juli 1758.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Das im Jahre 1745 für 12 Jahre abgeschlossene Traktat der Defensiv-Allianz und des Handels mit Schweden ist erneuert und von den Ministern beider Höfe hier unterzeichnet worden; es soll durchweg dem ersten gleichlauten, die Ratifikationen sollen in Stockholm ausgewechselt werden. Auf Schwedens Aufforderung an Russland, das Geld zu zahlen, das es noch zu fordern hat, wurden jedoch nur die ungeheuren Ausgaben dieses Krieges als Entschuldigung vorgebracht und die Zahlung nach Friedensschluss versprochen.

„Vor einigen Wochen, als es der Kaiserin zu Ohren kam, dass es dem früheren Kanzler an Geld zur Bestreitung seines Haushaltes fehle, liess sie ihm tausend Rubel übergeben und befahl sie zu benachrichtigen, sobald das Geld ausgegeben sein würde. I. K. Majestät hat ihm soeben wieder 1500 Rubel auszahlen lassen und ihm ausserdem fünf Rubel pro Tag angewiesen, zum täglichen Unterhalt. Im übrigen schwebt sein Los sowie das Los aller zur selben Zeit arretierten Personen immer noch in derselben Ungewissheit, abgesehen davon, dass die Aktiva und Passiva des Juweliers Bernardi liquidiert werden."

Brief an denselben vom 14. Juli 1758.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Die Aufhebung der Belagerung von Olmütz, der

die Niederlage eines ansehnlichen preussischen Korps vorangegangen ist, das einen Konvoi für das bei dieser Stadt aufgeschlagene Lager eskortierte, ist von so grosser Bedeutung, dass man hiervon die segensreichsten Folgen für die gerechte Sache erhoffen darf. Es bereitet mir eine persönliche Genugtuung, dass gerade mein Bruder[1]) beauftragt wurde, diese erfreuliche Nachricht dem König, unserem allergnädigsten Herren, zu überbringen. Was die Schlacht zwischen den Franzosen und den Hannoveranern betrifft, so sind hier noch keine anderen Details bekannt, als sie die Berliner Gazette bringt, jedoch um sie richtig zu beurteilen muss man den Bericht der anderen Parteien abwarten und ob in der Folge Graf de Clermont noch in der Lage sein wird, den erlittenen Verlust wettzumachen oder zum mindesten die weiteren Fortschritte des Feindes zu verhindern.

„Die russische Flotte, die wir in Kronstadt gesehen haben, ist nicht mehr dort; sie ist gestern früh unter Segel gegangen, bei günstigstem Winde und herrlichstem Wetter.

„In meinem letzten Briefe habe ich vergessen, die Audienz des türkischen Gesandten zu erwähnen, die vergangenen Sonntag in Peterhof stattgefunden hat, als er endlich von seinen lächerlichen Forderungen Abstand nahm und sich dem Brauch unterordnete, gemäss der strikten Ordre, die er diesetwegen von Konstantinopel erhalten hat. Mit seinem jetzigen Benehmen ist man ziemlich zufrieden; morgen wird man ihn in die italienische Oper führen, und es wird nur an ihm liegen, alle Annehmlichkeiten zu genies-

[1]) Andreas Poniatowski. Anm. d. Herausg.

sen, die man ihm zeit seines ferneren Aufenthaltes hier zu gewähren geneigt ist.

„S. Hoheit Prinz Karl reist heute ab, mit dem Sankt-Andreas-Orden beschenkt und von I. K. Majestät mit Wohltaten überschüttet. Da er selbst dem König über alles Rechenschaft ablegen wird, was man für ihn und die königliche Familie getan hat, so dispensiere ich mich von dieser Wiederholung. Es steht fest, dass ihm jede erdenkliche Auszeichnung zuteil wurde; doch hinterlässt auch er in allen Herzen Trauer über seine Abreise.

„Ich habe zugleich mit S. K. Hoheit Urlaub genommen und rechne damit, in drei Wochen abreisen zu können. Während der kurzen Zeit, die mein Aufenthalt hier noch währen wird, werde ich mich auch ferner bemühen, dem Könige mit all meinem Eifer und aller Sorgfalt zu dienen in jeder Sache, wo es noch vonnöten sein wird, denn seine allerhöchste Anerkennung zu verdienen wird stets mein grösstes Glück sein."

Brief an denselben vom 18. Juli 1758.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Da hier das Gerücht verlautete, das Amt des Grosskanzlers werde alsbald dem Grafen Woronzow verliehen und Kammerherr Schuwalow an seiner Statt zum Vizekanzler ernannt werden, so habe ich letzteren um Aufklärung gebeten; er gab mir zur Antwort, dies sei durchaus nicht sein Wunsch, er habe ohnedies genug Sorgen und wolle sich nicht noch in neue Verlegenheiten stürzen. Vielleicht wäre es gut, wenn er diesen Posten annähme, denn dann würde man mit ihm als Minister verhandeln, wäh-





rend er sich gegenwärtig zwar in alles einmengt, wenn man jedoch mit ihm über eine Sache sprechen will stets behauptet, ihm sei hierüber nichts bekannt und er könne sich auf nichts einlassen. Andererseits käme man wieder in die gleiche Verlegenheit wie zu Zeiten des Grosskanzlers Bestuschew, weil der Minister zweiten Ranges der erste im Ansehen wäre aber noch viel mehr Einfluss hätte, als Graf Woronzow ihn damals besass, woraus notwendigerweise gegenseitige Eifersucht entspringen müsste.

„Da die Kaiserin wissen liess, die Kavaliere der Suite S. K. Hoheit des Prinzen Karl, die sich noch hier befänden, könnten, obgleich sie sich bereits beurlaubt haben, vorgestern, Sonntag, zum Empfang nach Peterhof kommen, so hat sich der Feldsekretär Rzewuski, der erst morgen abreist, hinbegeben; der Herr Starost von Warschau blieb weg, weil er sonst nicht hätte gestern abreisen können, wie es geschehen ist. Ich bin hingegangen, weil es mir ganz besonders nahegelegt wurde, und wahrscheinlich werde ich genötigt sein, jedesmal, so oft Cour stattfindet, hinzugehen, bis zu meiner Abreise, — spätestens in drei Wochen. I. K. Majestät hat sich jedoch nicht in der Öffentlichkeit gezeigt, da sie einen leichten Rheumatismus im Arm verspürt, die Folge einer Erkältung durch Zugwind."

Brief an den Grafen Brühl vom 25. Juli 1758.

„Die Depesche Ew. Exzellenz vom 12. d. M., die mich mit den Folgen der Aufhebung der Belagerung von Olmütz bekannt macht, ist um so interessanter, als es den Anschein hat, dass der König von Preussen sogar noch auf seinem Rückzug ein Unternehmen

gegen Böhmen plant; vielleicht aber beabsichtigt er nur, über Leutomischel nach der Grafschaft Glatz zurückzukehren; wie auch sein Plan sein mag, es ist zu hoffen, dass die Dispositionen des Marschalls Daun ihm bei der Ausführung seines Planes grosse Schwierigkeiten bereiten werden.

„Nach den letzten Nachrichten, die das Ministerium von der Armee General Fermor erhielt, war das Hauptquartier in Meseritz, und wenn ich dies mit den uns von Ew. Exzellenz zugekommenen Informationen zusammenstelle, so muss ich annehmen, dass die Armee sich gegenwärtig bereits in Schlesien befindet.

„Der Herr Vizekanzler hat mir mitgeteilt, dass eine Abteilung preussischer Husaren, von dem verkleideten preussischen Residenten angeführt, 43 schwedische Rekruten in einer Vorstadt Danzigs überrascht und aufgehoben hat und dass der Resident hernach sich in der Stadt rühmte, diesen Coup trotz der Nähe der russischen Armee ausgeführt zu haben; der Herr Vizekanzler gab mir zu verstehen, dass wenn die Danziger seitens der Preussen solche Unbill duldeten, man eines schönen Tages auf gleichem Wege die Preussen aus ihrer Stadt herausholen würde. Ich glaube also, man muss den Danzigern befehlen, sie sollen unverzüglich beim König von Preussen heftigste Klage erheben wegen dieser durch seine Husaren begangenen Gebietsverletzung und gleichzeitig in aller Öffentlichkeit Schritte unternehmen, um den Russen und den übrigen Verbündeten bekannt zu geben, dass sie sich beschwert haben und dass sie mit dem oben erwähnten Attentat durchaus nicht einverstanden sind, sondern sich im Gegenteil dadurch aufs äusserste verletzt fühlen.“

Brief an denselben vom 28. Juli 1758.

„Ich danke Ew. Exzellenz für die mir im Brief vom 27. d. M. freundlichst übermittelten Nachrichten über die Operationen des Marschalls Daun, die den Zweck haben, den König von Preussen auf seinem Rückzug aus Mähren möglichst zu belästigen. Den 16000 Mann, die er nach Oberschlesien detachiert hat, wird gewiss irgend ein Unternehmen gelingen, indes die grosse Armee den Feind beobachtet.

„Ich habe Ew. Exzellenz in meinem letzten Briefe mitgeteilt, was der Herr Vizekanzler bezüglich der Aufhebung schwedischer Rekruten in Danzig gesagt hat, wovon Sie Erwähnung machen; ich werde ihm morgen sagen, dass Sie mir geschrieben haben um mich aufzuklären, dass es General Rezanows Schuld ist, wenn preussische Husaren so weit vordringen konnten, da man ihn doch ausdrücklich zur Deckung des Landes dort gelassen hat. Die Berichte, die hier angeblich von General Fermor einlaufen, decken sich nicht mit jenen, die ich von Ew. Exzellenz erhalte. Jene lassen die Truppen rascher marschieren, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Vor acht Tagen wurde gesagt, die Vereinigung mit dem Korps General Brownes sei bereits vollzogen, und hernach, das Hauptquartier befinde sich bereits in Meseritz, aber die Depesche Ew. Exzellenz belehrt mich, dass Fermor, der am 11. das Lager bei Posen aufgehoben hat, nur eine halbe Meile vorgerückt ist und dass man nicht genau unterrichtet ist, wo Browne sich eigentlich befindet. Wie dem auch sei, sie müssen doch endlich vorrücken und können nicht ewig in Polen stecken bleiben.

„Ich glaube Ew. Exzellenz einen interessanten

Umstand berichten zu müssen. Brockdorfs Ansehen, das bei der Kaiserin schon völlig zerstört war, als sie von seinem Charakter und seinen Handlungen Kenntnis erhielt, ist jetzt auch beim Grossfürsten stark im Sinken begriffen und seine Reden machen keinen Eindruck mehr. Eines Tages hat er sich herausgenommen, an der Tafel S. Kaiserlichen Hoheit ganz öffentlich zu sagen, Prinz Karl sei hergekommen, um Kurland zu erhalten, er werde es jedoch nicht bekommen; dass er wiederkommen wolle, man würde aber Mittel finden, ihn daran zu hindern; und er fügte hinzu, obzwar er den polnischen Orden durch den Prinzen nicht erhalten habe, würde er ihn dennoch bekommen, denn der Gesandte Frankreichs habe es ihm versprochen. Kammerherr Lew Alexandrowitsch Narischkin, ein anderer Günstling des Grossfürsten, sieht das Vertrauen, das S. K. Hoheit ihm entgegenbrachte, gleichfalls schwinden. Die Dinge haben sich am jungen Hofe in gar mancher Hinsicht verändert und werden sich allem Anschein nach noch mehr ändern."

Brief an denselben vom 4. August 1758.

„Ich habe gestern die beiden Briefe erhalten, mit denen Ew. Exzellenz mich am 24. und 27. v. M. beehrten, obgleich Sie im Zweifel waren, ob die Briefe mich noch hier antreffen würden. Es werden wohl auch die letzten sein, obgleich ich erst in acht Tagen abreisen kann, diesmal aber unwiderruflich; ich habe meine Dienerschaft und Equipage bereits heute abgeschickt.

„Die Nachrichten, die Ew. Exzellenz mir über die weiteren Operationen der österreichischen Armee in

Böhmen mitzuteilen belieben, sind ziemlich günstig und versprechen für den weiteren Verlauf der Kampagne der gemeinsamen Sache den besten Erfolg.

„Es kommen hier ziemlich oft Kuriere von der Armee General Fermors an, so erst vor einigen Tagen, und man sagt, sie rücke vor; Ew. Exzellenz sind in der Lage, raschere und exaktere Berichte zu erhalten.

„Ich danke Ew. Exzellenz für die Übermittlung der Nachricht, dass S. Hoheit Prinz Karl in bester Gesundheit in Warschau angelangt ist; er muss diesen weiten Weg mit grösster Beschleunigung zurückgelegt haben.

„Gestern war in Peterhof nichts los; es verlautet, dass vielleicht übermorgen, Sonntag, die russische Oper spielen soll, doch für gewöhnlich erfährt man solche Dinge hier mit Bestimmtheit erst kurz vor der Aufführung.

„Ich habe nicht zu viel gesagt, als ich Ew. Exzellenz berichtete, dass Brockdorfs Kredit bei der Kaiserin zerstört und beim Grossfürsten im Sinken begriffen ist; es ist jetzt schon so weit gekommen, dass der französische Ambassadeur, sein Protektor, ihm sogar den Rat gegeben hat, sich so rasch als möglich zu entfernen."



ELFTES KAPITEL

ANEKDOTEN ÜBER BERNARDI UND BESTUSCHEW. — HOCHZEIT EINES HOFFRÄULEINS. — MEINE KRANKHEIT. BOERHAVE. — PRINZ KARL VON SACHSEN. — DER CHEVALIER D'EON. — EINSIEDEL. — DIE GERECHTIGKEIT, DIE ER MIR TROTZ PRASSE WIDERFAHREN LIESS. DAS ABENTEUER DES VIZESPIONS. — RZEWUSKI. ZWISCHENFALL BEIM GESELLSCHAFTSSPIEL „SEKRETÄR“. BRANICKI. MEIN MISSGESCHICK VOM 6. JULI. — MEINE RÜCKKEHR NACH POLEN.

Ich habe die obigen Schriftstücke zusammengestellt, um ein Bild meiner Tätigkeit als Minister zu geben. Nun fahre ich im Bericht der Anekdoten fort, die mich persönlich näher betrafen.

Am 25. Februar 1758, bei meiner Rückkehr aus dem Theater um 10 Uhr abends fand ich Bernardi bei mir vor; er war ein venezianischer Juwelier, der oftmals die Briefe des Kanzlers und die meinigen der Grossfürstin übermittelt und uns ihre Antworten überbracht hatte. Dieser Mann sagte mir: „alles ist verloren; der Kanzler Bestuschew ist verhaftet worden; mein Haus wird bereits bewacht; ich war bei Daloglio, als es mir hinterbracht wurde. Ich flehe Sie an, haben Sie Mitleid mit mir, lassen Sie mich in den Brunnen Ihres Hauses werfen, damit mir wenigstens die Folter erspart bleibt, die hier bei Staatsverbrechern angewandt wird."

Ich überlegte einen Augenblick, dann fragte ich ihn: „Befindet sich in Ihrem Hause irgend ein Schriftstück von der Hand des Kanzlers oder der Grossfürstin?"

„Nein, kein einziges," erwiderte er.

„Nun, so ist es am besten, Sie gehen jetzt sogleich nach Hause, ohne Furcht oder Besorgnis zu zeigen. Die Milde der gegenwärtigen Regierung und alles, was ich von dem Verhalten des Grosskanzlers und

der Grossfürstin weiss, lässt mich voraussehen, dass nach dem ersten Sturm alles bedeutend weniger tragisch verlaufen wird, als Sie jetzt glauben; sollten Sie aber versuchen sich zu verstecken (was übrigens nach einer Stunde schon zwecklos wäre), so würde gerade dieser Umstand Ihr Los verschlimmern, wenn man Sie finden und vorführen würde."

Lange beratschlagte ich mit Bernardi und sprach ihm Mut zu, und schliesslich gelang es mir auch ihn zu bestimmen, dass er meinem Rat folgte. Zeit meines Lebens hat mich keine andere Szene so sehr ergriffen; abgesehen davon, dass Bernardi mir manchen Dienst erwiesen hatte, war er ein ehrlicher und liebenswürdiger Mensch. Seine Gefangenschaft war leicht; bereits nach einigen Wochen war es beinahe entschieden, dass er freigelassen werden sollte, da beeinflusste der Zwischenfall, der Bestuschews Los verschlimmerte, auch sein Schicksal, so dass er mit einer Rente von einigen hundert Rubeln nach Kasan verbannt wurde, wo er starb; seine Frau und seine Kinder erhielten in Venedig von mir eine Rente.

Nach manchen vorbereitenden Insinuationen, die Bestuschews Feinde von allen Seiten heranholten, um ihn bei Elisabeth anzuschwärzen, übernahm es der französische Ambassadeur Marquis de l'Hôpital, der Kaiserin an einem Hoftag zu sagen (indem er sich ihr näherte, als wollte er ihr Gewand bewundern): „Madame, ein Mann ist an Ihrem Hofe, der Ihnen sehr gefährlich werden kann." Er sprach diese Worte mit bedeutungsvoller Miene. Elisabeth fragte erschrocken, wer es denn sei? L'Hôpital nannte Bestuschew und entfernte sich.

Bestuschew, der vor dem im Anzug befindlichen

Gewitter gewarnt wurde, sah alle seine Papiere durch und verbrannte alles, was zu vernichten ihm richtig schien; nun war er der Meinung, er hätte für seine Sicherheit durchaus genügend gesorgt, so dass er, als man ihn im Vorzimmer der Kaiserin verhaftete, ganz ruhig und beinahe heiter schien und seinen Feinden sogar mit seiner künftigen Rache drohte.

Als die Kaiserin sah, dass nichts gefunden wurde, woraus man Bestuschew ein Staatsverbrechen nachweisen konnte, tat es ihr leid, dass sie ihn hatte verhaften lassen; schon zitterten seine Feinde, da liess Elisabeth ihn fragen, ob er vom Grafen Brühl das blaue Band des Polnischen Ordens für Baron Stambke — den Minister des Grossfürsten für Holstein — erbeten hatte? Stambke war eine Kreatur Bestuschews und der Grossfürstin sehr ergeben. Es ist mir nicht bekannt, warum Bestuschew obige Tatsache leugnen wollte; aber er leugnete sie. Elisabeth liess ihn wiederholt darnach fragen und Bestuschew verneinte immer hartnäckiger; er ging so weit zu sagen, er sei bereit, die Wahrheit seiner Aussage auf seinen Eid zu nehmen und zur Bekräftigung noch das Allerheiligste zu empfangen. Jetzt wurde ihm ein mit Bleistift geschriebenes Billett vorgelegt, das er selbst an seinen Sekretär Kanzler geschrieben hatte und worin er ihm anbefahl, ja nicht zu vergessen, was er ihm in dieser Hinsicht aufgetragen. Offenbar war dieser Papierfetzen Bestuschew bei Durchsicht seiner Papiere entgangen und er glaubte, alles verbrannt zu haben. Jedoch dieser Meineid, zu dem er sich wegen einer solchen Geringfügigkeit angeboten, vernichtete sein Ansehen in Elisabeths Augen völlig; ihm selbst sank der Mut und er änderte seinen Ton, als er sich überführt sah.

Da man ihm jedoch nichts anderes nachweisen konnte, begnügte sich Elisabeth damit, ihn nach einer seiner Besitzungen in der Nähe von Moskau zu verbannen, von wo ihn erst Katharina II. zurückberief.

Am Tage nach der Verhaftung des Kanzlers musste ich mich zu Hofe begeben, da ein Hoffräulein der Kaiserin verheiratet wurde; dies war ein Hoffest, dem beizuwohnen die Etikette alle ausländischen Minister verpflichtete. Ich hörte dort einen Höfling, den Grafen I. C., damit prahlen, dass er dem armen Bernardi den Brillantenstern nicht bezahlen werde, den er kürzlich von ihm erhalten hätte.

Dem Leser wird es nicht unwillkommen sein, die Beschreibung der Hochzeitsgebräuche an diesem Hofe bei Vermählung eines Hoffräuleins zu lesen, so wie sie damals üblich waren.

Sobald die Bewerbung des Freiers von den Eltern und der Kaiserin genehmigt war, verbrachte er täglich einige Stunden mit seiner Braut in solcher Intimität, dass es erstaunlich war, wenn dabei keine Unzuträglichkeiten vorfielen, um so mehr, als für gewöhnlich eine beträchtliche Zeitspanne, manchmal über ein Jahr, zwischen der Verlobung und dem Hochzeitstag verstrich.

Am Abend vor dem Vorabend der Hochzeit wurde die Ausstattung des Fräuleins in feierlichem Aufzug nach dem Hause des Bräutigams verbracht und dort aufgestellt, und die ganze Stadt kam sich diese Ausstattung ansehen wie in einem Kaufladen.

Während der kirchlichen Trauungszeremonie hielten zwei assistierende Verwandte über den Köpfen des Brautpaares vergoldete Kronen aus Holz. Nach der Trauung führten die Hofmarschälle mit ihren

silberverzierten Stäben, auf deren Spitze Adler thronten, einige zeremonielle Tänze an, gefolgt von den Neuvermählten.

Ein kleiner Baldachin, der über der Mitte der Abendtafel aufgehängt war, bezeichnete den Platz der jungen Frau; der junge Ehemann musste über den Tisch steigen, um den Platz neben ihr einzunehmen, und unterwegs musste er einen Blumenkranz erhaschen, der über der jungen Frau aufgehängt war. Bei der Hochzeit, von der ich hier berichte, wurde dieser Teil der Zeremonie vergessen, und im Publikum verlautete, genau so sei es auch mit dem anderen Kränzchen gegangen, dessen Raub das Hemd der Neuvermählten beweisen sollte, welches der Etikette gemäss am darauffolgenden Morgen in einer silbernen Schachtel der Kaiserin ad hoc überbracht wurde.

Man hat mir gesagt, diese Sitte sei durch Peter den Grossen eingeführt worden, in Anlehnung an Gebräuche, die zu seiner Zeit in der Schweiz gepflogen wurden.

Heute sollen alle diese Zeremonien abgeschafft und geändert sein.

Bestuschews Ungnade ging mir sowohl wegen der Dankbarkeit, die ich ihm schuldete, als auch wegen des Rückschlags auf die Grossfürstin so nahe, dass ich einige Wochen hindurch ernstlich krank war; damals befielen mich zum ersten Mal diese heftigen Kopfschmerzen, die mich seither so oft quälten und noch jetzt, wo ich dies schreibe, oft heimsuchen. Mein damaliger Arzt war Boerhave, ein Neffe jenes Arztes, den Holland und unser Jahrhundert den modernen Hippokrates genannt haben. Der Petersbur-

ger Boerhave war taub; um sich mit seinen Kranken verständigen zu können, hatte er sich einen Dolmetscher angeschafft, dessen Worte er an einem Alphabet ablas, das durch seine fünf Finger und verschiedene Stellungen derselben gebildet wurde. Er verstand rasch und antwortete mündlich, äusserst geistreich und präzise, so dass seine Konversation wirklich angenehm war. Eines Tages fand er auf meinem Tische Racines Tragödien, er wollte sie mir wegnehmen, indem er sagte: „Sie sind schon genug Schwarzseher und Sie brauchen eine lustigere Lektüre."

Obgleich Lew Alexandrowitsch Narischkin der Grossfürstin seit einiger Zeit Anlass zum Misstrauen gegeben hatte, musste sie sich nach der Verhaftung Bernardis wieder an ihn wenden, um die Verbindung mit mir von neuem aufzunehmen; bald war es wieder ganz wie früher. Übrigens fand auch eine Annäherung zwischen der Kaiserin Elisabeth und der Grossfürstin statt, die so weit ging, dass wir beinahe hofften, sie begünstige unsere Liaison. Diese Hoffnung trug noch mehr zu meiner Wiederherstellung bei als die Medizinen Boerhaves. Als ich jedoch dem Prinzen Karl von Sachsen, der damals nach Petersburg kam, einige Werst entgegenreiste, war ich noch Rekonvaleszent und mein Freund Rzewuski erkannte mich kaum. Der Frühling und die Bewegung brachten mich aber bald wieder auf die Beine.

Dieser Prinz Karl, der Lieblingssohn Augusts III., war gekommen, weil er von Elisabeth die Einwilligung zu erlangen hoffte, an Stelle Birons Herzog von Kurland werden zu dürfen, sollte dieser nicht mehr aus dem Exil zurückberufen werden. Meine Familie und ich selbst sahen zwar dieses Projekt als ungesetz-

lich an, da es in der Öffentlichkeit jedoch nicht bekannt war und das einzige eingestandene Ziel der Reise des Prinzen der Wunsch war, sich der Kaiserin vorzustellen, ehe er die Kampagne in ihrer Armee mitmachte, so glaubte ich dem Sohne meines Herrschers mit grösster Ehrfurcht begegnen zu müssen. Prinz Karl war von eleganter Gestalt, äusserst gewandt in allen körperlichen Übungen, und obgleich er im übrigen eine recht schlechte Erziehung genossen hatte, erschien er an der Seite des Grossfürsten wie ein Phönix; der Grossfürst fühlte gar bald, wie nachteilig ein Vergleich mit dem Prinzen für ihn ausfiel, ausserdem sah er in dem Prinzen mit Unwillen einen Sachsen, einen Feind des Königs von Preussen.

Während der drei Monate, die der Prinz in Petersburg zubrachte, teilte er seine Zeit in die Stunden der Cour bei der Kaiserin und die Stunden seiner häuslichen Vergnügungen. Hauptsächlich übte er sich im Fechten; bei diesen Übungen kam er im Florettfechten auch öfters mit der berühmten „Chevalière" d'Eon[1]) zusammen, die damals als Attaché der Gesandtschaft des Marquis de l'Hôpital sich in Petersburg aufhielt und Dragoneruniform trug. Ich selbst habe auch mit ihr — oder ihm — gefochten, ohne jemals

[1]) Charles Geneviève Eon de Beaumont, bekannt unter dem Namen Chevalier d'Eon, eine mysteriöse Persönlichkeit, deren Geschlecht unbestimmt war. Als Knabe erzogen, wurde er vom Prinzen Conti Ludwig XV. zu diplomatischer Verwendung empfohlen, der ihn 1755 in geheimer Sendung nach Petersburg schickte, wo er schon wiederholt in weiblicher Kleidung auftrat. Unter Ludwigs XVI. Regierung musste er in Frankreich auf ausdrücklichen Befehl weibliche Kleider tragen. Anm. d. Herausg.

einen Verdacht wegen ihres Geschlechts zu hegen, das jedoch, wie verlautete, Elisabeth bekannt war.

Unter den Kavalieren des prinzlichen Gefolges befand sich auch der junge Graf Einsiedel [1]), ein Sachse, in dem die Anmut der Gestalt sich mit dem liebenswürdigsten und prächtigsten Charakter paarten. Der sächsische Resident in Petersburg, Prasse, ein dünkelhafter Geck, der glaubte, auf mich eifersüchtig sein zu müssen, hatte Einsiedel anfänglich gegen mich eingenommen, weil angeblich meine Anglomanie mich von meinen Pflichten hatte abweichen lassen; bald jedoch wurde Einsiedel aufgeklärt, liess mir Gerechtigkeit widerfahren, berichtete Günstiges über mich an seinen Hof und wurde mein Freund. Ich kann nur mit aufrichtigstem Bedauern daran denken, dass ein solcher Untertan durch den Fanatismus dieses Zweiges der Herrnhuter, die „die Stillen im Lande“ genannt wurden und denen er blindlings folgte, seinem Lande und der Welt verloren ging; vielleicht geschah es infolge einer ererbten Geistesstörung, der auch seine Mutter unterlag.

Auf einer kleinen Reise, die wir in Begleitung des Prinzen Karl nach Schlüsselburg unternahmen, um den dortigen Kanal zu sehen, logierte ich mit ihm. Wir bemerkten, dass einer der Hoflakaien, die man zum Dienste des Prinzen bestimmt hatte, unablässlich hin und her ging, so dass wir ihn endlich nach dem Grund fragten, nachdem wir ihm erst ein Geschenk übergeben; er sagte uns ganz naiv: „ich bin sehr beschäftigt, denn ich bin für diese Reise zum

[1]) Graf Johann Georg Friedrich Einsiedel (1730—1811), Kammerherr, später Gesandter in England und zuletzt Kabinettsminister des Königreichs Sachsen. Anm. d. Herausg.

Vizespion ernannt, da der Konfiseur, das Oberhaupt der Spione, erkrankt ist."

Diese kleine Anekdote scheint mir für den Geist und die Gewohnheiten dieses Hofes zu jener Zeit charakteristisch.

Sicherlich konnten weder der Prinz noch einer von uns der Grund irgend einer politischen Beunruhigung sein, vor allem an diesem Orte und auf dieser Reise, bei der übrigens Graf Iwan Tschernischew präsidierte und bei der zweimal soviel Russen jeden Ranges anwesend waren als Ausländer. Aber Peter I. hatte gesagt, es muss spioniert werden, also wurde spioniert, im grossen wie im kleinen.

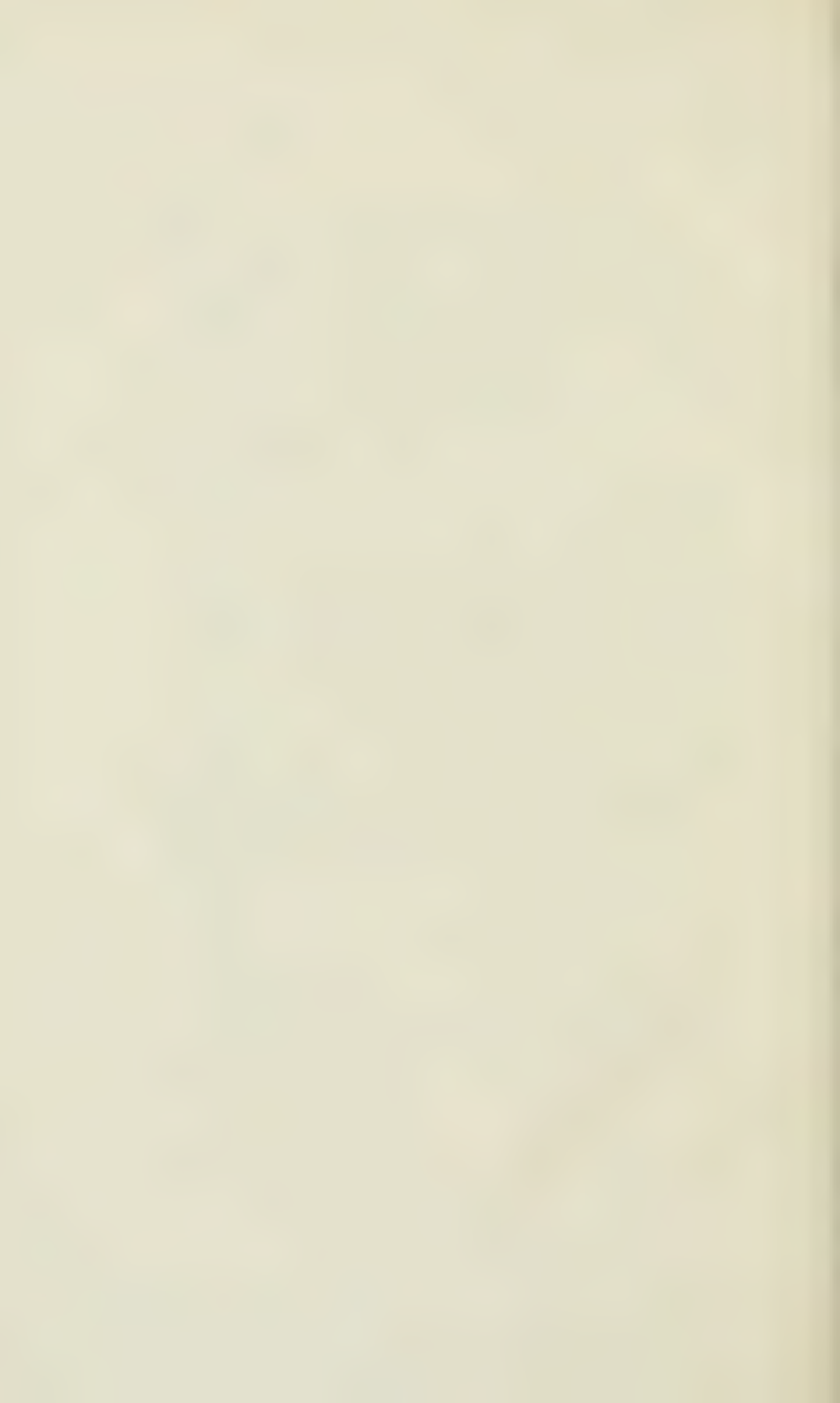
Der schönste Mann des prinzlichen Gefolges war zweifellos Graf Franz Rzewuski, damals Kronsekretär. Elisabeth schien seinen Reizen gegenüber nicht unempfindlich zu sein, jedoch setzte die eifersüchtige Aufmerksamkeit Iwan Schuwalows dieser keimenden Neigung Hindernisse in den Weg. Ein peinlicher Vorfall hätte es beinahe zu einem unangenehmen Eklat zwischen ihnen gebracht.

Eines Nachmittags waren wir, einige Polen und Russen, bei Iwan Schuwalow, wo es unglücklicherweise gerade mir einfiel, ein Gesellschaftsspiel vorzuschlagen, das „Sekretär" genannt wird.

Jeder bekam ein Blatt Papier, worauf der Name irgend eines der Mitspielenden geschrieben stand, und durfte über den Träger dieses Namens mit verstellter Handschrift auf das Blatt niederschreiben, was ihm beliebte; nach der ersten Verteilung wurde als erste Karte jene verlesen, die den Namen Iwan Schuwalow trug, und da stand geschrieben: „*wer ihn von Grund auf kennt, wird zugeben, dass er der*



Schloss Oranienbaum



Freundschaft eines anständigen Menschen nicht würdig ist.“

Schuwalow war wütend und erging sich in den schrecklichsten Drohungen gegen den Urheber dieser Beleidigung; ich sah es seinen Blicken an, dass er Rzewuski verdächtigte. Da sagte ich zu ihm: *„Ich werde Ihnen den Namen jenes Mannes, der diese Worte geschrieben hat, nicht nennen, obgleich ich es gesehen habe; ich will mich darauf beschränken Ihnen zu versichern, dass es kein Pole war.“*

Nach einigen Minuten des Schweigens sah ich, dass Schuwalow und Iwan Tschernischew in Streit gerieten, und wir erfuhren später, dass Tschernischew sich als der Autor dieser Worte bekannt hatte. Schuwalow hatte ihm nicht nach Wunsch gedient, als er bei der Kaiserin um eine Gnade nachsuchte, obgleich Schuwalow ihm zu Dank verpflichtet war, weil er ihm bei einer Intrige mit einer Frau beigestanden hatte, auf die die Kaiserin stets sehr eifersüchtig gewesen war. Tchernischew hielt Schuwalow durch dieses Geheimnis in Schach, und so geschah es, dass Schuwalow mit allen Mitteln dieses Rencontre zu verheimlichen suchte, das Tschernischew absichtlich heraufbeschworen hatte.

Im Gefolge des Prinzen Karl befand sich auch Branicki, der heutige Grosshetman. Damals noch sehr jung, hatte er sich doch bereits in zwei Kampagnen ausgezeichnet, die er als Freiwilliger in der österreichischen Armee mitgemacht hatte, im Gefolge des Prinzen Karl. Gleich nach der Ankunft in Petersburg bezeugte er mir ein so grosses und ritterliches Verlangen, meine Freundschaft zu gewinnen, dass ich ihn bei einem sonderbaren Abenteuer auf die

Probe zu stellen gedachte, worüber ich hier berichten will.

Da die Wendung, die die Angelegenheit des Kanzlers genommen hatte, und alle anderen Umstände am Petersburger und am Warschauer Hofe für mich immer misslicher wurden, hielt ich es für richtig, mich auf einige Zeit aus Russland beurlauben zu lassen, unbeschadet meiner späteren Rückkehr.

Dies veranlasste mich, meine nächtlichen Besuche nach Oranienbaum, wo der junge Hof damals residierte, noch häufiger zu unternehmen, vor allem als mein Aufenthalt in Peterhof à la suite des Prinzen Karl mich dem Ziel meiner Ausflüge um zwei Drittel des Weges näher brachte.

Da bisher alles immer gut abgelaufen war und ich mich an die Verkleidung und an alle Einzelheiten, die diese Ausflüge ermöglichten, schon völlig gewöhnt hatte, schien mir jede Gefahr entschwunden, und so wagte ich am 6. Juli einen Ausflug, ohne mich vorher mit der Grossfürstin verständigt zu haben, wie ich es bisher immer getan. Ich mietete, wie gewöhnlich, einen kleinen verdeckten Wagen, den ein russischer Iswoschtschik fuhr, ohne mich zu kennen; auf dem Rücksitz des Wagens sass derselbe verkleidete Läufer, der mich bisher stets begleitet hatte.

In dieser Nacht (in Russland war es keine Nacht) begegneten wir unglücklicherweise im Walde von Oranienbaum dem Grossfürsten mit seinem ganzen Gefolge, alle halb betrunken. Man fragt den Iswoschtschik, wen er da fahre? Er antwortet, er wisse es nicht. Mein Läufer erwidert, ich sei ein Schneider. Man lässt uns vorbei, aber Elisabeth Woronzow, ein Hoffräulein der Grossfürstin und die Maitresse des

Grossfürsten, spricht über diesen angeblichen Schneider Vermutungen aus, die den Grossfürsten in die schlechteste Laune versetzen.

Als ich einige Stunden bei der Grossfürstin verbracht hatte und den abseits gelegenen Pavillon verliess, den sie damals unter dem Vorwand der Bäder bewohnte, wurde ich nach einigen Schritten von drei berittenen Männern mit gezückten Säbeln angefallen, die mich am Kragen packten und dem Grossfürsten vorführten; als er mich erkannte, gab er meinen Begleitern bloss den Befehl, ihm zu folgen. Wir gingen einen Weg, der zum Meer führte. Ich dachte mein Ende gekommen; am Ufer jedoch wendeten wir nach rechts und gingen nach einem anderen Pavillon, wo der Grossfürst mich mit unzweideutigen Worten fragte, ob ich Beziehungen zu seiner Frau hätte.

Ich verneinte.

Er: „Sagen Sie die Wahrheit, denn wenn Sie die Wahrheit sagen, so kann man noch alles arrangieren, wenn Sie leugnen, so wird es Ihnen übel ergehen."

Ich: „Ich kann doch nicht gestehen, dass ich etwas getan habe, was ich nicht getan habe."

Jetzt ging er in das angrenzende Zimmer, wo er sich mit den Leuten seines Gefolges zu besprechen schien; kurz darauf trat er wieder ein und sagte:

Er: „Nun, da Sie nicht reden wollen, so werden Sie bis auf weiteres hier bleiben." Und er verliess mich. An der Tür stand ein Posten, mit mir im Zimmer blieb nur General Brockdorf zurück.

Wir verharrten im tiefsten Schweigen während zwei Stunden, nach deren Ablauf Graf Alexander Schuwalow eintrat, der Vetter des Günstlings. Es war der Grossinquisitor, der Chef jener fürchterlichen

Staatseinrichtung, die man in Russland „die Geheimkanzlei“ nannte. Als wollte die Natur das Entsetzen, das schon allein die Nennung seines Amtes erweckte, noch vergrössern, hatte sie ihn mit nervösen Zuckungen behaftet, die sein schon sowieso hässliches Gesicht in der fürchterlichsten Weise verzerrten, sobald er sich mit irgend etwas ernsthaft beschäftigte.

Sein Erscheinen brachte mir die Gewissheit, dass die Kaiserin von allem wusste. Er stammelte mit verlegener Miene einige Worte, aus denen ich erriet, dass er von mir Aufklärung über das Vorgefallene verlangte.

Anstatt ihm Einzelheiten zu berichten, sagte ich:

„Ich glaube, Sie werden verstehen, dass die Ehre Ihres Hofes verlangt, dies hier mit dem geringsten Aufsehen zu beenden, und dass Sie mich möglichst rasch aus dieser Situation befreien.“

Er (immer noch stammelnd, da er noch zum Überfluss ein Stotterer war): „Sie haben Recht, ich werde mich damit befassen.“

Er entfernte sich und kehrte nach weniger als einer Stunde wieder um mir zu sagen, mein Wagen sei bereit und ich könne nach Peterhof zurückkehren.

Es war eine elende Karosse, ganz aus Glas, vielmehr rund herum aus Scheiben, wie eine Laterne. In diesem angeblichen Inkognito musste ich, um sechs Uhr morgens, am hellichten Tage, mit den beiden Rossen langsam durch den tiefen Sand dahinziehen, und diese Reise schien mir eine Ewigkeit zu dauern.

In einiger Entfernung von Peterhof liess ich halten: ich schickte den Wagen zurück und legte den Rest des Weges zu Fuss zurück, in meinem grossen Kragen und meiner grauen Mütze, die ich mir tief

über die Ohren herabzog. Man hätte mich für einen Räuber halten können, aber immerhin lenkte ich die Aufmerksamkeit der Neugierigen jetzt weniger auf mich, als in jenem Wagen.

An dem hölzernen Gebäude angelangt, wo ich mit mehreren Kavalieren der Suite des Prinzen Karl in den niederen Zimmern des Erdgeschosses logierte, dessen Fenster alle offen standen, wollte ich nicht durch die Türe eintreten, um niemandem zu begegnen; ich dachte weiss Gott wie klug zu handeln, indem ich mein Zimmer durchs Fenster betrat; aber ich irrte mich im Fenster und sprang mit einem Satz in das Zimmer meines Nachbars, des Generals Roniker, der sich gerade rasieren liess. Er glaubte ein Phantom vor sich zu sehen: einige Augenblicke standen wir einander stumm gegenüber, dann brachen wir in Gelächter aus. Ich sagte:

„Fragen Sie nicht, woher ich komme, auch nicht, weshalb ich durch das Fenster gesprungen bin, aber als treuer Landsmann müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, dass Sie nichts hiervon erwähnen werden."

Er gab mir sein Wort, und ich legte mich nieder, aber ich konnte nicht einschlafen.

Zwei Tage verbrachte ich in der schrecklichsten Ungewissheit. Ich sah es allen Mienen an, dass mein Abenteuer bekannt war, aber kein Mensch sprach mit mir darüber. Schliesslich fand die Grossfürstin Mittel und Wege, mir ein Billett zukommen zu lassen, aus dem ich ersah, dass sie Schritte unternommen hatte, um die Maitresse des Grossfürsten zu gewinnen. Am übernächsten Tage kam der Grossfürst mit seiner Frau und seinem ganzen Hofe nach Peterhof, um den St. Peterstag (den 29. Juni a. St., 11. Juli n. St.)

dort zu verbringen, einen Hoffesttag zu Ehren des Begründers dieses Ortes.

Am gleichen Abend war Hofball; ich tanzte mit Elisabeth Woronzow Menuett und sagte ihr bei dieser Gelegenheit: „Sie könnten einige Menschen glücklich machen.“ Sie antwortete: „Es ist so gut wie geschehen, kommen Sie eine Stunde nach Mitternacht mit Lew Alexandrowitsch zum Pavillon Monplaisir, wo I. K. Hoheiten logieren, in den unteren Garten.“ Ich drücke ihr die Hand; ich bespreche mich mit Lew Alexandrowitsch Narischkin. Er sagt: „Kommen Sie, Sie werden den Grossfürsten dort treffen.“

Ich überlegte einen Augenblick, dann sagte ich zu Branicki: „Willst du es riskieren, heute Nacht mit mir im unteren Garten zu promenieren? Gott weiss, wohin diese Promenade uns führen wird, voraussichtlich aber wird sie ein gutes Ende nehmen.“ Er willigt ein ohne zu zögern und wir begeben uns zu besagter Stunde nach dem besagten Orte. Einige zwanzig Schritte vor dem Salon begegne ich Elisabeth Woronzow, die zu mir sagt: „Sie müssen etwas warten, denn einige Leute rauchen noch ihre Pfeifen mit dem Grossfürsten und er will sie erst los sein, ehe er Sie sehen will.“ Sie entfernt sich mehrmals, um den richtigen Moment zu erspähen. Schliesslich sagt sie: „Treten Sie ein!“ Und der Grossfürst kommt mit heiterer Miene auf mich zu und sagt:

„Du bist ein grosser Narr, dass du dich mir nicht rechtzeitig anvertraut hast. Hättest du es getan, so wäre dieser Eklat nicht passiert!“

Ich ging auf alles ein (wie man wohl glauben wird) und begann mich sofort über die tiefe Weisheit der militärischen Anordnungen S. K. Hoheit auszulassen,

denen ich unmöglich hatte entrinnen können. Das schmeichelte ihm ausserordentlich und versetzte ihn in die beste Laune, so dass er nach einer Viertelstunde sagte:

„Da wir nun also gute Freunde sind, so fehlt uns hier noch jemand."

Daraufhin geht er in das Zimmer seiner Frau, zieht sie aus dem Bette, lässt ihr nur so viel Zeit, Strümpfe anzuziehen und einen Schlafrock überzuwerfen (nicht einmal Schuhe noch einen Unterrock darf sie anlegen), führt sie in diesem Aufzug herein und sagt zu ihr, auf mich weisend:

„Nun also, hier ist sie. Ich hoffe, man wird mit mir zufrieden sein."

Sie benützt die Gelegenheit und sagt schlagfertig: „Es bedarf nur noch einiger Zeilen von Ihnen an den Vizekanzler Woronzow, um ihn zu bitten, er solle in Warschau die schleunigste Rückkehr Ihres Freundes an unseren Hof erwirken."

Der Grossfürst verlangt einen Tisch zum Schreiben. Man findet nur ein Brett, das man ihm über die Kniee legt; und er schreibt mit Bleistift ein dringliches Billett an Woronzow in dieser Sache; mir übergibt er einen gleichfalls mit Bleistift geschriebenen Zettel, von seiner Maitresse mit unterzeichnet, den ich noch im Original besitze:

„Sie können versichert sein, dass ich alles unternehmen werde, damit Sie hierher zurückkehren können. Ich werde mit jedermann darüber sprechen und werde Ihnen beweisen, dass ich Sie nicht vergesse.

„Ich bitte Sie, mich nicht zu vergessen und zu glauben, dass ich stets Ihre Freundin bleiben und dass ich mein möglichstes tun werde, um Ihnen

zu dienen. Ich verbleibe Ihre Ihnen sehr gewogene Dienerin Elisabeth de Woronzow."

Hierauf plauderten wir alle sechs miteinander, machten allerhand Scherze mit einer kleinen Fontäne, die sich im Salon befand, als hätten wir nicht die geringsten Sorgen gehabt, und trennten uns erst gegen vier Uhr morgens.

So verrückt dies wohl erscheinen mag, — ich versichere, dass es die reine Wahrheit ist; hier begann meine Intimität mit Branicki.

Am nächsten Tage machten mir alle wieder freundliche Mienen. Der Grossfürst veranlasste mich noch viermal, meine Ausflüge nach Oranienbaum zu wiederholen. Ich kam des Abends an; ich begab mich auf einer heimlichen Treppe nach dem Appartement der Grossfürstin; dort traf ich den Grossfürsten mit seiner Maitresse. Wir soupierten gemeinsam, dann entführte er seine Maitresse, indem er zu uns sagte: „Nun, meine Kinder, ich glaube, ihr braucht mich nicht mehr"; und ich blieb, solange ich wollte.

Iwan Iwanowitsch sagte mir nur Angenehmes, ebenso Woronzow. Ich hatte jedoch Gelegenheit zu bemerken, dass dies alles nicht ganz aufrichtig war und dass ich abreisen musste. Die Bewilligung hatte ich bereits; endlich verliess ich Petersburg am . . . . .

Auf meiner Reise wurde ich vom Unglück verfolgt; alle Unfälle, die einem Reisenden begegnen können, hielten mich auf. Erst nach drei Wochen langte ich in Siedlce an, wohin mein Vater und meine Mutter sich nach dem Tode meiner am 20. Februar dieses Jahres verstorbenen Grossmutter Czartoryska zurückgezogen hatten.

Schluss des ersten Bandes.

Stammtafel der Familie Czartoryski

Kasimir, Kastellan von Wilno — Gem. Isabella Morsztyn

Friedrich Michael (1696—1775) Grosskanzler von Litauen. Gem. Eleonore Waldstein	August Alexander (1697—1782) Woiwode von Ruthenien. Gem. Marie Sophie Sieniawska	Theodor † 1768 Bischof von Posen	Louise Elisabeth Nonne vom Orden der Visitandinen	Konstanzia vermählt mit Stanisław Poniatowski, Kastellan von Krakau. Mutter des Königs Stanisław August

Kinder des Friedrich Michael:

Alexandra	Antonia	Konstanzia
verm. mit Michael Sapieha († 1760), Vizekanzler von Litauen, dann m. Hetman Michael Ogiński	vermählt mit Johann Georg Flemming, Grossschatzmeister von Litauen	verm. mit Johann Georg Flemming

Kinder des August Alexander:

Adam Kasimir	Elisabeth*)
General der podolischen Lande. Gemahlin Isabella Flemming	vermählt mit Stanisław Lubomirski (1719—1783), Grossmarschall der Krone

Kinder des Adam Kasimir:

Adam Georg	Theresia Maria	Konstantin Adam	Sophie
(1770—1861) Senator, Woiwode, später russ. Minister des Ausseren. Gem. Anna Sapieha	Herzogin von Württemberg	(1773—1860) Brigadegeneral. Gem. I. Aniela Radziwiłł II. Maria Dzierżanowska	verm. mit Zamojski

*) Der König nennt sie auf S. 93 der Memoiren Isabella.

Anm. d. Herausg.: Die Stammtafel umfasst nur die für die Memoiren wichtigen Generationen der Familie.



Stammtafel der Familie Poniatowski

Franz Poniatowski — Gem. Helene Niewiarowska

- **Stanisław** (1676—1762) Kastellan von Krakau. Gem. Konstanzia Czartoryska
  - **Kasimir** (1721—1800) Grosskämmerer der Krone
    - **Stanisław** (1754—1833) Grossschatzmeister der Krone
    - **Konstanzia** († 1830) vermählt mit Ludwig Tyszkiewicz
  - **Louise** (1728—1804) verm. mit Jan Jakob Zamojski († 1789)
    - **Ursula Zamojska** verm. mit Michael Mniszech, Grossmarschall d. Krone († 1806)
  - **Isabella** (1730—1801) verm. m. Hetman Jan Klemens Branicki († 1771)
  - **Stanisław August** (1732—1798) König
  - **Andreas** (1734—1773) österr. General-Feldzeugmeister. Gem. Therese Kinska
    - **Josef** (1762—1813)
    - **Maria Theresia** (1763—1816) verm. m. Vinzenz Tyszkiewicz, Referend. v. Litauen
  - **Michael** (1736—1794) Primas von Polen



Gedruckt für den Verlag Georg Müller in München bei Mänicke und Jahn in Rudolstadt, nach Entwürfen von Paul Renner gebunden von Hübel & Denck in Leipzig. Zweihundertfünfzig Exemplare wurden auf holländischem Bütten abgezogen und in Ganzleder gebunden. Einhundertfünfzig Exemplare hiervon werden für die Gründer des Unternehmens reserviert.



